This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN MKLV 5

Der Krieg von 1870/71

dargestellt von Mitkämpfern.

Siebenter Band.

Die Belagerung von Paris

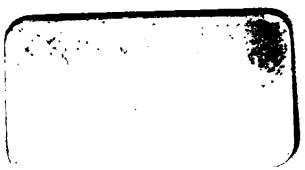
von

Carl Tanera,
Hauptmann z. D.

Mit einer Karte.

Dritte Auflage.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.



3 0250 09001 1243

ERK

Vollständig liegt nun vor:

Der Krieg von 1870/71

dargestellt von Mitkämpfern.

In Verbindung mit anderen herausgegeben von Hauptmann **Tanera.**

Vollständig in 7 Bändchen im Umfang von 13—17 Bogen, dazu in oder mehrere Karten, zum Preise von 2 ℳ geheftet und 2 ℳ 50 ₰ legant kartonniert.

Prospekt.

Das vorliegende Unternehmen hat sich zum Ziele gesetzt, die große nd unvergeßliche Zeit des Krieges der Jahre 1870/71 dem deutschen Volke ufs neue lebendig zu machen. **In fesselnden Schilderungen von Augen- ugen und Mitkämpfern sollen die großen Aktionen des Feldzugs öglichst anschaulich vorgeführt werden.** Indem das Wort stets solche aben, die den Ereignissen selbst beigewohnt haben, gewinnt die Darstellung einen Reiz, dessen die Kriegsgeschichten bisher meistenteils ntbehrten. Indem die Bilder der Kriegsoperationen und des Gefechts- erlaufs mit der Staffage persönlicher Erlebnisse geschmückt sind, irken sie weit packender und anschaulicher, als die auf dergleichen Bei- werk Verzicht leistende offizielle Kriegsgeschichte, welche indes, wie wir offen, aus unserm Werk manchen unmittelbaren Nutzen schöpfen soll, ie letzteres umgekehrt jener selbstverständlich reichen Dank schuldet.

Inhalt.

Erstes Bändchen: **Weißenburg, Wörth, Spichern.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit vier Karten.

Zweites Bändchen: **Im und in Metz 1870.** Nach eigenen Erlebnissen geschildert von Dr. **J. Steinbeck.** Mit Karte.

Drittes Bändchen: **Die Schlachten von Beaumont und Sedan.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit Karte.

Viertes Bändchen: **Straßburg unser! — Bis ans Meer.** Von **Helmuth von Pressentin.** Mit mehreren Karten.

Fünftes Bändchen: **An der Loire und Sarthe.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit Karte.

Sechstes Bändchen: **Belfort, Dijon, Pontarlier.** Von Dr. **J. Steinbeck.** Mit Uebersichtskarte von Nordostfrankreich und zwei Spezialkarten des südöstlichen Kriegsschauplatzes.

Siebentes Bändchen: **Die Belagerung von Paris.** Von Hauptmann **Karl Tanera.** Mit Karte.

Jedes Bändchen ist in sich vollständig selbständig; alle sieben schließen sich aber zusammen zu einer abgerundeten, höchst lebensvollen und fesselnden Geschichte des großen Krieges im ganzen. Wir glauben den

Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern

zunächst recht nachdrücklich allen Veteranen des großen Krieges, ferner zur Anschaffung für die Regiments-, Unteroffiziers- und Mannschaftsbibliotheken, sowie für die Volks- und Schulbibliotheken wie überhaupt als prächtiges Unterhaltungsbuch für die heranwachsende deutsche Jugend empfehlen zu sollen. Im weitern seien alle Freunde einer herzerhebenden Lektüre zur Subskription eingeladen! **Es liegt hier in Wahrheit ein Werk vor, das in jedem deutschen Haus einen Platz verdient, und das berufen ist, für Alt und Jung ein unversieglicher Quell patriotischer Erquickung und fesselnder Unterhaltung für Generationen hinaus zu werden!**

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in München.

Ferner ist in unserem Verlag erschienen:

Fröschweiler Chronik.

Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870

von **Karl Klein,**
Pfarrer in Fröschweiler bei Wörth im Elsaß.

8. Auflage. 1889. Geh. 2 ℳ 25 ₰; eleg. gebunden 2 ℳ 80 ₰.

☞ Diese Aufzeichnungen des Ortsgeistlichen von Fröschweiler, die bereits **acht Auflagen** erlebt haben, versetzen uns, wie kein anderes bisher erschienenes Buch, in die Wirklichkeit des Krieges und einer Schlacht mit allen ihren Folgen für die Krieger sowohl wie für die bürgerliche Bevölkerung, die davon betroffen wird. Acht Auflagen, die bereits erschienen, bezeugen die ungewöhnliche Anziehungskraft dieses köstlichen Büchleins.

Erlebnisse eines freiwilligen Jägers im Feldzug 1870/71

von **Oskar Teibig.**

2. Auflage. 1889. Eleg. geh. 2 ℳ 25 ₰; gebunden 2 ℳ 80 ₰.

☞ Eine Rezension sagt über dieses Buch: „Was uns bisher fehlte,

eine Beschreibung dessen, was der einzelne Mann in diesem Feldzug geleistet und gelitten, das wird uns hier geboten." Eine andere Besprechung nennt das Büchlein „ein beredtes Zeugnis von dem Geiste, der damals bei der gebildeten Jugend Deutschlands herrschte." Ein prächtiges Buch für Volksbibliotheken!

Ernste und heitere

Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers

im Jahre 1870/71

von **Karl Tanera**, Hauptmann.

3. Auflage. 1889. **Zwei Bände.** Geh. à 1 ℳ 80 ₰. Eleg. kart. à 2 ℳ 40 ₰.

Im Verlauf von nur 1 Jahr haben sich je zwei starke Auflagen der beiden Bändchen von **Tanera's „Ernsten und heiteren Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/71"** vergriffen, so daß nunmehr die **3. Auflage** nötig geworden ist. Der Verfasser, der im I. bayerischen Armeekorps die Schlachten der III. Armee von Anfang bis Ende des Feldzugs mitgeschlagen hat, hat nicht nur viel erlebt, sondern versteht auch trefflich zu erzählen. Die **„Magdeburger Zeitung"** schreibt über Tanera's „Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers":

„Der Verfasser ging als 20jähriger Lieutenant beim 1. bayerischen Jäger„bataillon in den Krieg. Er machte die sämtlichen Gefechte an der Loire, „bei Orleans, Coulmiers, Loigny u. s. w. mit, und zwar als Ordonnanz„offizier, also immerfort in den Mittelpunkten der kriegerischen Ope„rationen, stand später mit vor Paris, blieb auch noch nach abge„schlossenem Frieden eine Zeit lang in Frankreich beim Okkupations„korps. Mit dem vollen Feuer der Jugend und doch mit dem kalten Blute eines „rasch im Feuer der Schlachten gestählten Kriegers erzählt er seine Erlebnisse und „die Thaten und Schicksale des Armeekorps, dem er angehörte, jener „blauen Teufel", „wie die Franzosen die von ihnen mit Recht so sehr gefürchteten Bayern nannten. „Wer die ganze zähe Tapferkeit und den bis zur äußersten Verwegenheit gesteigerten „Kampfesungestüm dieser braven Truppe kennen lernen will, der lese dieses Buch, „welches übrigens neben den vielen, sehr „ernsten" Erinnerungen (die Verluste der „Bayern in jenen Kämpfen an der Loire waren furchtbare!) auch viele sehr „heitere" „enthält, persönliche Erlebnisse der merkwürdigsten Art, wie sie eben nur ein solcher „von Jugendkraft, Kampfesmut, ja bisweilen Übermut und feurigstem Patriotismus „strotzender Krieger aufzuweisen hat und wie sie hier mit einer seltenen Un„mittelbarkeit, Lebendigkeit und Anschaulichkeit wiedergegeben sind. Für„wahr, wenn man diese Schilderungen liest (die von jeder Renommage frei sind „und sicherlich nur lautere Wahrheit enthalten), so begreift man und erkennt aufs „Neue mit freudigem, patriotischem Stolze, wie die deutschen Waffen überall sieg„reich sein mußten, d. h. da, wo eine verhältnismäßig schwächere, aber todesmutige „Schar einer bedeutenden feindlichen Übermacht gegenüberstand."

Erlebnisse eines rheinischen Dragoners

im Feldzuge 1870/71.

Von **Dr. Adolf Kayser.**

1889. 14½ Bogen. Geheftet 2 ℳ; elegant kartonniert 2 ℳ 50 ₰.

☞ Ein sicherlich für weite Kreise hochwillkommenes Seitenstück

zu den soeben in 2. Auflage erschienenen Erlebnissen eines freiwilligen Jägers im Feldzuge 1871 von Leibig (geh. 2 ℳ 25 ₰.; kart. 2 ℳ 80 ₰.). Wurde hier versucht zu schildern, was der Infanterist in jenem Kriege geleistet und gelitten hat, so erzählt in **Dr. Kayſers** Büchlein ein Kavallerist seine Erlebnisse; das Interesse, mit dem der Verfasser die Leser zu fesseln weiß, wird durch seine mannigfaltigen und reichen Erlebnisse erhöht. Des Verfassers Abteilung entdeckte u. a. zuerst den berühmten Rechtsabmarsch der Franzosen, der zur Schlacht von Sedan führte.

Bei den Fahnen

des XII. (königlich sächsischen) Armeekorps.

Erinnerungen eines Angehörigen des 107. Regiments im Feldzug 1870/71.

Von **C. L. Hähnel.**

1889. Mit drei Plänen. Eleg. geh. 1 ℳ 60 ₰; eleg. kart. 2 ℳ 20 ₰.

☛ In der großen Litteratur über das Jahr 1870 befinden sich sicherlich nur ganz wenige Bücher von solch unmittelbar ergreifendem und zum Herzen sprechendem Inhalt, wie die vorliegenden, erst jetzt nach Verlauf von 19 Jahren von ihrem Verfasser veröffentlichten Aufzeichnungen über den **Anteil der sächsischen Armee an den großen Schlachten des 70er Jahres!**

Die Bücher von Hähnel, Kayser, Klein, Leibig und Tanera ergänzen sich in glücklichster Weise, um dem heranwachsenden Geschlecht ein treues Stimmungsbild aus dem großen Jahre zu vermitteln, wie es eben nur die wahrheitsgetreue Schilderung des Selbsterlebten vermag. Schildert das Buch von Klein hauptsächlich die Schrecken des Kriegs, wie sie die betroffene bürgerliche Bevölkerung empfindet, so gewähren uns Hähnel, Kayser und Leibig einen Einblick in die gehobene Stimmung, welche die deutsche Jugend trieb, zur Fahne zu eilen, während Tanera den Berufssoldaten vertritt. In ihrer Gesamtheit bilden sie eine unvergleichlich lebensvolle Erinnerung an den großen Krieg und sind vor allem den Volks- und Schulbibliotheken geradezu unentbehrlich, ganz besonders aber auch geeignet zu Geschenken an Militärs, dann die reifere Jugend.

Volksbildungs- und Kolportagevereine, sowie die Tit. Militärbehörden, welche Anschaffungen für Kasernen und Wachtbibliotheken ins Auge fassen, setzen wir davon in Kenntnis, daß bei Bezug von 12 Exemplaren jede Buchhandlung ein Freiexemplar gewährt; wo größere Bezüge in Aussicht genommen sind, treten noch weitere Vergünstigungen ein.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
in München.

Der Krieg von 1870/71

dargeſtellt

von Mitkämpfern.

Siebenter Band.

Die Belagerung von Paris.

München 1890.
C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
(Schwabing, Wilhelmſtraße 9.)

Josef SPERK

Die Belagerung von Paris.

Von

Carl Tanera,
Hauptmann z. D.

Mit einer Karte.

München 1890.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
(Schwabing, Wilhelmstraße 9.)

HARVARD UNIVERSITY
LIBRARY
SEP 08 1988
GNE

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Mit diesem Bande schließe ich unser gemeinsames Werk über den großen Krieg. Mit dankbarer Befriedigung will ich auf die vollbrachte Arbeit zurücksehen, wenn sie annähernd das erreicht, was ich mir erträumt, wenn sie dem deutschen Volke zeigt, was Kaiser Wilhelm der Siegreiche, was unsere Feldherrn und Führer, was das ganze Heer 1870/71 geleistet, wo und wie wir gekämpft, was wir errungen haben, und wenn sie unseren jungen Nachwuchs zu Gleichem anspornt für den Fall, daß es wieder einmal gilt.

Berlin, im September 1889.

Tanera, Hauptmann z. D.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Vormarsch gegen Paris und die Einschließung der Stadt im Süden. Die Gefechte des 19. Septembers 1870 . . .	1
2.	Die Einschließung von Paris im Norden und Osten . . .	21
3.	In Paris bis zur Einschließung	32
4.	Bei den Einschließungstruppen im Herbste 1870	49
5.	Die Einschließung bis Oktober 1870 und die Gefechte bei Chevilly und Bagneux	69
6.	Die Einschließung bis Ende November 1870 und die Gefechte von La Malmaison und Le Bourget	86
7.	In Paris während der Einschließung	104
8.	Die Ausfälle der letzten Novembertage 1870. Die erste Schlacht bei Villiers	121
9.	Die zweite Schlacht bei Villiers am 2. Dezember 1870 . .	141
10.	Vorposten im Winter 1870/71. Die Beschießung	160
11.	Das neue Jahr. Die Kaiserproklamation. Die Schlacht am Mont Valérien am 19. Januar 1871	179
12.	Die Übergabe der Stadt. An der Demarkationslinie. Der Einzug in Paris. Der Friede und die Räumung Frankreichs	199

I.

Vormarsch gegen Paris und Einschließung der Stadt im Süden. Gefechte des 19. Septembers 1870.

Im Biwak vor Sedan, den 3. September 1870.

Liebe Eltern! Mit unserer gestern Euch angedeuteten Heimkehr wird es nichts. Den verrückten Heringen von Franzosen genügt es nicht, daß wir ihren Kaiser mitsamt seiner Feldarmee gefangen haben; wir müssen auch noch in ihrer Hauptstadt Besuch machen. Uns ist es recht; da sehen wir doch noch ein Stück von Frankreich und können uns an Ort und Stelle überzeugen, ob Paris so schön ist, wie man sagt. Also auf Wiedersehen nach dem Einzug in Paris, der in einigen Wochen stattfinden wird.

Euer Sohn

Carl."

So schrieb ein junger Leutnant nach der großen Schlacht an seine Eltern; so oder ähnlich dachten wir alle. „Werden ja das Nest — damit meinten die Jäger nämlich Paris — bald gestürmt haben und dann müssen sie Frieden schließen, ob sie wollen oder nicht." Es kam aber doch anders, als wir erwartet. Monate vergingen, Schnee und Eis bedeckte die Fluren, und das „Nest" widerstand noch immer. Wenn es sich eben darum handelte, opfermutig Gut und Blut dranzusetzen, Mühsale und Entbehrungen zu ertragen und dies alles zum, wenn auch nur

vermeintlichen Besten des Vaterlandes, dann waren die Pariser am Platze und jeder, selbst ihr Feind muß dies anerkennen und hochachten.

Also die dritte und die Maas-Armee setzten sich schon am 4. September wieder in Bewegung, um auf Paris zu marschieren. Um das schwierige Geschäft des Aufräumens des Schlachtfeldes und des Wegbringens der Gefangenen, erbeuteten Geschütze, Waffen ꝛc. zu vollenden, blieben nur die beiden Armeekorps, welche in der Schlacht am 1. September die größten Verluste erlitten hatten, nämlich das I. bayerische und das XI. preußische unter Oberbefehl des bayerischen Generals von der Tann zurück. Sie sollten später ebenfalls nach Paris nachfolgen. Das VI. Armeekorps stand schon in der Richtung auf die Hauptstadt um einen starken Tagemarsch vorgeschoben und suchte und fand bald die Verbindung mit dem XIII. französischen Armeekorps, das unter General Vinoy der Mac Mahon'schen Armee nachgeschickt worden war, zu seinem größten Glücke aber den Anschluß versäumte. Auf die Nachrichten über den Ausgang der Schlacht wollte nun dieser General mit all seinen Truppen über Rethel auf Paris zurückkehren.

Da liefen Meldungen ein. „Les cuirassiers blancs sont à Guignicourt!" „Voilà les prussiens à Tourteron, au Chênois, à Escordal et Pauvres."

Ein Bauer kommt auf zweirädrigem Karren dahergejagt. „Où est Monsieur le général."

„Le voilà! Qu'est ce qu'il-y-a?"

„Mon général, nous sommes tous perdus. 12,000 prussiens sont arrivés à Rethel cette nuit."

„Pas possible!"

„Mais certainement! Je vous le jure. Je les ai vu moi même les colonnes immenses. Ce sont au moins 15,000!"

Neue flüchtige Bauern bestätigen die Angaben des ersten. Der General besann sich nicht lange und befahl das sofortige Ausbiegen über Novion-Porcien.

Kaum waren seine Truppen umgekehrt, so sausten preußische

Granaten daher und schlugen in Saucles ein. Die französische Arrièregarde wehrte sich redlich ihrer Haut. Sie wurde aber doch von den Geschützen des Generalleutnants von Rheinbaben tüchtig angekratzt.

Während der Nacht zum 3. September mehrten sich die beim XIII. französischen Armeekorps einlaufenden Meldungen über das Heranrücken der Preußen. Sie täuschten sich auch nicht, denn General von Hoffmann beabsichtigte mit seiner, der 12ten Division, sie am 3. energisch zu fassen. Dem mußte sich General Vinoy entziehen. Thatkräftig, wie er war, ordnete er noch in der Nacht den Weitermarsch an und früh 2 Uhr räumten die Franzosen ihre Stellung, ließen aber die Biwakfeuer brennen. Freilich entdeckten dies die 15ten Dragoner bald. Allein bis alles gemeldet und die preußischen Truppen marschbereit waren, verging doch soviel Zeit, daß die schnellfüßigen Gegner nicht mehr ernstlich angegriffen werden konnten. Nur einige Granaten zweier vorantrabender Batterien erreichten sie noch in Chaumont-Porcien und gaben ihnen das Geleite. Auf gleich energische Weise führte General Vinoy den weiteren Rückmarsch seines Korps durch und entkam mit demselben glücklich nach Paris.

Der Vormarsch der beiden deutschen Armeen war sehr schwer ins Werk zu setzen, weil man vor allem wegen der rückwärtigen Verbindungen die dritte Armee auf die südlichen, die Maas-Armee aber auf die nördlichen der nach Paris führenden Straßen bringen mußte. Dabei konnten Kreuzungen von einzelnen Truppen, besonders aber von Verpflegs-, Munitions-, Bagage- und anderen Kolonnen mit einander kaum vermieden werden. Hierzu kam noch die Rücksicht auf die zurückzusendenden großen Gefangenentransporte und die langen für die Verpflegung der französischen Armee herbeizuführenden Nahrungsmittelkolonnen. Was für eine komplizierte Rechnung die Anordnung solcher Marschtafeln ergibt, wie schwierig die Unterbringung so zahlreicher Truppen, ohne daß ein Durcheinander entsteht, vorzubereiten ist, welche tausenderlei Rücksichten wegen Verbindungen, Befehlgebung, Sicherungsdienst, Rekognoszie-

rungen, Lazarettwesen, Nachschub ꝛc. ꝛc. zu nehmen sind, davon weiß der Laie, der einfach liest: „die Armeen brachen gegen Paris auf", nichts. Die Herrn aber, die jemals, beneidet von den Kameraden wegen ihrer schönen Stellung, bei höheren Stäben so manche Nacht statt auf dem heißersehnten Biwakstroh am improvisierten Schreibtisch zubrachten und mit Karte und Zirkel, Zahlentabelle und Ordre de bataille rechneten, schrieben, mit Mühe den Schlaf verscheuchten und sich immer wieder die kolossale Verantwortung vor die Augen hielten, um eben Herr über die Müdigkeit zu werden, die wissen, wie schwer ein solcher Marsch von Massen in Szene gesetzt wird. Bei uns aber ging es, Dank dem großen Denker, Organisator und Lehrer Moltke und seinen tüchtigen Schülern, den deutschen Generalstabsoffizieren und Adjutanten, glatt und ohne besondere Schwierigkeiten von statten. Im allgemeinen nahmen die dritte Armee über Reims, Epernay, Montmirail, Coulommiers und Brie Comte Robert, die Maas-Armee über Château Porcien, Laon, Villers Cotterets und Nanteuil le Haudoin ihren Weg. Das zu ersterer gehörige VI. Korps blieb, als die weitere Verfolgung des XIII. französischen Korps gegenstandslos geworden, ungefähr in der Mitte von beiden Armeen und wendete sich über Reims und Dormans nach Meaux, wo es das Aufschließen der übrigen Armeekorps abwartete.

Die Märsche durch diesen schönen Teil Frankreichs boten Abwechslung, wenig Anstrengung und fanden anfangs ohne jede Beunruhigung durch den Feind statt. Es ist auch jene Gegend, wenn man einmal die einförmigeren ebenen Flächen der Champagne hinter sich hat, ein wahrer Garten, dessen Pracht je näher an Paris desto mehr zunimmt. Kaum gibt es ein Dorf, das nicht sein reizendes, oft verschwenderisch prächtiges Schloß mit altem herrlichem Parke besitzt. Vorzügliche Straßen erhöhen die Gangbarkeit, Alleen und von Alleen eingerahmte Kanäle bilden eine malerische Staffage der an und für sich so entzückenden Landschaft. Da hindurch zogen die deutschen Regimenter im schönsten Reisemonat, im September; die vom Krieg bisher

verschonten Orte lieferten Nahrungsmittel in Hülle und Fülle, ausgezeichneter Champagnerwein wurde an Ort und Stelle probiert, der in der Brie, sowie der Isle de France wachsende Rotwein war auch nicht schlecht, glänzender Sonnenschein vergoldete das Gelände und leuchtend und hell erschien es im eigenen Herzen und sprühte in fröhlichen Blicken aus munteren Augen. Wir waren ja die Sieger von Weißenburg, Wörth und Beaumont, von Gravelotte und von Sedan, und wußten, der Hauptfeind, das Heer des französischen Kaisers, war geschlagen und gefangen oder in Metz eingeschlossen, was uns noch entgegentreten konnte, lohnte kaum der Mühe, es zu bekämpfen.

Ja, so dachten wir damals, waren guter Dinge und lebten auf unserem militärischen Spaziergang gegen Paris wirklich wie „der Herrgott in Frankreich". Nur eine düstere Episode aus dieser Zeit erinnerte wieder deutlich daran, daß wir doch nicht zum Vergnügen in einem schönen Teile unserer lieben deutschen Heimat, sondern in einem feindlichen Lande mit hie und da recht heimtückischer Bevölkerung herumzogen. Am 9. September übergab sich nämlich die Festung Laon an die durch die 4ten preußischen Jäger verstärkte 6te Kavallerie-Division. Die Ablieferung der Waffen hatte stattgefunden, eben verließen die letzten Kriegsgefangenen den Hof der Zitadelle, in dem sich der Divisionskommandeur, der Herzog Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin, mit seinem Stabe und die 1te Kompanie der IV. Jäger befanden, da erfolgten rasch nacheinander zwei heftige Lufterschütterungen, Mauern stürzten ein, Steine flogen durch die Luft, Rauch und Qualm bedeckten alles und erst allmählich konnte man erkennen, daß das Pulvermagazin der Festung in die Luft geflogen und in der Zitadelle und dem derselben zunächst liegenden Stadtteile eine entsetzliche Verwüstung entstanden war. Bald genug belehrte hierauf das Wimmern und Klagen der Verwundeten, daß auch Menschen verletzt worden. Der Rauch verzog sich nach und nach und nun übersah man das durch die Explosion entstandene Unheil vollständig. 3 Offiziere, 38 Mann der Preußen lagen zerschmettert auf dem Hofe der Zitadelle, 12 Offiziere,

60 Mann waren zwar mit dem Leben davongekommen, allein mehr oder minder schwer verletzt. Selbst der Divisionskommandeur, Herzog Wilhelm, und fast sein ganzer Stab befanden sich unter den Verwundeten. Von den Franzosen waren etwa 300 tot und verwundet. Zur Ehre der französischen Armee ergab die nachherige Untersuchung, daß niemand etwas von dieser niederträchtigen Verräterei wußte, sondern sie allein die That eines verrückten Munitionsaufsehers war.

Die Märsche der anderen Truppen vollzogen sich ohne besondere Ereignisse. Halt! Ich hätte beinahe das Aufheben des Franktireur-Nestes bei Crèvecoeur vergessen. Rückten da in den Ortschaften südlich und vor dem großen Walde zwischen diesem Dorfe und Tigeaux Bayern des Generals v. Hartmann ein. Vor ihnen hatte schon das ganze V. preußische Korps diese Gegend passiert. Trotzdem mußte man natürlich einige Kantonnements-Wachen ausstellen. Nicht gerade sehr vergnügt darüber, daß er nicht wie die Kameraden schlafen durfte, saß der wachthabende Jägerleutnant im Schatten einer großen Linde und blickte über das im Mondschein ziemlich hell erleuchtete Gelände.

Plötzlich lauscht er. „Was ist das?“ — „Tritte?“

Da kommt auch schon ein Jäger angerannt.

„Meldung vom Doppelposten an der Straße nach Crèvecoeur. In der Niederung am Bache schleichen sich Männer nach dem Walde. Sie scheinen Körbe und Kessel zu tragen. Waffen haben sie keine. Zum Anrufen war es zu weit und schießen wollten wir nicht, um keinen unnötigen Alarm zu verursachen. Die Männer machten auch nicht den Eindruck von Franktireurs. Es kam uns aber der Gedanke, sie könnten solchen Lebensmittel oder Munition in den Wald bringen.“

„Ja, ja. Das ist möglich. Sofort zur Hauptwache, ich lasse um 30 Mann Verstärkung bitten!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Der Jäger verschwand, der Offizier trat in das Wachlokal und entsendete schleunigst 2 Schleichpatrouillen nach der bezeichneten Richtung. — 2 Stunden vergingen. Eine Patrouille

kehrte ohne Neuigkeit zurück. Jetzt erschien auch die andere und brachte einen älteren waffenlosen Bauern, den sie im Walde aufgegriffen, mit. Sofort begann der Leutnant das Verhör.

„Ihr habt Lebensmittel in den Wald getragen?"

„Oui, mon lieutenant!"

„Zu welchem Zwecke?"

„Für die dort versteckten Franktireurs!"

„Was? Es sind Franktireurs im Walde? Wie viele denn?"

„Etwa 6000!"

Wie der Blitz fuhr der Leutnant in die Höhe. „6000?"

„Oui, mon lieutenant. Es können aber auch noch mehr sein."

Nun geschah gerade das Gegenteil von dem, was der alte Bauer durch seine Schwindelei hatte bewirken wollen. Statt nämlich zu alarmieren und sofort das Dorf zu räumen, wurde zwar auch leise das ganze Jägerbataillon allmählich aus den Betten geholt, aber es riß nicht aus, sondern besetzte nur den Dorfrand, um die etwa bei Tagesanbruch zum Überfall heranrückenden Franktireurs würdig zu empfangen. Leutnant von B. aber ging mit seinem ganzen Jägerzuge los, um im Walde nachzusehen, wo die Franktireurs steckten und ob es denn wirklich so viele seien. Trotz seines Widerspruches mußte der Bauer als Führer mitgehen.

„Kerl, wenn du uns falsch führst, fliegt dir eine Revolverkugel in das Gehirn. Du zeigst uns die Stelle, wohin du und deine Spießgesellen das Essen trugen."

Das verstand der Pisang. Er wollte noch etwas entgegnen, allein der vorgehaltene Revolver und das Kommando des Leutnants: „Tais-toi et fais le guide — ou —!" ließ ihn sofort verstummen und vorausgehen. Es war 1 Uhr nachts. Voran der an jedem Arm fest angebundene und von 2 Jägern an den Stricken gehaltene Bauer, dann der Offizier und seine Jäger, alle mit gespannten Büchsen, so gings leise, geisterhaft durch den Wald. Wegen des Vollmondes sah man verhältnismäßig gut. Hie und da ein leiser Pfiff des Leutnants, alles

hielt und lauschte. Heftige Rucke an den Stricken bedeuteten auch dem Bauern still zu stehen. Nichts war hörbar. Wieder ein leiser Pfiff für die Jäger, ein Kolbenstoß für den Bauern, weiter schleicht die kühne Schar. — Noch einmal Halt. — „Ist es noch weit an die Stelle, Bauer?"

„Seulement 300 mètres. Mais je vous assure!"

„Tais-toi donc — ou!" — Verdächtig nahe erscheint die Revolvermündung am Schädel des Bauern, der zitternd schweigt. Von neuem, noch behutsamer als vorher schleichen die Jäger vorwärts.

Plötzlich schlägt ein Hund an. „Herr Leutnant, ein Hof!"

„Aha, das ist das Nest."

Patrouillen umkreisen das kleine in einer Lichtung deutlich erkennbare Gehöfte. Kein Mensch ist zu sehen; nur Hundegebell verrät lebende Wesen. Ein Pfiff und alle Patrouillen bleiben da, wo sie gerade sind, liegen. Von allen Seiten richten sich bayerische Jägerbüchsen auf das unheimliche Haus. Nun geht der Leutnant mit 6 Mann vorsichtig gegen das Hofthor vor. Die Hunde bellen immer wütender. Der Offizier klopft am Thor. Kein Mensch rührt sich.

„Ouvrez ou je forcerai la porte!"

Endlich eine Stimme. Es muß ein alter Mann sein.

„Qui est?"

„Bayerische Jäger sind's. Mach auf oder wir sprengen die Thüre."

Nun wirds im obern Stockwerk des Hofes laut. Man hört poltern; Rufe werden vernehmbar; die Hunde bellen lauter; man hört kreischende Stimmen. — „Da muß etwas los sein! Wir überraschen sie durch schnelles Handeln!"

Dann befahl der Offizier schleunigst seinen 6 Jägern: „Stoßt das Thor mit den Kolben ein!" hierauf rief er nach dem Wald: „Die Patrouillen und der 2te Halbzug bleiben schußbereit einstweilen liegen; der 1ste Halbzug im Laufschritt zu mir!" Hupp fliegt das Thor hinein; schon sind die andern Jäger da und wie der Wind sausen der Leutnant und seine Leute in den Hofraum. Da schlägt die Hausthüre zu; man

hört das Schloß einschnappen. Im obern Stockwerk ertönen Rufe und lauter Lärm.

„Die stecken oben! Schnell hinauf, ehe sie ihre Waffen ergreifen!"

Hupp, hupp! das kracht; die Hausthür fällt ein; durch die Öffnung springen der Leutnant und seine Jäger.

„6 Mann durchsuchen die unteren Zimmer; die anderen mir nach!" riefs und jagte die Treppe hinauf. Gut, daß der Vollmond leuchtet. Eine Thüre wird aufgedrückt, mit vorgehaltenem Revolver stürzt der Tapfere in ein großes Zimmer, die Jäger ihm nach. Da sinkt die drohend erhobene Hand, der Revolver, die Büchsen neigen sich friedlich zur Erde und Offizier und Jäger lachen los, was sie können. Es war auch ein lächerliches Bild. In der hintersten Ecke des Saales haben sich 12 bis 15 nur notdürftig bekleidete Bauernmädchen zusammengedrängt und riefen in Todesangst „grâce! pardon!" und verschiedenes andere durcheinander.

„Keine Angst!" suchte sie sofort der Leutnant zu beruhigen. „Solchen Franktireurs thun wir nichts."

Durch Fragen brachte der Leutnant heraus, daß die Töchter der Bauern von Crèvecoeur in den Wald geflüchtet worden seien, um sie vor den prussiens zu verstecken. Ein unterdessen im unteren Stockwerk aufgegriffener alter Bauer, sowie der auf Befehl des Offiziers herbeigebrachte Führer bestätigten diese Angabe und letzterer meinte auf Befragen, er habe die Geschichte von den 6000 Franktireurs nur erfunden, weil er glaubte, die wenigen in Crèvecoeur eingerückten Jäger würden dann nicht wagen, nach den im Wald verschwundenen Trägern zu suchen. Der Leutnant beruhigte von neuem die immer noch scheu sich in der Ecke zusammendrängenden Mädchen und befahl nun seinen Jägern das Zimmer zu räumen. Da meinte sein Korporal, ein junger lustiger Altbayer:

„Herr Leutnant, a Busserl sollt' mer si scho hol'n dürf'n als Lohn für die Nachtpatrouille!"

„Nichts da", entgegnete der Offizier. „Wenn jeder von

Euch Jägern einen Kuß von den Mädchen wollte, so kämen wir wahrscheinlich heute gar nicht mehr zurück."

Wenn auch nur mit Widerwillen, gehorchte der Unteroffizier doch und bald war der Hof wieder geräumt. Ohne besondere Vorsichtsmaßregeln kehrte der Offizier mit seinen Jägern nach Crèvecoeur zurück und meldete den Vorfall seinem Major. Nach einigem Schimpfen über die Dummheit der Bauern und etwas Brummen über seine eigene und des Leutnants Leichtgläubigkeit befahl der Kommandeur, daß die immer noch bereitstehenden Kompanien wieder in die Quartiere zu entlassen seien. Es war aber fast 3 Uhr geworden, und daß Offiziere und Mannschaften sich gerade sehr anerkennend über die heutigen Kantonnementswachen und deren Franktireursfang äußerten, kann man nicht behaupten.

Allmählich wurde das Aussehen des Geländes aber doch ein anderes. Man merkte, daß man in die direkte Nähe von Paris kam. Die Zahl der Dorfbewohner wurde geringer; einzelne Höfe standen schon ganz leer; ihre Besitzer waren mit Knechten, Mägden, Vieh, Geflügel und allem, was sie transportieren konnten, nach Paris entflohen, weil sie glaubten, sie würden von den herannahenden Deutschen ausgeraubt, geplündert und vielleicht gar erschlagen werden. Damit wurden die Lebensmittel seltener und man mußte zum Unterhalt der Truppen schon ziemlich weit ausgreifende Requisitionen unternehmen.

Einige Kilometer östlich der Seine fingen auch die freilich meist ganz nutzlosen Straßenabgrabungen an und deutlicher zeigte sich im Verhalten der noch anwesenden Einwohnerschaft eine immer stärker sich ausprägende feindliche Gesinnung. Dazu trat auch direkter Widerstand einzelner französischer Trupps oder nun wirklich auftretender Franktireursbanden. So stießen 5te Husaren in Meaux auf französische Chasseurs, 4te Husaren erhielten bei Montcerf und Bec Oiseau Feuer und in der Nähe der Seine kam es zwischen unserer Avantgardenkavallerie und feindlichen Abteilungen zu verschiedenen Scharmützeln, z. B. bei Draveil, Creteil u. s. w. Verschiedene Rekognoszierungen er-

gaben überdies, daß die Seinebrücken bei Corbeil, Villeneuve St. Georges und Choisſy zerſtört ſeien.

Nun mußte dichter aufgerückt werden, denn die Kavallerie allein war nicht mehr im ſtande, genügend vorwärts zu kommen.

Zunächſt Paris ſchob ſich über Tournan auf Boiſſy St. Leger das V. Korps heran, vor ſich die 2te Kavallerie-Diviſion.

Am 17. September war man allmählich in die nächſte Umgebung von Paris gekommen. Das Gelände hat dort einen ganz eigentümlichen Charakter. Wellenförmig, viel mit Parks, Wäldern, Dörfern, Schlöſſern ꝛc. bedeckt, erſchwert es ungemein jede Überſicht. Die zahlreichen Weinberge, die Obſtpflanzungen, die damals in voller Reife ſtehenden Gemüſe- und Getreidefelder boten zwar viel Angenehmes für die Verpflegung, aber auch manches unangenehme Hindernis für die Gangbarkeit. Hier gab es ſchon Dörfer, die vollſtändig von ihren Bewohnern verlaſſen waren. Viele Häuſer hatte man verwüſtet, Kochgeräte, Weine, Lebensmittel vergraben und verſteckt, die koſtbarſten Möbel zertrümmert, alle Fenſterſcheiben eingeſchlagen u. ſ. w. Durch ſolche Verwüſtungen hoffte man unſeren Marſch aufzuhalten. Man ſchädigte aber nur ſich ſelbſt und verzögerte die Einſchließung von Paris um keine Stunde.

Etwa gegen 12 Uhr mittags traf die Avantgarde des V. Korps auf dem Höhenrand bei Limeil und Boiſſy St. Leger ein.

Dort im Nordweſten lag Paris.

Man konnte zwar noch nicht viel unterſcheiden, allein man ſah ſchon einzelne Kuppeln und Türme. Der Eindruck war gewaltig. Alſo das iſt die feindliche Hauptſtadt, die unſere Großväter auch bezwungen! Sie ſollen ſich im Himmel droben freuen! Wir werden auch fertig werden mit der Millionenſtadt und in ihren Mauern —

„Das II. Bataillon ſofort gegen la Tour Ferme und Mésly vorgehen. Der Feind ſcheint einen Stoß in unſere Flanke verſuchen zu wollen.“

„Das Gewehr über! Bataillon — marſch! — 2te und 3te Kompanie erſtes Treffen! — Im Laufſchritt vorrücken!“

Es rappelt und klappert und die Musketiere traben an. Bei einem solchen Laufschritt mit dem Tornister auf dem Rücken, am 17. September mittags 12 Uhr, bei einer tüchtigen Hitze — da vergehen Einem die poetischen Gedanken. Keiner dachte mehr an Paris und dessen Einnahme durch unsere Vorväter, sondern nur daran, daß er mitkomme, ordentlich Atem schöpfe und aushalte. Bald krachte es los und 58er, 59er, 4te Dragoner und 2 Batterien mußten sich gegen 8 Bataillone, Franktireurs-Abteilungen, 3 Batterien und Husaren wehren. Der französische Flankenstoß endete damit, daß die Herrn Franzosen sich gegen 4½ Uhr nachmittags, tüchtig durcheinander geschüttelt, mit „Marsch marsch" gegen das Fort Charenton, unter dessen Kanonen sie sicher waren, zurückverfügten. Nur einzelne konnten sich aus den preußischen Fäusten nicht mehr losmachen und traten deshalb am nächsten Tage die Reise nach Deutschland an, freilich ohne Waffen.

Während dieser Auseinandersetzung zwischen der Avantgarde des V. Korps und der französischen Division Exéa wurde weiter rückwärts eine Pontonbrücke über die Seine gebaut. Hauptmann Pirscher hatte den Platz so gut gewählt, daß die feindlichen Granaten nicht hinreichen konnten. Drüben zeigten sich französische Tirailleure und schossen auf die am rechten Uferrand erscheinenden Preußen.

„Die soll doch gleich —!"

„Aha, die 47er fahren in Kähnen über. Werden den Rothosen bald die Lust am Knallen vertreiben."

Flott trieben die Boote dem andern Ufer zu. Da hielt es den Dragonerleutnant von Ivernois nicht länger. Er gab die Sporen, sprengte flott in die Seine und schwamm auf seiner schönen Vollblutstute hinüber.

„Treffen doch miserabel diese Franzosen. Einen Reiter samt Pferd auf so nahe Distance fehlen! Um so besser für den Kecken!"

Er war wirklich der erste auf dem linken Ufer. Als nun die Musketiere der 47er mit einigen Schüssen rasch die wenigen

Franzosen vertrieben hatten und diese schleunigst ausrissen, jagte Leutnant von Ivernois nach, faßte einen am Kragen und brachte ihn zurück. Der erzählte nach einigen dringenden Aufforderungen, daß auf dem linken Ufer außer wenigen Franktireurs kein Franzose außerhalb der befestigten Linie sich befinde. Der Übergang des V. Korps fand nun ohne weitere Schwierigkeiten statt.

Südlich davon trafen die Bayern bei Corbeil ein. Schon tags vorher hatten sie die Stadt rekognosziert, gefunden, daß die Brücke gesprengt war, und abends und in der Nacht mehrere Bataillone auf Pontons über die Seine geführt, um eine Besetzung Corbeils durch Franktireurs zu verhüten. Das Pflaster der Stadt war aufgerissen. Es genügten aber einige Drohungen, um alle Straßen schleunigst wieder fahrbar zu machen. Am 17. vormittags unter heiterstem Himmel zog das ganze Korps über den Fluß. Während auf dem linken Ufer Musikkorps lustige Weisen spielten, führten verschiedene Offiziere ihre Pferde in die Fluten, um das stolze Wort preußischer Generale aus dem Jahre 1867 zur Wahrheit zu machen, nämlich um ihre Pferde in der Seine zu tränken.

Am Nachmittag und am 18. wurde der Marsch auf Longjumeau fortgesetzt.

Das IV. Armeekorps erreichte ohne Schwierigkeit, dem V. nachfolgend, die Gegend von Champigny, Ormesson und Sucy. Hinter dem VI. Korps folgten die Württemberger, denen aber vorläufig noch die Bedeckung des großen Hauptquartiers oblag.

Am gefährlichsten erwies sich der Marsch der die linke Flanke der dritten Armee deckenden 4ten Kavallerie-Division. Bei Fontainebleau war schon ein ganzer Zug 2ter Husaren von Franktireurs aufgehoben worden und wiederholt stießen Reiter des Prinzen Albrecht auf Widerstand.

So schoben sich die vorläufig anwesenden Korps der dritten Armee wie eine Wetterwolke gegen den Süden von Paris heran. Das wollte der französische General Ducrot, der sein bei Sedan abgegebenes Ehrenwort recht leicht nahm, nach einer flüchtigen Meldung bei den preußischen Behörden sich wieder

drückte, nach Paris entfloh und sich dort zur Verfügung stellte, nicht ohne weiteres gestatten. Deshalb schob er das neu errichtete XIV. französische Armeekorps an den Südrand des Waldes von Meudon, nach Clamart, Chatillon und Bagneux, und die Division Maud'huy des XIII. Korps nach Villejuif vor. Ein aus den von Sedan entkommenen Zuaven neu formiertes Regiment hielt die Höfe Dame Rose und Trivaux bei le Plessis Piquet besetzt. Auf die Vortruppen dieser Massen stießen nun die die Spitze bildenden 47er. Daß dieselben sofort anbissen und unter Oberst von Flotow die genannten Höfe stürmten, war nicht anders zu erwarten. Als aber bedeutend überlegene französische Abteilungen vorrückten, zogen sich die Preußen zurück, 60 Zuaven als Gefangene mit sich führend. Außerdem sprengte Leutnant Wienskowski mit fünf 4ten Dragonern die 30 Mann starke Bedeckungsabteilung eines Wagenparkes und brachte denselben als gute Beute zurück.

Weiter rechts gerieten bayerische Ulanen in das Feuer französischer Schanzarbeiter und mußten vor diesen ausweichen. Ganz in der linken Flanke der Armee vertrieben 2te Leibhusaren und die reitende Batterie der 10ten Kavallerie-Brigade Franktireurs und bewaffnete Bauern bei Dannemois. Sonst kamen am 18. September keine ernsteren Zusammenstöße im Süden von Paris mehr vor.

Dagegen erschien am gleichen Tage ein Mitglied der französischen „Regierung der nationalen Verteidigung", Herr Jules Favre, bei den Vorposten des IV. Korps und begab sich nach erhaltener Erlaubnis behufs Verhandlungen zum Bundeskanzler, Grafen von Bismarck. Anmaßend verlangte er, daß die Deutschen sofort auf einen Waffenstillstand eingingen. Während desselben hätte man dann in aller Ruhe die Befestigungen von Paris ausbauen und die Vervollständigung der Verpflegung durchführen können. Von den geforderten Gegenleistungen, Übergabe der Festungen Bitsch, Toul und Straßburg, sowie einiger Forts von Paris wollte er jedoch nichts wissen. Natürlich erklärte man ihm in aller Höflichkeit „Ne Männeken dat jeht nich",

worauf er wieder nach Paris verschwand. Einige Tage später nahmen wir uns die Festungen Toul und Straßburg selbst und in den Forts von Paris wurde später doch manche Scatpartie von deutschen Offizieren und Soldaten gespielt, freilich — das muß man ihnen lassen — nachdem sich die Franzosen recht brav darin verteidigt hatten.

Am 19. September wurde es ernster.

Die Aufgabe des Tages und für die folgende Zeit lautete:

„Die 2te Kavallerie-Division stellt westlich um Paris herum die Verbindung mit der nördlich der Stadt vorgehenden Maas-Armee her.

Das V. Korps besetzt Versailles und stellt seine Vorposten von Croissy bis zum Park von Meudon auf.

Das II. bayerische Korps erreicht Chatenay. Vorposten zwischen dem Park von Meudon und l'Hay an der Bièvre.

Das VI. Korps Villeneuve St. Georges, Vorposten von l'Hay bis zur Seine und zwischen Seine und Marne.

Die Württemberger Pontault, Vorposten von Ormesson über Champigny bis Noissy.

Die 4te Kavallerie-Division deckt über Fontainebleau und Pithiviers gegen Orleans."

So war es beabsichtigt und so wurde es durchgeführt, obwohl General Ducrot den festen Entschluß gefaßt hatte, die nach Versailles marschierenden deutschen Truppen am 19. morgens von der Hochfläche von Châtillon aus überraschend in der rechten Flanke anzugreifen.

6½ Uhr früh. Ein Prachtwetter. Das gibt einen herrlichen Tag. „Ob man wohl von jenem hohen Hause in Petit-Bicetre etwas von den Franzosen bemerkt?" So dachte der Hauptmann Masuch der 47er und stieg auf das Dach. Nicht lange mußte er warten.

„Zum Henker, das sind ja ganz gewaltige Massen. Eins, zwei, drei Bataillone, dort noch zwei und dahinter wieder eins, macht sechs. — Was kommt denn dort? Aha Batterien! Eine, zwei, drei, vier. Die Geschichte wird ernst."

Schnell wurde die Meldung an den Vorpostenkommandeur, Oberst von Flotow, geschrieben und der Befehl, die Kompanien zu benachrichtigen, erteilt. Das war aber gar nicht mehr nötig, denn ehe die Ordonnanzen ihre Abteilungen erreichten, ging der Rummel los.

Die französischen Artilleristen, die nun alle miteinander auf die 3 Gehöfte von Petit-Bicetre hineinwetterten, trafen ziemlich gut, so daß bald statt der Häuser nur Trümmer vorhanden waren. Da die 47er mit bestem Willen mit ihren Zündnadelgewehren nicht bis zur feindlichen Artillerie hinüberreichen konnten, so gaben sie nach, räumten die gefährlichen Steinhaufen von Einst-Petit-Bicetre und suchten in den Chausseegräben Schutz.

Das Gekrache war aber hinten gehört worden; schleunigst trabten 4te Dragoner und die Batterie Michaelis heran und bald sausten auch preußische Granaten hinüber.

„Bumm! Guten Morgen Franzosen!"

„Bumm, bumm, bumm, bumm! Bon jour prussiens!"

Ja zum Kuckuck, wenn vier auf einen hineinschreien, so kann der eben nicht mehr aufkommen. So stand es auch hier. In kurzer Zeit waren der Batteriechef und viele Leute verwundet oder tot, 3 Geschütze gefechtsunfähig und die Batterie mußte zurück.

In ähnlicher Übermacht stürmten nun Zuaven und Infanteristen gegen das Vorpostenbataillon der 47er heran. Trotzdem die Kompanien von Tresckow und Zawadzki mit vorzüglicher Schneid einen Vorstoß ausführten, wurde die Lage der 47er doch immer kritischer. Der Welschen waren eben zu viele. Da erschien der bayerische Generalstabshauptmann Gierl und meldete, daß in wenig Minuten bayerische Hilfe zur Stelle wäre. „Na dann halten wir aus! — Auf die avancierenden Rothosen — Schnellfeuer! Braucht keine Patronen zu sparen! Die Bayern werden bald eingreifen!"

Es ging auch, aber schlecht, und jeden Moment konnten die übermächtigen Feinde das kleine Häuflein Preußen erdrücken.

Hinter dem Kampfplatz wurde es jetzt aber lebendig. Hellblaue Röcke, grüne Krägen — das sind bayerische Jäger.

„Leute müßt schneller marschieren. Dort vorne sind Preußen von Übermacht angegriffen!"

„Ja do müß' m'r freili laf'n! Wann nur die Malefiz-Kaiwi* nit so drucka that'n! Aba wart's no ös Lump'n; d' Sedaner hob'ns scho g'spürt, wia d' Werder** schnackeln. Eatzt kemma d' Pariser dran!"

Und wirklich merkten die Zuaven bald, daß ihnen da ein neuer, sehr gefährlicher Gegner in die Flanke kam. Aus dem Wald „du Coup perdu" stieg es herauf, an Malabry jagte es vorbei und, ehe sie recht wußten, was und woher, saß es den überraschten Franzosen mitten in der Schützenlinie, schoß, hieb, stach und machte nieder, was nicht ausriß. Das war der Oberstleutnant Freiherr von Horn mit seinen III. bayerischen Jägern.

Nun kamen auch neue 47er, die Königsgrenadiere und die vorhin abgewiesene Batterie wieder vor, so daß der Gegner über Signal du Pavé blanc auf le Plessis Piquet zurück mußte, besonders als die Königsgrenadiere einen sehr flotten Angriff gegen den Wald von Meudon ausführten. Der Feind raffte sich aber in kurzer Zeit von neuem auf und brachte nun seine Hauptmassen heran.

Unterdessen war jedoch Oberst Diehl mit der ganzen 6ten bayerischen Infanterie-Brigade auf der Höhe des Plateaus erschienen. Die bayerischen Batterien Lößl und Reuß und 2 preußische vom General von Sandrat vorgeschickte Batterien nahmen den Kampf mit der feindlichen Artillerie auf und 14er und 15er drangen westlich petit Bicetre vor.

Das gab nun eine ernste Debatte mit den Bataillonen der französischen Division Hugues. Schließlich zogen letztere mit Zurücklassung von etwa 70 Gefangenen und noch mehr

---

* Kalbel d. h. Tornister.

** Die III. bayerischen Jäger führten schon Werdergewehre.

Toten in den Wald von Meudon, gegen Clamart und nach le Pleſſis Piquet ab.

Damit hätte es nun genug ſein können. Es entſtand auch eine Pauſe, welche die Preußen benützten, um ihrer Hauptaufgabe gemäß gegen Verſailles abzuziehen. Nur die Brigade Voigts-Rhetz blieb noch einige Zeit, für alle Fälle bereit, bei Villacoublay ſtehen. Aber der bayeriſche kommandierende General des II. Armeekorps, General Freiherr von Hartmann, kannte von einer vor Jahren ausgeführten Rekognoszierung her die Wichtigkeit des Plateaus von Chatillon und beſchloß es ganz zu nehmen.

„Alſo müſſen die Franzoſen hinunter!"

Es war unterdeſſen auch die 5te bayeriſche Brigade heranmarſchiert und griff jetzt in das Gefecht mit ein. Aber auch der Feind hatte ſeine Reſerven vorgeführt. Mit neuer Heftigkeit entbrannte der Geſchützkampf, wobei die Artillerie ſchwere Verluſte erlitt. Nun ſchoben ſich jedoch auch 6er und 7er in die erſte Linie und ein mächtiges Feuer erſchütterte die feindlichen Reihen. Plötzlich ertönte mitten aus der Schützenlinie heraus die Stimme eines jungen Hauptmanns: „Hurra, hurra!" Seine Kompanie ſtürmte mit „Hurra! hurra" hinter dem Vorauseilenden nach. Da konnten doch die Nebenkompanien nicht zurückbleiben! Alſo „Auf! Hurra, hurra!" —

„Was, die 6er ſtürmen vor? Auf 7er! Müſſen den 6ern noch nachkommen! Hurra, hurra!"

„Herr Oberſt, die 5te Brigade greift an! Dürfen wir auch vor?"

„Jawohl! Horniſt, zum Angriff blaſen!" Das Signal übertönt das Schützenfeuer.

„Auf 15er! Auf 14er! Hurra, hurra, hurra!"

So geht es wie ein Lauffeuer vom rechten zum linken Flügel; die ganze vordere Linie der 3ten Diviſion ſtürzt auf die an mehreren Stellen ſchon zerſchoſſene Parkmauer von le Pleſſis Piquet los und wenige Minuten ſpäter waren der Park und das Dorf in den Händen der Bayern.

Solche Erfolge des rechten Flügels ließen die beiden Bataillone des linken nicht ruhen. Sie gingen direkt gegen die auf dem Nordende des Plateaus sichtbare Schanze und das Dorf Chatillon vor. Hauptmann von Lößl, der leider hier den Heldentod fand, bereitete mit seiner Batterie den Sturm vor, bald unterstützt durch die Batterien Blume und Weigand. Nun rückten Oberstleutnant von Horn mit seinen III. Jägern und 1 Kompanie 15er und Hauptmann von Imhoff mit dem II. Bataillon 14er heran. Teils die bayerischen Granaten, teils die drohende Haltung der fest heranrückenden Jäger und Infanteristen und teils auch eine voraussichtliche Umgehung von Sceaux aus veranlaßten nunmehr die Besatzung der Schanze, den eigentlichen Sturm gar nicht abzuwarten, sonderrn vorher „battre en retraite“ zu machen, d. h. auszureißen. Eine Patrouille der 14er bemerkte dies zuerst, machte das verabredete Zeichen und nun ergoffen sich die im Laufschritt heraneilenden Kompanien wie ein Gießbach über die feindliche Schanze. Die letzten Verteidiger, 9 Mann, wurden gefangen, 7 unversehrte und 2 vernagelte Geschütze erobert, und eine Masse von Gewehren, Ausrüstungsgegenständen, Decken, Zelten, Kochgeschirren, Tornistern, Schanzwerkzeugen, Sätteln, Lebensmitteln ꝛc. erbeutet. Oberstleutnant von Horn drang mit seinen Jägern noch weiter vor und eroberte das Dorf Chatillon selbst. Nun befand sich das ganze Plateau „la veritable clef de l'investissement du sud de Paris“, wie die Franzosen sagten, in den Händen der Bayern.

Diese hatten auch viel Ehre von ihrem heutigen großen Erfolge. Der Oberbefehlshaber der dritten Armee, Kronprinz Friedrich, gab der Schanze von Chatillon den Namen „Bayernschanze“, und General Freiherr von Hartmann befahl, daß das dritte Jägerbataillon zur Belohnung seines tapferen Verhaltens an diesem Tage von nun an mit 2 Kompanien an der Besatzung der Schanze, eines der gefährlichsten Punkte der ganzen Vorpostenstellung, teilnehme. Das waren so echt militärische und flotte Auszeichnungen, daß sie mehr zündeten, als die später zu erwartenden Dekorationen.

Nun hieß es bei allen Franzosen auf dem Abhang des Plateaus „sauve qui peut“, und besonders die berühmten Zuaven thaten es im Davonlaufen den anderen zuvor und liefen nach Paris selbst bis auf den Trocadero und die Boulevards. Daß sie von dem dortigen Plebs nicht gerade liebenswürdig empfangen wurden, kann man sich denken. Geschah ihnen aber recht, denn hinter ihren Forts wären sie schon sicher genug gewesen.

Ohne Zaudern wurde nun bayerischer Seits an die Befestigung des Plateaus, Front gegen Paris, gegangen. Ebenso machte die Verteidigungseinrichtung der nunmehr besetzten Orte Clamart, Chatillon, Bagneux und Bourg la Reine rasche Fortschritte und schon nach wenigen Tagen war der geregelte Vorpostendienst in bestem Gange. Der Verlust der Bayern in den vorherigen Gefechten hatte aus 13 Offizieren und 252 Mann, der der Preußen 6 Offizieren und 172 Mann bestanden. Der französische Verlust betrug 32 Offiziere 629 Mann tot und verwundet, gegen 300 gefangen.

Noch am 19. September hatte das V. Korps, wie ihm befohlen, Versailles erreicht. 3000 Nationalgarden hielten die Stadt besetzt.

„Gebt Ihr nicht nach, so brauch' ich Gewalt!“

So etwa lautete die Antwort des Generals von Kirchbach, die er dem lange Kapitulationsverhandlungen vorlegenden Kommandanten erteilte. Daraufhin wurden sofort die Thore geöffnet und die Preußen zogen mit klingendem Spiel ein. Die Bevölkerung sah auch gar nicht so feindlich aus, denn, angelockt durch die Klänge der deutschen Musiken, strömte sie massenweise herbei und staunte mit offenem Munde über die tadellose Haltung der „prussiens“. Auf der Place d'Armes nahm General von Kirchbach, der kommandierende General des V. Armeekorps, den Vorbeimarsch seiner Westpreußen, Posener und Niederschlesier ab. Da rissen die Versailler besonders die Augen auf, als sie vernahmen, diese Grenadiere und 47er, die einen so vorzüglichen, ganz friedensmäßigen Parademarsch machten, kämen gerade aus dem Gefecht von Chatillon.

„Ja, sind sie denn nicht von unseren braves zouaves vernichtet worden?“

„Scheint nicht. Euere braves zouaves sucht aber auf den Boulevards von Paris, vorausgesetzt, daß deren Flucht dort endete.“

Das war ein kalter Wasserstrahl.

Nun stellte auch das V. Armeekorps seine Vorposten aus. Bei Sevres fand sich eine verlassene halbfertige Schanze. Dieselbe wurde gegen Paris umgebaut und bekam den Namen „Kronprinzenschanze“. Sie bildete einen Hauptpunkt der Vorposten des V. Korps.

Ebenso bezogen das VI. Korps und die Württemberger noch am Abend des 19. die von ihnen einzunehmenden Vorposten.

Damit war die Einschließung von Paris im Süden der Stadt vollständig so ausgeführt, wie es General von Moltke erdacht und das Oberkommando angeordnet hatte.

Wieder einmal stimmte es bei den Deutschen vorzüglich Ihre Feldherrn ersannen das Beste und die Truppen führten es genau in der befohlenen Weise bestens aus.

„Könntet Ihr uns das nachmachen, Ihr Feinde im Westen und Osten, dann würdet Ihr uns durch Euere Übermacht erdrücken! Ihr könnt es aber nicht. Darum seid vorsichtig, denn rührt Ihr die Deutschen unpassend an, so hauen sie Euch tüchtig auf die Finger.“ So gehört sichs.

II.

Die Einschließung von Paris im Norden und Osten.

Viel leichter als der dritten Armee wurde die Ausführung der Einschließung im Norden und Osten von Paris der Maas-Armee gemacht. Unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen schob sich die letztere in breiter Front gegen die feindliche Hauptstadt

heran. Voraus eilten die Reiter des Generalleutnants Baron Rheinbaben, des Herzogs Wilhem von Mecklenburg-Schwerin und die Garde-Reiter des Grafen von der Goltz. Neugierig, wie deutsche Kavalleristen im feindlichen Lande immer sind, besahen sie sich die verschiedenen Parks, Waldparzellen, Dörfer und Höfe stets auf allen Seiten zuerst von außerhalb, dann erklangen flüchtige Hufschläge und in sausendem Galopp jagten einige Ulanen, Husaren und Dragoner durch die Ortschaften hindurch. Waren Franktireurs oder sogar Abteilungen der französischen Armee, die ihren Truppen beim Rückzuge von Mézières nicht schnell genug hatten nachfolgen können, noch darinnen, so veranlaßte sie das Auftauchen der wenigen Reiter meist so schnell als möglich ihre Flucht gegen Paris fortzusetzen, denn sie wußten, hinter der Spitze von 4 Mann folgten Schwadronen, hinter diesen Regimenter und dann kamen Infanteriekolonnen und Geschütze. Infolge eines solchen klugen Verhaltens der französischen Nachzügler und Franktireurs in den Departements Aisne und Oise, sowie im Nordosten von Paris traf die Maas-Armee auf fast keine Marschschwierigkeit. Die sich vorfindenden Abgrabungen ließen die Kolonnen ganz kalt, denn sie waren meist so angelegt, daß man bequem um das Hindernis herummarschieren oder es durch einige Pioniere schnell beseitigen lassen konnte. Von der oft sonderbaren Auffassung der französischen Ingenieure, denen die Anlage solcher Marschhindernisse übertragen war, zeugt z. B. die Zerstörung der Brücken über den Ourq-Kanal. Dort hatten sie die kleinen für Fußgänger bestimmten Stege gründlich abgebrochen, die großen und festen Brücken aber unversehrt stehen gelassen. Ja das Sprengen derselben und noch mehr das Wiedererbauen hätte wahrscheinlich viel Geld gekostet! Das wollte man doch lieber sparen!

An manchen Stellen mußten freilich die deutschen Pioniere eingreifen und rasch eine neue Brücke schlagen, wo eben eine ganz besonders neugierige Kavallerieabteilung durchaus hinüber wollte. Das ging jedoch schnell und bis die französischen Maires ein solches Ereignis an ihre Sousprefekten, diese an die Pre-

fekten und letztere nach Paris gemeldet hatten, tummelten sich die „maudits ulans“ schon wieder ganz wo anders herum und die Brücke marschierte auf dem Wagen der Pioniere schon einige Meilen weiter vorwärts gegen die Hauptstadt.

Die Massen der Maas-Armee zogen in der Art heran, daß das IV. Korps auf dem rechten Flügel über Villers Cotterets und Nanteuil le Haudouin nach der Gegend nördlich St. Denis und Argenteuil, das Gardekorps in der Mitte über La Ferté Milon und Acy en Multien auf Le Bourget und das XII. Korps auf dem linken Flügel über Monthiers, Claye gegen Chelles und Sévran anmarschierten.

So schön sich auch die Isle de France ansah, so reizende landschaftliche Bilder man häufig vor Augen hatte, in der Nähe von Paris verloren die Märsche doch viel von ihren bisherigen Annehmlichkeiten. Vor allem wurde die Verpflegung täglich knapper. In den verlassenen Orten war nichts zu requirieren. Das Vieh hatten die Bewohner mit nach Paris getrieben, andere Vorräte waren vernichtet oder doch so vergraben und versteckt, daß es gründlicheren Nachsuchens, als es nach einem ermüdenden Marsch möglich war, bedurfte, um sie zu finden, die Getreideschober standen in Flammen, die Backöfen waren kalt, kurz die Beschaffung von guten Lebensmitteln hätte längere Zeit erfordert. Da war denn Schmalhans Küchenmeister, wenigstens in Beziehung auf Fleisch und Brot. Obst und Feldfrüchte gab es aber in Massen und diese trösteten manchen über den Mangel von anderen Nahrungsstoffen hinweg. Wenig angenehm berührte dagegen auch hier, ebenso wie im Süden von Paris, die grauenvolle Zerstörung in fast allen Häusern und Schlössern. Wie manchesmal die Mobilgarden und Franktireurs in dieser Gegend gewüstet hatten, spottete aller Beschreibung. In verschiedenen Schlössern war kein Fenster ganz, sämtliche Möbel fand man zerstückelt, die Tapeten herabgerissen, sogar Ölbilder zerschnitten, Nippes und Kunstgegenstände in Trümmern. Was man mit einer solchen Zerstörung beabsichtigt hatte, ist nicht zu enträtseln. Wahrscheinlich äußerte sich dabei nur die Roheit der unteren

Pariſer Volksmaſſen, welche teils bei den Moblots, noch mehr bei den Nationalgarden ſpäter während der Kommune deutlich genug bewieſen, daß es kein noch ſo verwildertes Volk gibt, das dieſe Vertreter der an der Spitze der Civiliſation marſchieren wollenden Nation an Beſtialität und Schädlichkeit erreicht.

So peinlich es auch berührte, wenn man in ein gänzlich verlaſſenes Dorf kam, einen großen Vorzug hatte dieſe Leere doch. Es gab nämlich keinen Menſchen mehr, der als Spion und Aufpaſſer dienen und unſere Stärke, Stellung und andere Verhältniſſe verraten konnte. Man war und blieb unter ſich und durfte ſich deshalb wenigſtens in den rückwärtigeren Kantonnements mehr Freiheiten in Beziehung auf den Sicherheitsdienſt erlauben, als es bei Anweſenheit der Bevölkerung möglich geweſen wäre.

Schon am 18. September waren die deutſchen Reitermaſſen bis an die Oiſe gekommen. Alle Brücken über den Fluß hatten die Franzoſen geſprengt. Sofort wurde bei Pontoiſe eine neue geſchlagen und mittags rückte die 6te Kavallerie-Diviſion hinüber.

„Wohin nun?“

„An die Seine!“

Gut! Es wurde daher links geſchwenkt und noch am Abend erreichten die Spitzen der brandenburgiſchen 3ten Ulanen weſtlich von Paris von Norden her die Ufer des erſtrebten Fluſſes.

Am anderen Tage, am 19. September, gelangten die Maſſen der 6ten und 5ten Kavallerie-Diviſion an der Seine an. Gegen Abend ſollte die bei Pontoiſe wieder abgebrochene Schiffsbrücke nach Triel gebracht werden, um neu die Seine zu überbrücken und den Reitern das Überſetzen auf das linke Ufer und das Aufſuchen der Verbindung mit der dritten Armee zu ermöglichen. Bis dahin warten war aber eine ſchwere Aufgabe für einen jungen freiwilligen Unteroffizier der 3ten Ulanen. Er bat und erhielt die Erlaubnis, noch heute eine Patrouille auf dem jenſeitigen Ufer reiten zu dürfen, wenn er ein Mittel finde, über

den Fluß zu kommen. Nun wählte er 3 seiner besten Leute und sprach mit ihnen:

„Hört einmal, Ulanen, wenn wir eine Fähre finden, dürfen wir übersetzen und auf dem jenseitigen Ufer nach unseren Kameraden von der dritten Armee suchen!"

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier!"

Es dauerte keine halbe Stunde, so war ein geeignetes Fahrzeug entdeckt. Das Ding sah einer Fähre so ähnlich, wie ein Fußschemel einem Kanapee. Allein ein gutes Ulanenroß steigt auch einmal in ein nicht für Pferde bestimmtes Boot und kommt auf diese Art über einen breiten Fluß. Wieder hinaus und ans Ufer machte sich die Sache noch leichter. Ein Aneiferungsruf, sowie ein leichter Schlag auf die Kruppe und in gewandtem Satze sprang das treue Tier aus dem Kahne an das Land. Nun gings wieder los.

„Vorsicht! Wir haben jetzt keinen Rückzug mehr. Stoßen wir auf Rothosen und können sie nicht umreiten, dann heißt es eben durch. Immer in südlicher Richtung! Dorthin muß Versailles liegen und in dieser Linie Chevreuse. Letztere haltet fest, wenn Ihr mich aus den Augen verliert oder sich nur einer oder der andere durchschlagen könnte. —. Sind Euere Pferde noch nicht sehr ermüdet?"

„Nein, Herr Unteroffizier."

„Gut, also los! Terab!"

Da trabten sie an, diese Helden von Ulanen. Hinter sich den breiten Fluß mit einer so wenig brauchbaren Fähre, daß sie, wenn heftig verfolgt, dieselbe keinesfalls benützen konnten, vor sich das weite feindliche Land und nur die Hoffnung, daß vielleicht auch der Vormarsch der dritten Armee auf kein Hindernis gestoßen sei und sie also ihre von Südosten kommenden Kameraden finden müßten.

Die Sonne stand schon bedenklich tief, über den Wiesen stiegen Nebel auf, die Bäume warfen lange Schatten und schwer konnte man weiter als einige Hundert Meter sehen. Plötzlich hebt der Unteroffizier die Hand in die Höhe, sofort fallen die

Ulanen aus dem Trab in Schritt; ein neues Zeichen des Führers und die ganze Patrouille hält.

„Mir war's, als hätte ich dort am Waldrande einen Reiter gesehen! Habt Ihr nichts bemerkt?"

„Nein, Herr Unteroffizier."

„Jedenfalls wollen wir vorsichtig sein. Der Wald scheint zu groß, um durchzusprengen. Meldet sich einer von Euch freiwillig, um langsam den Wald anzureiten?"

„Ik, Herr Unteroffizier!"

„Brav Killicke. Ja so ein richtiger Märker ist eben doch immer ein schneidiger Kerl. Also los. Wir warten hier. Nicht zu tollkühn, Killicke. Wenn sie schießen, sofort umkehren und im Galopp hierher zurück!"

„Zu Befehl, Herr Unneroff'zier!"

Da ritt er los, der brave Ulane aus Perleberg, anfangs Trab, dann Schritt, allein im Feindesland gegen einen dichten Wald, der vielleicht von Franktireurs oder französischen Linienvorposten besetzt war. Daß ihm das Herz schneller schlug, läßt sich nicht leugnen. Was will er auch machen, wenn plötzlich ein Schuß aus dem Dickicht fällt und trifft. Dann hat das treue Ulanenherz ausgeschlagen, die Kameraden jagen zurück, melden, daß der Wald besetzt und Killicke gefallen sei, die Lisbet zu Hause weint sich die Augen aus, wenn sie es hört, und er, der vielleicht noch nicht ganz tote, auf der Chaussee liegende Ulane —

„Ach wat! Man muß nich immer dat Schlimmste globen! Hab' och keene Zeit zum Träumen! Zu, Fatme! Hast doch nich Angst, alte Braune?"

Damit trieb er sein Pferd wieder an. Nun heißt es Schritt reiten. Das ist noch ekliger, denn da treffen die Pisangs besser. Vorgeneigt auf den Hals des Pferdes strengt sich der Ulane an, den düsteren Waldrand mit seinen Augen zu durchdringen. Es geht nicht. Er muß noch näher heran. Die letzten Strahlen der Sonne fallen ihm gerade ins Gesicht. Das blendet. Also näher. Fester packt er die Lanze; die Schenkel drücken sich

an das Pferd. War das nicht ein fremder Pferdetritt? Wahrhaftig im Innern des Waldes hört er traben.

Es kann aber ein Bauer sein.

„Ruhig, Killicke, wirst doch keen Hasenfuß nich sein! Näher ran, siehst ja sonst nischte un kannst keen richtijen Rapport machen. Zu, Fatme, zu!“ Er preßt die Waden an. Auch das Tier spitzt die Ohren als wittere es die Gefahr.

Kein Schuß fällt, nichts rührt sich. Er ist noch 30 Schritte vom Waldrand. Ein Stück kann er den Weg übersehen, dann macht derselbe eine Biegung. Bis dort muß er hin.

„Na lieber Jott hilf en Bisken. Ik war ja nie en janz schlechter Kerl. Vorwärts Fatme!“

Er treibt das Pferd an; fast hörbar schlägt sein Herz; nur noch 10 Schritte ist er von dem mit dicht belaubtem Buschwerk bedeckten Waldrand entfernt.

Plötzlich knistert es links vom Wege im Busch; Killicke reißt seine Fatme, daß sie sofort steht; unwillkürlich will er ihr die Hilfe zum Wenden geben. Da tönt eine Stimme aus dem Walde:

„Juten Abend Killicke! Wat machst denn Du da?“

Gleich darauf erschien zwischen den Zweigen ein behelmter Kopf, dann schob sich ein hellblauer Oberkörper nach und schließlich stand ein ganzer 14ter Dragoner vor dem überraschten Ulanen. Dem war es, als ob ihm ein Felsblock von der Brust falle. Freudig streckte er seinem alten Schulkameraden aus Perleberg die Hand entgegen, atmete tief auf und rief dann mit fröhlicher Stimme:

„Na juten Abend Maschke. Wo ick herkomme? Von jenseits der Seine. Aber wat thust denn Du da?“

„Ick? Ick stehe Vedette. Unser Rejment deckt jejen St. Germain und Poissy. Die 10te Infanterie-Division steht hinter uns bei Rocquencourt und sperrt ihr Stück von die Pariser Umjejend ab.“

Noch einige Worte über Nachrichten aus der Heimat wechselten die beiden Perleberger Landsleute und dann galoppierte

der Ulane lustig zu seinem schon ihm im Trab entgegen kommenden Unteroffizier. Die ganze Patrouille ritt nun an der Dragoner-Vedette vorbei bis zur nächsten Feldwache, woselbst der Patrouillenführer sich meldete, genaue Auskunft gab und erhielt. Hierauf kehrten die Ulanen über Orgeral und Vilaines nach der Seine zurück, fanden ihr Boot und standen bald wieder in Triel auf dem rechten Ufer, wo sie mit Stolz melden konnten: „Die Verbindung mit der dritten Armee ist gefunden."

Während hier die Reiter des Generals von Rheinbaben im Westen von Paris den Anschluß an die im Süden vorgegangenen deutschen Korps suchten und erreichten, schoben sich die Korps der Maas-Armee unaufhaltsam in die ihnen zugewiesenen Strecken. Am 19. vormittags ließ das Auftreten feindlicher Abteilungen bei Montmagny und Pierrefitte, sowie leichter Widerstand gegen die Patrouillen der Gardeulanen bei le Bourget und Drancy vermuten, daß die Franzosen sich nördlich von St. Denis dem Schließen des um ihre Hauptstadt gezogenen Ringes entgegenstellen würden. Aus diesem Grunde schoben sich sämtliche 3 Korps der Maas-Armee anfangs weiter westlich, als es ursprünglich für sie beabsichtigt war. Auch die württembergische Felddivision erhielt durch das große Hauptquartier den Befehl, sich vorläufig auf Chelles zu wenden, um im Notfall in ein Gefecht der Pariser gegen die Maas-Armee eingreifen zu können.

Es fand aber kein ernsterer Kampf statt. Mit leichter Mühe trieben nämlich die Füsilierbataillone der 15. Brigade die geringen feindlichen Kräfte aus den teilweise verbarrikardierten Dörfern nördlich St. Denis hinaus, worauf das IV. Korps ohne Schwierigkeit die ihm zugewiesene Stellung besetzte. Ebenso konnten nunmehr auch die anderen Korps das ihnen zugewiesene Gelände einnehmen. Demgemäß stand:

das IV. Korps auf dem rechten Flügel nördlich St. Denis mit dem Korpsquartier in St. Brice und den Vorposten vom See bei Enghien über Montmagny bis zur Mühle von Haut Roi;

das Gardekorps in der Mitte. Korpsquartier Roissy; Vor-

posten am Morsebach von Stains über Dugny und Pont Iblon bis zum Walde von Bondy;

das XII. (sächsische) Korps auf dem linken Flügel. Korpsquartier Claye; Vorposten am Westrande des Waldes von Bondy bis an die Marne.

Es war also am 19. abends die Einschließung von Paris thatsächlich vollendet. Später fanden nur noch Verschiebungen und die Besetzung der Halbinsel von Argenteuil statt. — Betrachtet man die beiderseitigen Stärkeverhältnisse, so muß man sich fragen, ob die Kühnheit des Entwurfes oder die Art seiner Ausführung mehr Bewunderung verdient. Deutscherseits standen Mitte September etwa 150,000 Mann mit 620 Feldgeschützen zur Verfügung, um die Riesenstadt von über zwei Millionen Einwohnern möglichst hermetisch abzuschließen und zugleich die Einschließungsarmee selbst gegen etwaige Entsatzversuche zu sichern. Von letzteren war in Frankreich schon zu Anfang der Belagerung die Rede.

Dem gegenüber standen den Verteidigern zur Verfügung:

25,000 Mann Linientruppen des XIII. von Mézières angekommenen Armeekorps unter General Vinoy,

25,000 des XIV. in Paris gebildeten Armeekorps.

Ferner Zuaven, Matrosen, Marine-Infanteristen, Gendarmen, die Garde de Paris, Zollwächter und Stadtsergeanten etwa 25—30,000 Mann, so daß sich aus diesen Abteilungen 75—80,000 Mann Linientruppen ergaben.

Dazu kamen 115,000 Mobilgarden und 130 je etwa 800 bis 1200 Mann starke Nationalgarden-Bataillone. Es ergab sich also die Gesamtzahl der bewaffneten Verteidiger von Paris Mitte September in einer Höhe von 300,000 Mann.

Den Oberbefehl führte der nunmehrige Präsident der Regierung, General Trochu. Ihm zur Seite standen die Generale Schmitz, Guiod, de Chabaud la Tour, sowie die Truppenbefehlshaber General Ducrot und Vinoy, Admiral de la Roncière le Noury, der Befehlshaber der Nationalgarde General Clément Thomas und andere.

Die Forts waren mit guten Geschützen ausgerüstet und die Befestigungen sturmfrei, so daß auch dadurch die Widerstandsfähigkeit von Paris eine ganz außerordentliche wurde.

Das Ergebnis der Vergleiche lehrt, daß also in der größten und stärksten Festung der Welt 300,000 Franzosen von 150,000 Deutschen eingeschlossen wurden.

In etwa 10—12 Tagen konnte aber eine Verstärkung der Einschließungsarmee um etwa 50,000 Mann durch das Heranrücken des XI. und des I. bayerischen Armeekorps erwartet werden.

Das große Hauptquartier Seiner Majestät des Königs von Preußen wurde am 19. September von Honeffe nach Schloß Ferrières und am 5. Oktober von hier nach Versailles verlegt, wo es nun während der ganzen Dauer der Einschließung blieb.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen nahm mit dem Oberkommando der dritten Armee am 18. September in St. Germain les Corbeil, am 19. in Palaiseau und vom 20. an in Versailles Quartier.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Sachsen rückte mit dem Oberkommando der Maasarmee am 19. in Tremblay ein und blieb vorläufig daselbst.

Somit war alles in Ordnung und am 20. September früh konnte folgende Depesche aus dem großen Hauptquartier nach Berlin abgehen:

„Nach den vorbereitenden Bewegungen der letzten Tage ist am 19. durch einen Vormarsch sämtlicher Korps die vollständige Zernierung von Paris ausgeführt worden. Seine Majestät der König rekognoszierten im Laufe des Tages die Nordost-Front der Befestigungen.

gez. von Podbielski."

Nun begann bei der Einschließungsarmee jener verdienstvolle, die Geduld auf eine harte Probe stellende, 5 Monate dauernde Abschnitt, der sich durch sehr anstrengenden, ermüdenden, verhältnismäßig wenig durch größere Ereignisse unterbrochenen Vorpostendienst kennzeichnet. Vor allem wurde die

eigene Stellung so befestigt, daß man sich in derselben bei Angriffen der Pariser auch gegen eine bedeutende Übermacht solange halten konnte, bis von der Seite und von rückwärts her genügende Unterstützung eintraf.

Dann fand die regelmäßige Einteilung des Vorpostendienstes selbst statt und schließlich konnte der Telegraph mit Ausnahme der wenigen Tage, an welchen ernste Ausfälle einige Abwechslung brachten, immer gleichmäßig in die Heimat melden: „Vor Paris nichts Neues."

Über die wirkliche Einnahme der Stadt gingen die Ansichten bei uns sehr auseinander. Nur wenige glaubten wie der Kronprinz Friedrich, daß sich die Sache länger hinausziehen werde. Der freilich soll zu einem heimkehrenden Johanniterritter gesagt haben: „Schade, daß Sie schon fortgehen; Sie hätten uns noch helfen können, den Weihnachtsbaum hier auszuputzen!" Wir meinten im allgemeinen, daß eine so große Stadt mit einer so kolossalen Bewohnerzahl sich nicht länger als 4 bis 5 Wochen ohne Zufuhr halten könne. Manche, besonders aber die Zeitungskrieger in der Heimat, wunderten sich, warum man sich mit einer Einschließung begnüge und nicht „das ganze Nest einfach zusammenschieße, wenn es sich nicht ergeben wolle." Ja das verstanden die guten Herrn von der Biertischstrategie eben nicht. Vom Zusammenschießen einer Stadt wie Paris kann wohl überhaupt nicht die Rede sein, denn ein Häusermeer von über 2000 Straßen und 80 Plätzen verwandelt man durch Granaten nicht so leicht in einen Trümmerhaufen. Dann wäre ein solches äußerstes Mittel aus Menschlichkeitsrücksichten wohl kaum angewendet worden, selbst wenn es im Bereich der Möglichkeit läge. Also mit dem „Zusammenschießen" war es von Haus aus nichts.

Nun kam noch der gewaltsame Angriff in Frage. Der wäre schon eher durchführbar gewesen aber ebenfalls erst nach vielen langwierigen Vorbereitungen. Die Heranschaffung des nötigen Belagerungsparkes von mindestens 300 schweren Geschützen und einer Munitionsausrüstung von etwa 500 Schuß

für jedes Geschütz vermittels der Eisenbahn war nicht möglich, weil die einzige durchgehende Linie, welche sich in deutscher Gewalt befand, Nancy-Lagny anfangs noch durch die Festung Toul und dann durch den gesprengten Tunnel bei Nanteuil unterbrochen war. Zum Heranschaffen dieses Belagerungstrains auf Landwegen hätte es aber einer Masse von 4500 Wagen und ungefähr 10,000 Zugpferden bedurft. Welche Zeit wäre für die Vereinigung eines solchen Fuhrparkes und dessen Beladung, Heranführung, Verpflegung und Erhaltung notwendig geworden! Da durfte man sich wirklich der Hoffnung hingeben, durch die Absperrung der Stadt Paris von jeder Zufuhr eher zum Ziel zu kommen.

Als man sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, war es immer noch Zeit, den gewaltsamen Angriff und die Beschießung auszuführen. Trotzdem bis dahin Toul erobert und der gesprengte Tunnel durch eine Umgehungsbahn unschädlich gemacht, also die Eisenbahn hergestellt worden war, lehrte die Erfahrung doch, daß sehr viel Zeit verging, bis man wirklich endlich die Beschießung der Festungswerke beginnen konnte.

General von Moltke hatte eben wie immer so auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen, seine Einschließung meisterhaft erdacht und die Truppen führten dieselbe mustergültig durch.

III.

In Paris bis zur Einschließung.

Schon 14 Tage Krieg und noch sind wir nicht einmal in Mainz! So ertönte es auf den Boulevards anfangs August 1870. Dennoch machten die Landkartenverkäufer noch immer gute Geschäfte, denn sie boten deutsche Karten feil, auf denen man mit aufgesteckten Fähnchen die Stellungen der beiderseitigen Armeen bezeichnen wollte. Fast alle diese Karten begannen am Rhein und endeten

mit Berlin. Dort sollte ja der Friede diktiert werden, natürlich erst nach dem siegreichen Einzug der französischen Truppen durch das Brandenburger Thor.

Endlich kam die längst erwartete Siegesnachricht. „Das Heer des Kronprinzen von Preußen ist vernichtet. Unsere alten Generale aus der afrikanischen Schule haben jene Berliner Stubengelehrten überlistet; unsere braven Truppen machten diesen Potsdamer Drahtpuppen den Garaus; Bayern, Sachsen und Württemberger treten zu uns über; enfin nous sur la route de Berlin!"

Das klang stolz, nein noch mehr, bezaubernd, berauschend. Alles lief auf die Plätze und Boulevards, alles schrie, jubelte, sang die Marseillaise, lachte, tanzte; alles war nahezu toll geworden. Da schlug es ein unter diese Wahnsinnigen wie die Blitze zwischen den Hochalpen in das Thal. „Die Nachricht war falsch! Unsere Truppen sind geschlagen! Bei Weißenburg wurde General Douay besiegt und getötet, seine Division ist zersprengt; bei Wörth sind die Afrikaner Mac Mahons in die Flucht gejagt, die Küraſſiere vernichtet, unsere besten Generale erschossen worden; bei Spichern erlagen Frossards Divisionen; die deutschen Heere haben unsere Grenze überschritten; die Deutschen sind in Frankreich!"

Hu, das lautete schaurig, entsetzlich, höllisch.

„Ist nicht möglich! Kann nicht sein!"

„Leider nur zu wahr! Die Reste des Mac Mahon'schen Korps sind bis Chalons geflohen!"

„Fürchterlich! Alles ist verloren!"

So groß wie vorher der Siegesjubel, so groß war jetzt die Niedergeschlagenheit.

Aber man hoffte noch auf Bazaine.

„Der Sieger von Mexiko wird sie zurückwerfen, diese Barbaren, die nur durch ihre Zahl, durch Verrat und durch die Unfähigkeit verschiedener unserer Generale einen Teil unserer besten Truppen besiegt haben. Jetzt wird er heranmarschieren. Er hat die Garde bei sich. Die weiß zu siegen!"

Angstvolle Tage vergehen. Man muß eben warten. In Geduld ausharren kann aber der Pariser nicht. Er will Zerstreuung haben. Gut. Man mag ja einstweilen, bis die Siegesnachrichten eintreffen, einen Sündenbock opfern.

„Nieder mit dem Ministerium! À bas Ollivier!"

Dabei fällt den guten Leuten ein, daß sie der Kriegsminister Le Boeuf getäuscht hat.

„Sind wir bereit?" hatte ihn kurz vor dem Kriege der Abgeordnete Kératry gefragt.

„Entièrement prêts! Archiprêts!" „Vollkommen bereit! Erzbereit!" war die Antwort.

„Was verstehen Sie unter bereit?" fügte damals der Abgeordnete de Cassagnac bei.

„Ich verstehe darunter, daß wenn der Krieg ein Jahr dauert, wir keinen Gamaschenknopf zu kaufen brauchen."

Und nun! Wie kläglich die Zustände in Beziehung auf die Ausrüstung der Armee waren, hatte man ebenfalls in Paris erfahren.

„À bas Le Boeuf!"

Weggefegt wie Spreu wurden in einer Stunde die Männer, die in blinder Selbstüberschätzung glaubten, einer Welt Vorschriften machen zu können, die zwei mächtige Nationen aufeinander hetzten, die ein so furchtbares Strafgericht für das übermütige Frankreich heraufbeschworen.

Der Wechsel des Ministeriums bot aber nicht genug Zerstreuung und die neuen Machthaber mußten doch mit großen Thaten auftreten.

„Was thun?"

„Halt! Wir haben es! Die Deutschen aus Paris verjagen! Sind zwar die besten Arbeiter, die fleißigsten Geschäftsleute, bringen uns Vorteile, indem sie sich bereichern und Geld bei uns verzehren, leben ruhig nnd geben gute Beispiele! Schadet aber nicht! Das Volk muß Abwechslung haben. Also fort mit den Deutschen!"

In der Rue Richelieu gab es ein deutsches Bankhaus

„Dreher et Léon“. Ein unmündiger Bengel schrieb außen an die Thüre: „À bas les Prussiens!“ Nun flogen ein Stein, dann mehrere, hierauf Massen an die Fenster: bald waren alle Scheiben zertrümmert und ein anderer unreifer Straßenjunge schrieb unter obige Worte:

„Fermé pour cause d'insulte à la France. — Fermé jusqu' à la prise de Berlin. — Ordre du peuple!“

Die rasende Menge zog schreiend weiter.

„Wo ist noch ein Preuße?“

Rue Richelieu 97 steht angeschrieben: „M. Hirsch, marchand de matières d'or et d'argent“.

„Das muß einer sein. Nieder mit der Kanaille!“ Bald ist auch dieses Haus verwüstet und an der Thüre steht: „Mort aux prussiens! — Article 77 du Code pénal. — Mort aux traîtres!“

So und ähnlich auf hunderterlei Art äußerte sich die Wut des Pöbels. Ernster und für die Betroffenen schädlicher waren die offiziellen Maßnahmen des Gouverneurs, General Trochu.

„Innerhalb 3 Tagen haben alle Deutschen Paris zu verlassen!“

Nun begann die staatliche Deutschenhetze und dadurch wurde mancher vermögende Mann vorläufig an den Bettelstab gebracht. Nun sie haben dafür bezahlt!!

Immer düsterer lauteten die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. „Unaufhaltsam dringen die Deutschen vor! Sie haben Nancy eingenommen, Straßburg und Toul belagert! Was wollen sie jetzt vornehmen? — Sie marschieren auf Paris!“

Wie ein Erdbeben wirkte dieser nun auftretende Gedanke auf die armen Pariser. Was da alles erzählt, besprochen, geschrieben und gedruckt wurde, wäre nicht zu glauben, hätte man es nicht miterlebt.

„Nein, das ist nicht möglich! Sie können doch nicht Bazaine und die neu aufgestellte Armee Mac Mahons hinter sich lassen!“

„Ist denn Paris überhaupt einnehmbar? Nein, nein, nein,

tausendmal nein. Der große Geschichtsschreiber Thiers hat es ja so klar wie $2 \times 2 = 4$ nachgewiesen, daß Paris unbesiegbar ist, wenn es sich verteidigen will. Aha, das ist das Wort! Unter der Bedingung, daß es sich verteidigt. Gut! Paris wird sich verteidigen."

Jetzt war das Stichwort gegeben und eine wirklich anerkennenswerte Thätigkeit begann. Es handelte sich vor allem darum, die veralteten Festungswerke in Stand zu setzen. Truppen hoffte man ja genug durch das Heranziehen der Armee de Chalons zu bekommen. Nun wurde Tag und Nacht gearbeitet. Wege waren abzugraben, Eisenbahnen zu unterbrechen, Brücken zu sprengen, die Wälle zu verstärken, Thore zuzumauern, andere zu erbauen, Wasserwerke anzulegen, neue Schanzen, Barrikaden, Verhaue ꝛc. zu errichten, kurz es gab genug zu thun.

Mit großer Thatkraft — das muß man ihnen lassen — gingen die Pariser an die Arbeit. Unter den Lichtstrahlen starker elektrischer Lampen wurde auch die Nächte hindurch fortwährend gegraben, gemauert u. s. w. Bald entstand ein wahrer Sport im Besuche der Befestigungsarbeiten. Vornehme Kavaliere kamen in eleganten Equipagen daher gefahren, stiegen mit ihren Damen aus den Wagen, ergriffen den Spaten eines Pioniers, schaufelten ein Häufchen Erde an eine andere Stelle, als wo es ursprünglich lag und rühmten sich dann, daß sie zur Befestigung von Paris selbst Hand angelegt. Den Berufsarbeitern war dies ganz angenehm, denn einige Flaschen Wein oder mehrere Francs fielen dabei doch für sie ab. Am meisten Zuspruch fanden die Häuser-Niederreißungen vor der Umfassung und das teilweise Abholzen der Parks von Vincennes und Boulogne. Der Mensch sieht ja immer lieber zerstören als aufrichten. Und den Parisern gewährte es eine Art von Wollust, ihre schönsten Anlagen zu vernichten, weil sie vielleicht meinten, durch ein solches Opfer ein noch härteres Geschick beschwören zu können. Auch bildeten sie sich ein, uns durch dieses Beispiel von Selbstüberwindung imponieren und solchen Respekt einflößen zu können, daß wir vielleicht gar nicht wagten, ihr „heiliges Paris" anzugreifen.

Äußerte je einmal jemand ein Bedauern, dann hieß es rücksichtslos „Dura lex, sed lex!“

Auf diese Weise wurden einige Wochen verbracht. Da kamen neue Hiobsposten:

„Colombey! Mars-la-tour! Gravelotte!“

Das schlug wieder ein! „Ist es denn nur denkbar?“ Es wogte und drängte sich auf den Boulevards. „Was ist denn mit Bazaine? Sollte er auch ein Verräter sein, wie ce miserable Failly? Wo war denn die Garde, die Elite unseres Heeres?“

„Bei Metz war sie und geschlagen ist sie.“

„Nicht möglich. Die Garde ist unbesiegbar. Aber verraten kann sie sein und falsch und unsinnig geführt. Unsere Truppen sind vorzüglich, nur die Führer sind schlecht.“

„Nicht wahr ist es. Ich habe es selbst gesehen, wie die Zuaven in voller Flucht ihre Waffen wegwarfen, in die Häuser ihrer französischen Landsleute drangen und plünderten und raubten. Unsere Kavallerie hat sich zerstreut, die Leute gehorchen nicht mehr den Generalen und diese haben den Kopf verloren, aber Verräter sind sie nicht!“

O du thörichter Edmond About, der du mit solchen Worten den Parisern die Wahrheit sagen wolltest! Das hast du davon, daß man dich selbst Verräter und — noch mehr — „prussien“ nannte. Narren ertragen keine Wahrheit und die Pariser waren und sind Narren!

So sehr man auch die Herstellung der Befestigungen betrieb, der rechte Ernst war es noch nicht. Allmählich aber änderte sich die Lage. Zuerst drangen unklare Gerüchte durch die Straßen und Boulevards: „Mac Mahon kommt nicht nach Paris. Er soll Bazaine die Hand reichen. Die Preußen werden zwischen 2 Feuer genommen und zerschmettert!“

Ei das war eine fröhliche Botschaft! Im Nu bekamen die Boulevards wieder das heitere Aussehen von vorher. Man lachte und scherzte; die Cafés waren überfüllt; man trank seinen „bock“ und man sang Spottlieder auf die Deutschen. Tausendfach klang es durch die Nacht:

„Bismarck si tu continues,
De tous tes Prussiens, il n' t'en rest'ra guère;
Bismarck si tu continues,
De tous tes Prussiens, il n' t'en restr'a plus!"

Da folgte wieder die Schwüle vor dem Sturm. Die Nachrichten blieben aus. „Wo sind denn jetzt die Preußen?" Niemand weiß es. „Wo ist Mac Mahon?" Niemand weiß es. „Was thut Bazaine?" Niemand weiß es. Nichts wissen, nicht neue Nachrichten zum Besprechen, zum Bekritteln haben, ist aber für den Pariser furchtbar. Phrasen täuschten einige Tage über dieses Hangen und Bangen hinaus. Man wärmte alte Geschichten auf. „General Hoche hat auch zuerst die Schlacht von Kaiserslautern verloren und doch den ganzen Feldzug von 1793 glänzend gewonnen! Glaubt Ihr denn, daß die Sieger von der Alma, von Magenta und Solferino schmählicher Weise vor diesen Panduren entfliehen werden?"

„Les Teutons, soldats de la force entendront la voix des Français, soldats de l'idée!"

Alles das klang recht hübsch, allein es half selbst für Paris nicht auf die Dauer. Wie erstickende Gewitterluft lag es über der Stadt. „Gibt es denn noch keine Neuigkeit?" — „Keine."

Bei jedem Erscheinen eines Tageblattes wurden die Zeitungskioske nahezu gestürmt. Dann rissen die glücklichen Eroberer einer Nummer dieselbe fast in Stücke und suchten in fieberhafter Aufregung nach den Depeschen vom Kriegsschauplatz.

„Wieder nichts neues! Es ist nicht mehr zum aushalten!"

So ging es noch einige Tage fort. Die Pariser wollten fast verzweifeln. Nun entstanden am 2. September abends Gerüchte über eine große Schlacht bei Sedan. Aber keine Zeitung, kein offizielles Plakat verkündete etwas darüber. Der 3. kommt. Gerüchte von einem großen Siege und von einer Niederlage schwirren gleichmäßig durch die Luft. Immer aber noch keine Klarheit, keine Wahrheit, kein Licht.

Abends 8 Uhr schleicht sich ein Mann heimlich wie ein

Dieb in das Bureau des „Gaulois", eines großen Tageblattes der Stadt. Der kommt direkt aus Belgien und bringt eine belgische Zeitung mit eingehenden Nachrichten mit. Man schließt die Thüren und Fenster und läßt nur Vertraute ein. Dennoch verbreiten sich unheimliche Nachrichten in der Nachbarschaft. Der Chefredakteur eilt mit dem Brüsseler Blatt zum Polizeipräfekten und hält ihm die Zeitung vor.

„Monsieur, est-il-vrai?"

Schweigend neigt der Beamte das Haupt.

„Um Gotteswillen! Ist es möglich?"

„Es ist so!"

Einige Stunden später liest ganz Paris

„Die Kapitulation von Sedan." —

Wäre die halbe Stadt plötzlich durch ein Erdbeben verschlungen worden, das Entsetzen hätte kaum größer sein können.

„Was? Bazaine eingeschlossen! Mac Mahon verwundet! Seine Armee gefangen! — Was! Wir haben kein Heer mehr! O Unglück, o Schande! Keine Waffen, keine Soldaten! Die Feinde im Land! Die Preußen bald vor Paris, am Ende sogar in Paris! O Elend, o Schmach! Und dahin brachte uns der Kaiser!"

Halt! Das war wieder etwas, woran man sich aufraffen konnte. Der Kaiser! Nieder mit dem Kaiser!

„À bas l'empereur! Vive la république!"

Tausend-, zehntausend-, hunderttausendfach schallte es zurück „Vive la république!" und als ob ein frischer Hauch die Pariser neu belebte, so erwachte ihre Thatkraft wieder; sie wurden von neuem unternehmungslustig, eifrig und kühn; sie hatten ja eine Absicht, einen Plan, ein Werk vor sich und das hieß: „Sturz des Kaisertums, Absetzung Napoleons und seiner Dynastie, Errichtung der Republik!"

Umgekehrt wirkten die Nachrichten über Sedan auf die kaiserlichen Beamten und Behörden so niederschlagend, daß sie sämtlich die Geistesgegenwart verloren, keinerlei Maßregeln zum Schutze ihrer Dynastie unternahmen und deshalb wie dürres

Laub weggeweht wurden, als der Sturmwind der Revolution den Baum des Kaisertums packte und mit dem ersten Anprall stürzte.

In der Nacht vom 3. zum 4. September fand eine außergewöhnliche Sitzung des „corps législatif“ statt. Der an Stelle des abgesetzten Generals Le Boeuf zum Kriegsminister ernannte General Palikao mußte die traurige Kunde über Sedan offiziell mitteilen. Kaum hatte er seinen Vortrag beendet, so stieg der Abgeordnete Jules Favre auf die Rednertribüne und machte, während die ganze Abgeordnetenkammer in tiefstem Stillschweigen zuhörte, drei Vorschläge und zwar über:

1) Die Absetzung Louis Napoleons und seiner Dynastie.

2) Die Ernennung eines mit der nötigen Machtvollkommenheit versehenen Ausschusses, um den eingedrungenen Feind aus dem Lande zu jagen.

3) Die Bestätigung des Generals Trochu auf seinem Posten als Gouverneur von Paris, um ihn ausschließlich mit der Verteidigung der Hauptstadt zu beauftragen.

Alles dies hörten der Kriegsminister, die anderen kaiserlichen Minister, die anwesenden Beamten, Polizeibedienstete u. s. w. an, ohne daß einer den Mut hatte, für seinen unglücklichen, in Gefangenschaft geratenen Kaiser einzutreten oder ein Wort zu sprechen. Es wurde einfach der Entscheid über diese Vorschläge vertagt. Die nächste, 12 Stunden später stattfindende Sitzung der Kammer hatte nach einer verhältnismäßig ruhigen Debatte das Ergebnis, daß die alte Regierung gestürzt war, die Republik erklärt wurde. Das Kaisertum hatte aufgehört zu leben.

Die neue Regierung erwählte sich eine Bezeichnung, welche vor allem ihre zukünftige Aufgabe ausdrücken sollte. Sie nannte sich: „Regierung der nationalen Verteidigung“. Mit außerordentlichem Jubel wurde diese Kunde in ganz Paris aufgenommen. Es war, als ob die Stadt vollständig berauscht sei, als ob der Tag einer neuen Auferstehung angebrochen und alles bisherige Unglück in das größte Heil und Glück verwandelt worden wäre. In diesem Taumel vergaß man anfangs ganz

den Krieg und die deutschen Sieger. Man hatte mit der Umänderung der Regierungsform, Vernichtung der Anzeichen an die alte Herrschaft u. s. w. so viel zu thun, daß man erst nach einiger Zeit zur Besinnung kam. Natürlich tauchte von neuem die Phrase in den sonderbarsten Ausartungen auf, besonders als man schließlich doch wieder sich daran erinnerte, daß der Feind noch im Lande und außerdem im Begriff stand, gegen Paris zu marschieren.

„Um das Vaterland zu retten, hat das Volk die Republik verlangt!"

„Die Republik hat die feindliche Überschwemmung von 1792 besiegt; die Republik ist erklärt!"

„Die Republik erklärt — das heißt Frankreich erstanden!"

„In einigen Tagen werden wir zwei neue Armeen haben!"

„Paris retten, ist mehr als Frankreich retten. Das heißt die Welt retten!"

„Paris ist der Mittelpunkt der Menschheit! Paris ist eine geheiligte Stadt!"

„Wer Paris angreift, greift das ganze menschliche Geschlecht an!"

„Paris ist die Hauptstadt der Civilisation. Sie ist weder ein Königreich noch ein Kaiserreich. Sie ist das ganze Menschengeschlecht in seiner Vergangenheit und Zukunft!"

Solche und ähnliche Phrasen beherrschten die Stadt, eine Stadt, welche wenige Monate später während der Kommune zeigte, daß sie der Herd der größten Bestialitäten, die Brutstätte niedrigster Laster, unglaublicher Verrohung der Sitten und wahrhaft unmenschlicher Verbrechen war, „das geheiligte Paris!!"

So sehr man diese rednerischen Ausartungen belachen kann, so steht doch in einem das Paris des Jahres 1870 achtungswert da. Das ist in der Thatkraft und Ausdauer, mit welcher es seine Verteidigung in Angriff nahm und durchführte. Zwar wurde auch hier die Phrase — ohne die geht es ja bei den Franzosen nicht — zu Hilfe genommen und in den komischesten

Ausdrücken den Parisern vorerzählt, Paris sei auch vom militärischen Gesichtspunkt aus uneinnehmbar, aber es wurde stets die Bedingung daran geknüpft, daß sich die Bevölkerung in entschiedener Weise zu verteidigen habe. Außer der immer lebhafter betriebenen Verstärkung der Befestigungen waren nun zwei Hauptsachen zu erfüllen, nämlich die Aufstellung von Truppen und die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln.

Es gab zwar immer noch, selbst bis etwa am 15. September, Menschen, die an eine Belagerung nicht glauben wollten. Der Ausspruch eines Arbeiters „Jetzt, wo wir sie haben, werden sie nicht mehr wagen zu kommen!" war eine weit verbreitete Ansicht. Mit dem „wo wir sie haben" sprach er von der Republik; mit dem „sie" meinte er die Deutschen. Auch glaubte man, daß letztere die nach französischer Meinung zur Einschließung unbedingt nötigen 5—600,000 Mann vor der Einnahme von Metz nicht zur Verfügung hätten. Das war ja auch nicht der Fall.

Trotz dieser Anschauungen raffte sich die ganze Bürgerschaft auf und leistete — der Wahrheit die Ehre — Außerordentliches. In den Gebäuden des Hotel de Ville, der verschiedenen Mairien und Polizeibehörden wurden Anwerbebüreaus für Freiwillige errichtet und sofort meldeten sich Tausende. Das ging ununterbrochen fort, bis alle in Aussicht genommenen Bataillone mehr als vollzählig besetzt waren. Deshalb konnte man von der Errichtung der ebenfalls beabsichtigten Amazonenbataillone Abstand nehmen. Erst später und während der Kommune entstanden dieselben und erlangten dort jenen so traurigen die Menschheit schändenden Namen „Petroleusen."

Mitte September steckte also eigentlich jeder Pariser, der nur irgendwie felddienstauglich oder doch waffentüchtig war, in der Mobilgarden- oder Nationalgarden-Uniform. Außerdem berief General Trochu die Provinz-Mobilgarden nach Paris. Zuerst ließ er seine Landsleute, die Bretagner, kommen. Dieselben, ehrenhafte, brave Bauern von kräftigem Körperbau und Vertrauen erweckendem Aussehen, machten einen guten Eindruck

und bildeten bald einen sehr brauchbaren Teil der Mobilgarden-Armee. Dann kamen die Leute aus der Perche, Franche-Comté, Champagne und aus Burgund und bewirkten eine ansehnliche Vermehrung der Besatzung der Hauptstadt. Die armen Menschen ahnten nicht, daß bald darauf die Deutschen ihre Provinzen einnehmen und in ihren Häusern und Höfen wohnen würden.

Auf gleiche Weise wie die Verstärkung der Truppen machte auch die Versorgung mit Lebensmitteln große Fortschritte. Aus der Umgegend kamen an und für sich die Bewohner der Dörfer und Weiler ꝛc. mit all ihren Beständen an Vieh, Geflügel und transportabeln Vorräten in die Stadt. Außerdem brachten Extrazüge fortwährend ganze Herden, Massen von Mehl, Konserven, Feldfrüchten, Hafer u. s. w. nach Paris. Trotzdem diese Anordnungen sozusagen erst in der zwölften Stunde getroffen wurden, gelang deren Ausführung doch über Erwarten gut und nicht mit Unrecht konnten General Trochu, die Behörden und die ganze Stadt mit verhältnismäßiger Ruhe einer Belagerung entgegensehen.

Als letzte Vorsichtsmaßregel geschah das Abschieben überflüssiger Esser. Wer nicht seine Berechtigung und Möglichkeit der Selbsterhaltung nachweisen konnte, mußte fort. Das traf nun in erster Linie eine Masse (über 12,000) jener leichtsinnigen Frauen und Mädchen der „Halbwelt", die Paris von jeher in so großer Menge beherbergt und deren Leben und Treiben der Stadt auch den zweifelhaften Namen „modernes Babylon" eintrug. Da half kein Lächeln und Bitten. Die Sergeants de Ville waren unerbittlich und wie Gefangene wurden diese Dämchen auf die Bahnhöfe verbracht, in Züge verladen und nach Orleans, Tours, Rouen und allen anderen größeren Städte des Südens und Westens geschickt. Die mußten sehen, wie sie mit der wenig willkommenen Gabe fertig werden konnten. Ebenso wurden unbemittelte Fremde abgeschoben.

Ein Nachteil für Paris war das Eintreffen zahlreicher Flüchtiger von Sedan. Dieselben erzählten so vielerlei Entsetzliches von der Schlacht, so Übertriebenes von der Macht,

Zahl und Leistungsfähigkeit der Deutschen, daß vorübergehend wieder große Niedergeschlagenheit um sich griff. Nun trafen aber auch ganze Regimenter — die über Brigne aux Bois aus Sedan entkommenen Zuaven — und schließlich das vollzählige XIII. Armeekorps ein. Damit schwoll den sanguinischen Parisern von Neuem der Kamm. Ferner begeisterten sie die Nachrichten über den bisher glücklichen Widerstand der Festungen Straßburg und Toul. Besonders ersterer Stadt zu Ehren fanden große Kundgebungen auf der Place de la Concorde statt. Täglich sah man National- und Mobilgardenbataillone mit Blumen in den Gewehrläufen über die Boulevards ziehen, um die Statue der Stadt Straßburg auf jenem Platze zu schmücken. Durch solche und ähnliche Kundgebungen wurde die Begeisterung der Truppen wirklich gehoben.

Trotz der entschiedenen Absicht sich gut zu verteidigen, unterließen aber die Mitglieder der Regierung nichts, um der Hauptstadt die Belagerung, wenn möglich, doch ganz zu ersparen. Da man von der Ansicht ausging, daß die Besiegung Frankreichs durch Deutschland ein Unglück für Europa sei, so meinte man auch, es bedürfe nur eines Anstoßes, um die europäischen Großmächte zu veranlassen, für ihr Schoßkind, das „geliebte, heilige Frankreich" die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Man entsandte daher Herrn Thiers nach London, Petersburg und Wien und Herrn Senard nach Italien, um eine Hilfe zu erbitten, natürlich vergebens. Unterdessen vernahm man doch mit geheimem Gruseln das Herannahen der Deutschen. Da traf die Nachricht der verräterischen Indieluftsprengung der Zitadelle von Laon ein. Die Zeitungen entblödeten sich nicht, selbst eine solche, völkerrechtswidrige That zu beklatschen.

„Die Racheexplosion von Laon ist die Republik, welche sich erhebt zur Rettung des Landes." Dies schrieben angesehene Blätter. Natürlich wurde auch diese Phrase die Mutter aller möglicher Übertreibungen. So stand auf einzelnen Forts: „Hier ergibt man sich nicht; hier sprengt man sich in die Luft!" u. s. w.

Am 15. September erließ der General Soumain, einer der Untergenerale Trochu's, folgenden Befehl: „Von heute dem 15. September an werden die Thore der Umfassung abends 8 Uhr geschlossen und erst morgens 5 Uhr wieder geöffnet."

Damit war es ausgedrückt „die Belagerung begann!"

Das war zugleich das Zeichen zur Flucht für die letzten derjenigen, welche nicht die Schrecken einer wahrscheinlichen Beschießung durchmachen wollten.

Wie es nun auf den Bahnhöfen zuging, ist kaum zu beschreiben. Die Züge nach dem Westen und Süden beförderten in den letzten Tagen vor der Einschließung mehr Menschen und Gepäck, als sonst in Monaten. Ganze Berge von Koffern, Kisten, Schachteln u. s. w. standen vor den Güterhallen. Tag und Nacht warteten die Besitzer dabei, um endlich vielleicht doch noch mitgenommen zu werden. Meist waren es die Reichen, welche auf diese Art nach den vom Krieg voraussichtlich verschonten Departements entwichen, während zu gleicher Zeit die letzten vor den anrückenden Deutschen fliehenden Bewohner der östlich gelegenen Ortschaften zu den Thoren hereinströmten und viele Männer aus den Provinzen sich verpflichtet fühlten, nach Paris zu kommen, um der bedrängten Hauptstadt beizustehen.

„La misère entre, le luxe sort!" so bezeichnete man das Ein- und Auswandern und hatte in diesem Falle nicht so Unrecht.

Als die Bahnen nach St. Quentin, Amiens, Melun und Troyes von der deutschen Kavallerie unterbrochen wurden, mehrte sich der Andrang an die andern immer fort und es entstanden trotz alles entschiedenen Auftretens der Polizeibeamten doch ziemlich bedeutende Unordnungen.

Am 18. September abends liefen von verschiedenen Seiten die ersten bestimmten Nachrichten über das Anrücken der Deutschen ein. Plakate verkündeten: „Die Eisenbahnen nach dem Norden, der Normandie, dem Osten, Vincennes, Lyon und Orleans sind unterbrochen. Nur die vom Montparnasse (einem Pariser Bahnhof) aus (nach Versailles, Dreux) ist noch offen."

Jetzt wurde es Ernst. Der Belagerungszustand machte sich immer mehr geltend. Eine seiner ersten Äußerungen war die Jagd nach vermeintlichen Spionen. Wer nur irgend jemals mit Deutschen in Verbindung stand, erschien verdächtig und mußte gewärtig sein, verhaftet zu werden. Konnten ihm nur irgend welche Briefe an Deutsche nachgewiesen werden, so war er verloren, wie ein gewisser Hardt, der noch nach der Kriegserklärung wegen Börsenspekulationen aus Deutschland Nachrichten erhielt und solche hinschickte. Er wurde kriegsrechtlich erschossen.

Aber auch gute Franzosen, sogar Offiziere wie der General Ambert und andere, wurden verhaftet und eingekerkert, weil man fürchtete, sie könnten wegen ihrer bonapartistischen Gesinnungen zum Verräter an der Republik werden. Allgemein entstand eine wahre Spionenriecherei und Spionenfurcht. An jedem Tage fanden Festnehmungen statt. Freilich kamen dabei auch tolle Sachen vor. An einem der höchsten Häuser dicht hinter der Umfassung bemerkte plötzlich ein Arbeiter hinter einem Fenster ein gleichmäßiges Wehen einer blauroten Fahne. „Aha, das ist ein Zeichen für die sich außerhalb der Wälle heranschleichenden prussiens. — Voilà un espion!" das genügte um wie in Stroh geworfener brennender Zunder zu wirken. Bald sammelt sich eine neugierige Menge, man stürmt in das Haus, steigt 5 Stockwerke hinauf, öffnet schleunigst mit Gewalt die Thüre, damit der Spion nicht aufmerksam wird und rasch entfliehen kann, dringt in das Zimmer, sieht sich um und findet nur eine alte zu Tode erschrockene Frau. In dem verdächtigen Fenster klettert aber vergnügt ein blauroter Papagei hin und her. Das war die Fahne.

Am 19. vormittags melden die Morgenblätter:

„C' en est fini! Le dernier chemin de fer, celui de l'Ouest, a été coupé hier vers quatre heures. Nous voici donc investis! La prison est vaste, mais c'est une prison!"

Darin hatten sie sehr Recht. Wenn auch weit, ein Gefängnis war es doch und blieb es, bis sie de- und wehmütig

um Gnade baten und sich nach vielen mißlungenen Durchbruchsversuchen ergaben.

Am Abend des 19. liefen die Nachrichten über das unglückliche Gefecht auf dem Plateau von Chatillon ein und zahlreiche Flüchtige kamen auf die Boulevards. Denen wurde schlecht genug mitgespielt. Daß man sie „traîtres“ und „laches“ nannte, war noch gelinde. Viele konnten nur durch Verhaftung vor Thätlichkeiten bewahrt werden.

Anfangs erwartete ein großer Teil der Bevölkerung, daß nunmehr die Deutschen irgend ein Thor stürmen und mit ihren Massen die Stadt überfluten würden. Man war ganz erstaunt, als es nicht geschah. Sofort wuchs selbst sehr Ängstlichen der Mut wieder und jeder schwur, mithelfen zu wollen, die Stadt und damit Frankreich aufs Äußerste zu verteidigen.

Die kleinen bald sich bemerkbar machenden Nachteile, z. B. das Ausbleiben der Provinz-Zeitungen, der frischen Fische und des Wildes in den Zentralhallen u. s. w. bewirkten nur, daß die kriegerische Stimmung wuchs. Jetzt war ja alles klar, die Deutschen belagerten Paris, also mußten die Pariser sich wehren. Großer Jubel entstand, wie Herr Jules Favre ohne Resultat aus dem deutschen Hauptquartier zurückkehrte und von seiner hoch klingenden Phrase „Pas un pouce de notre territoire, pas une pierre de nos forteresses!“ berichtete.

Jubelnd schrien die Pariser die beim Friedensschluß sich ja als so hohles Gerede erweisenden Phrasen nach und fügten noch bei:

„Pas un écu de notre trésor!“

Einen Thaler haben sie uns freilich nicht gezahlt, aber Millionen und Milliarden.

Während das Volk und einige besondere Schreier sich in solchen Aufschneidereien ergingen, sorgten dagegen General Trochu und sein Stab für eine ernste und ausgiebige Verteidigung und eine genaue Regelung der Verhältnisse in der belagerten Stadt. Menschen und Material waren ja jetzt genug vorhanden. Es kam nun darauf an, es an den Festungsdienst zu gewöhnen und

in militärischem Sinne verwendbar zu machen. Nach den schlechten Erfahrungen Ducrots auf dem Plateau von Chatillon verzichtete man vorläufig auf große, maßgebende Operationen und begnügte sich damit, durch Exerzitien, kleine Felddienstübungen und unbedeutende Scharmützel mit den deutschen Vorposten die Mobilgarden und Freiwilligen langsam an den Kampf zu gewöhnen und durch Wachen und Festungsdienste auch die Nationalgarde zu üben. In der ersten Zeit sah es mit der Disziplin besonders bei letzterer recht schlecht aus. Allein mit der Zeit besserte sich dies, so daß eine innere Erstarkung und Besserung der Besatzung wirklich zu bemerken war. In der Stadt wurden für die ärmeren Nationalgarden und sonstige Arme Bons ausgegeben und dadurch die Verausgabung von Lebensmitteln aus den Magazinen geregelt; die Freiwilligen erhielten eine Bezahlung von 3 Francs per Tag. Nun fühlte man sich ziemlich sicher und mehr mit Neugierde, als mit Angst vernahm man am 21. die Meldungen der Forts: „Fort d'Ivry: Der Feind steht in Choisy-le-Roi."

„Fort du Romainville: Der Feind erbaut Befestigungen bei Courneuve und Le Bourget."

„Fort de Bicetre: Der Feind besetzt die Dörfer l'Hay und Chevilly" u. s. f.

Die Stimmung in Paris war also eine mutige und beinahe durchaus zuversichtliche geworden. Man glaubte allgemein, die Deutschen würden thöricht genug sein, zu einem vergeblichen Sturm anzulaufen. Dann wollte man sie empfangen und wie! Wieder wie immer bei den Franzosen tauchte eine Phrase auf und jedermann sprach sie mit vollster Überzeugung nach. Dieselbe hieß:

„Die Preußen haben vor sich unsere Forts. Nach den Forts die erste Umfassung, dann die zweite, dann die Barrikaden in den Straßen und dann — wer weiß?"

IV.

Bei den Einschließungstruppen um Paris im Herbste 1870.

Nach kurzer Zeit hatten sich die deutschen Armeekorps, die also vorläufig vom linken Seineufer angefangen in der Reihenfolge VI., II. bayerisches, V., IV., Garde, XII. und württembergische Felddivision um Paris herum standen, ganz in dem ihnen zugewiesenen Gelände eingewöhnt und eingerichtet. Es begann eine sehr regelmäßige Lebensweise, die nur hie und da durch Gefechte und Alarmierungen unterbrochen wurde und große Anforderungen an die Geduld der Belagerer stellte.

Obwohl jedes Armeekorps sich den Dienst nach eigener Ansicht regeln durfte, wurde derselbe doch fast überall gleichmäßig gehandhabt. Dies bewirkten einerseits die gleichen Aufgaben der Truppen, anderseits die als Richtschnur gegebenen Andeutungen der Oberkommandos. So hatte man im allgemeinen 3 Verteidigungslinien angelegt. Die erste war die der Vorposten. In ihr wurden feindliche Patrouillen und kleine, nur zu Belästigungen entsendete Abteilungen der Franzosen von den mit der direkten Beobachtung des Gegners beauftragten Vortruppen abgewiesen. Hinter dieser kam die zweite, die Hauptverteidigungslinie. Sie hatte den Zweck, ernstere Ausfälle der Pariser zum Stehen zu bringen und zurück zu werfen. Deshalb bildeten diese Linien wiederholt den Schauplatz schwerer Kämpfe. In der dritten und letzten Linie sollte der Feind durch herbeigerufene Reserven und Unterstützungen dann aufgehalten werden, wenn es ihm gelungen sein sollte, die beiden ersten Linien zu durchbrechen. Alle drei wurden allmählich, besonders als sich durch Ausfälle der Wunsch nach unterstützenden Verschanzungen u. s. w. geltend machte, möglichst gründlich befestigt.

Die erste dieser Linien war die interessanteste, weil man in ihr in fortwährender Berührung mit dem Feinde blieb. Sie

bildete eine ununterbrochene Linie von Doppelposten, Unteroffizierposten, teilweise ganzen vorgezogenen Schützenlinien und vorgeschobenen Feldwachen nebst den dazu gehörigen direkten Unterstützungen. Viele Doppelposten wurden vollständig in Schützenlöchern versteckt, die meisten aber standen hinter Mauern, in verlassenen Häusern, an Weinbergterrassen, kurz hinter allen möglichen Deckungsmitteln, um nicht gesehen und getroffen zu werden. Wer von Paris aus sich die Umgegend betrachtete, konnte eigentlich nichts Auffälliges erblicken. Anfangs freute sich jedermann auf diesen vordersten Vorpostendienst. Man gelangte auf seinen Posten nur dadurch, daß man sich wie ein Indianer an denselben anschlich, wollte man nicht gewärtig sein, ein feindliches Chassepot- oder Tabatière-Geschoß, wenn nicht gar eine Granate schlucken zu müssen. Gerade weil die Franzosen so sehr wenig von den deutschen Einschließungstruppen entdecken konnten, feuerten sie gerne mit ihrem schweren Geschütz selbst auf einzelne Leute, weil sie vermeinten, wo sich ein „prussien" sehen lasse, könnten auch noch mehrere sein. War man auf seinem Posten angekommen, so hieß es sich umschauen. Anfangs wurden auch hie und da noch die am ersten Tage flüchtig gewählten Stellungen mit vielleicht besseren vertauscht, bis man die besten Plätze endgültig gefunden. Bald hatten die einzelnen Postenplätze ihre teils von den Offizieren, teils von den Leuten erfundenen Namen erhalten. So gab es z. B. beim Gardekorps neben dem Posten beim Fanal Sarcelle einen Posten beim Mistpumpernickel, weil dort ein einem Pumpernickel ähnlicher Komposthaufen stand; beim II. bayerischen Korps befand sich der Posten am Wanzenbaum, dagegen wo anders der bei der schönen Tänzerin, weil ein lustiger Kasernen-Rafael eine etwas stark dekolletierte Bajadere mit Kohle an die Mauer gezeichnet hatte. Komisch genug mag es schon geklungen haben, wenn dort so ein Altbayer meldete: „Vor'm Wanzenbam hot si a Patrulli zoagt.*) Wia i aber hingleucht**) hob, san's zur scheni Tän-

* gezeigt.

** hingeschossen.

zerin ag'schob'n. Dort san's aber a abg'fahr'n." Nun wer sich in der Gegend auskannte, verstand ja die Leute und das war die Hauptsache.

Den interessantesten aber auch gefährlichsten Dienst hatten die fortwährend in das Vorgelände entsendeten Patrouillen. Anfangs, bis man die ganze Gegend genau kannte, mußten sie häufig gehen. Später unterblieben sie immer mehr. Bei einer solchen Gelegenheit kam es öfters vor, daß französische und deutsche Patrouillen sich kreuzten. Letztere suchten ihrer Aufgabe als Schleichpatrouillen gemäß und um keinen unnötigen Alarm zu verursachen, ein Gefecht zu vermeiden. Hie und da ließ sich dies aber nicht umgehen und dann waren manchmal die nur 2—3 Mann starken deutschen Schleichpatrouillen gegen die meist mit 12—15 Mann auftretenden französischen stark im Nachteil. Hierbei ereignete es sich einmal, daß es Zuaven gelang, einen Soldaten des preußischen Königs-Grenadier-Regiments zu fangen. Derselbe wurde später von einer andern Patrouille im Park von Meudon mit einem Knebel im Munde, an einen Baum gebunden und mit eingeschlagenem Schädel und Brustkasten gefunden. Solcher Bestialität waren Franzosen fähig!

Andere Patrouillen machten sehr wichtige Funde. So stießen solche ebenfalls im Park von Meudon auf ein Lager von 50 Fässern Ligroin und mehreren Pulverfässern, welche zum Anzünden des Waldes bestimmt waren. Andere fanden Telegraphenleitungen, Einrichtungen zum Zeichengeben bei Tag und Nacht u. s. w.

Oft auch waren die Funde sonderbar genug. So hatte der bayerische Oberleutnant Schunk eines Tages den Befehl erhalten, einen für ein Observatorium geeigneten Punkt zu suchen. Es ist schon düster. Er betritt ein scheinbar günstig gelegenes Haus vorwärts Chatillon. Alles gut. Im oberen Stock könnte aber noch bessere Aussicht möglich sein. Kaum steigt er die Treppe hinan, so geht oben ein tüchtiges Gepolter los, Bretter fallen um, eine Staubwolke verhindert klaren Einblick, nur ein Paar leuchtende Augen glotzen den Offizier an und verschwinden.

„Donnerwetter sind hier auch schon Zuaven oder Mobilgarden?" Er reißt den Revolver heraus, steigt einige Stufen weiter hinauf, sieht sich vorsichtig um und entdeckt einen großen Angorakater, den sein Besitzer bei der schnellen Abreise nach Paris vergessen hatte. Eine solche Patrouille ließ man sich wohl noch gefallen.

Weniger angenehm berührte in Choisy le Roi der Fund einer in einem Sarge liegenden aber noch nicht beerdigten Leiche.

In Bas Meudon waren einige Leute der 59er von verschiedenen bisher nicht besetzten Häusern her verwundet worden. Nun wurden diese Gebäude in die Vorpostenlinie gezogen und deshalb abgesucht. Da fand sich die vollzählige halb verhungerte Jagdmeute des Prinzen Napoleon in einem kleinen Schlosse. Beim Einrücken der Preußen verschwand der Kastellan sofort und nun entdeckten die Musketiere eine Telegraphenleitung und 2 mit einer Leitung in Verbindung stehende Pulverfässer. Mit Todesverachtung riß ein Mann den Draht aus den Fässern und nun konnten letztere ohne Gefahr entfernt werden. Einen anderen Fund machten ebenfalls die 59er in einem kleinen Hause vorwärts St. Cloud, d. h. in dem Gelände zwischen den beiderseitigen feindlichen Posten. Das war eine alte, lahme, kranke Frau, die nicht entfliehen konnte. Von nun an brachten täglich preußische Patrouillen mit Lebensgefahr der alten Französin die Ersparnisse ihrer Kost und dadurch wurde das Weib bis zum Friedensschluß erhalten.

Eine wenig angenehme Vorschrift für unsere Vorposten war die, daß nur im äußersten Notfall gefeuert werden durfte. Dies hatte seinen Grund darin, daß man erstens die diesseitigen Stellungen nicht verraten und zweitens unnötige Alarmierungen vermeiden wollte. Diese Ruhe bei den deutschen Vorposten machte nun die Franzosen immer kühner und besonders als bei ihnen der Brotkorb höher gehängt werden mußte, kamen Leute aus den Forts oft bis auf wenige Hundert Schritte an unsere Posten heran, um Kartoffeln zu suchen. Dabei erlaubten sich die Franzosen öfters völkerrechtswidrige Freiheiten, z. B. trugen sie weiße Fahnen voraus, dann folgten die Kartoffelgräber. Diese gruben

unbeläſtigt einige Zeit und wenn ſie fertig waren, ſchoßen ſie doch. Das Gardekorps erließ daher den Befehl, ſich ſolche Täuſchungen nicht mehr gefallen zu laſſen. Deshalb wurden nun mehrere franzöſiſche Soldaten beim nächſten Kartoffelſuchen erſchoſſen. Dann war wieder einige Zeit Ruhe. Vor den Bayern fanden gleiche Mißbräuche der Franzoſen ſtatt. Als eines Tages wieder verſchiedene feindliche Infanteriſten in Geſellſchaft eines Weibes Kartoffeln ausgruben und ſich mit größter Frechheit vor den Poſten des V. bayeriſchen Jägerbataillons herumtrieben, erbat und erhielt der Oberleutnant Leeb die Erlaubnis, dieſelben zu verjagen. Er ſtand mit einem Kameraden und einigen Jägern in einem Hauſe. Nun beſorgte er, daß ſeine Leute vielleicht doch die Frau treffen könnten, ließ ſich daher ſelbſt eine Büchſe geben, legte an, zielte, ſchoß und ein Franzoſe klappte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer. Das war für die andern das Zeichen zur ſchleunigſten Flucht, der ſich die Dame ebenfalls anſchloß. So etwas ärgerte einen Jäger ſehr und er gab ſeinem Mißvergnügen mit den Worten Ausdruck: „Jeſſes, Herr Oberleutnant, s' Wei' —, s' Wei' kimmt aus — ſchieaß'n's doch nauf. Herr Oberleutnant!"

„Maleſizkerl — was fällt Dir ein!" lautete die Antwort des Offiziers. Dem Jäger aber war der ganze Tag verdorben, „weil's Wei' auskimma woar!" Das wäre nicht vorgekommen, hätte er ſelbſt ſchießen dürfen.

Natürlich mußte der Oberleutnant mit ſeinen Leuten ſofort das Haus verlaſſen, denn die franzöſiſche Rache in Geſtalt von Granaten aus dem nächſten Fort blieb nie aus.

Überhaupt waren die Granaten eine recht unangenehme Zugabe zu den ſonſt ſo intereſſanten Vorpoſten. Wenn nur einzelne Leute ſich ſehen ließen, wenn Rauch aus einem Häuschen oder hinter einer Mauer aufſtieg, wenn Helme über einem Zaune oder einer Hecke blinkten, wenn gar einige Reiter auftauchten, dann folgte es mit ſchablonenmäßiger Regelmäßigkeit — tſchſchſch — tßßß — ſſſ — bumm — krach — und Staub, Schmutz, Eiſenbrocken und Steinſplitter ſauſten dem nächſten

Posten und sonstigen Anwesenden um die Ohren und hie und da fand so ein ungehobelter Gruß doch seinen Weg in deutsches Blut und Leben. Am meisten war dies der Fall, wenn fremde Offiziere und Leute den Vorposten die im allgemeinen wegen der Aufmerksammachung des Feindes gar nicht sehr erwünschte Ehre eines Besuches zukommen ließen. Auch bei einer Besichtigung der Vorposten, die der König bei Sevres vornahm, schlugen 3 Granaten dicht bei Seiner Majestät ein, als er von Bellevue aus die französische Stellung am 16. Oktober rekognoszierte.

Gewöhnlich trafen die Franzosen trotz ihres fortwährenden Knallens recht wenig. Dies kam vielfach daher, daß sie ja nie recht wußten, ob dort, wohin sie schossen, auch Feinde ständen, und weil sie keinen Erfolg ihrer Schüsse beobachten konnten. Viel mehr hatten die Vorposten durch verschiedene kleine Ausfälle zu leiden, die keinen andern Zweck verfolgten, als die jungen französischen Truppen an das Feuer und an wenigstens einen Anflug von Gefechtsdisziplin zu gewöhnen. Dieselben wurden zwar leicht meist ohne Mithilfe der Reserven abgewiesen, allein sie kosteten doch immer Blut. Aber auch lustige Scenen kamen dabei vor.

Fand da in einer ziemlich dunklen Nacht ein Versuch statt, die Feldwachen des bayerischen Hauptmanns Meindel vom 15ten Regiment zu überfallen. Na, der wies die Franzosen nicht schlecht ab und bald hieß es bei denselben „schnell zurück!" Trotz dieses Erfolges will da plötzlich einer seiner Leute an dem Hauptmann vorbei sich in der Dunkelheit nach rückwärts in der Richtung auf Clamart drücken. Sein Kompaniechef, ein sehr muskelkräftiger Herr, greift nach dem Burschen, erwischt ihn am Rockkragen, dreht ihn mit einem Ruck herum und versetzt ihm mit den Worten: „Verfl . . . Kerl, ich will Dir lehren, auszureißen!" einen tüchtigen Hieb mit der flachen Klinge über die Schulter. Plötzlich ruft der Geschlagene auf die Knie sinkend: „Grâce, grâce, je veux me rendre!" Jetzt entdeckt der Hauptmann erst, daß er einen Franzosen und keinen seiner eigenen Leute erwischt

hat. Er freut sich, daß es in seiner Kompanie keinen Feigling gibt und überläßt den Gefangenen einem Gefreiten.

Manche Posten waren freilich immer sehr gefährdet, so z. B. das Fenster in einem Hause von Clamart, in welchem der bayerische Major von Effenwein mit seinem Adjutanten, Leutnant Weiß durch ein und dasselbe Infanteriegeschoß getötet wurden. Es durchschlug dem Major den Kopf und dem Leutnant den Hals. Dort konnte der Posten immer nur flüchtig hinausschielen. Ähnlich war ein Posten in der Gegend von Bellevue an der Seine. Hier halfen sich aber die Musketiere in der Art, daß sie an der gefährlichen Stelle zwei Strohmänner mit Zylindern auf den Köpfen aufstellten, sich aber in der Nähe sichere Gucklöcher machten. Oft genug wurden die Puppen zur größten Freude der Musketiere von eifrigen französischen Schützen getroffen. Ähnliche Späße fanden an vielen Stellen der ganzen Einschließungslinie statt. Jene Posten hatten sich außerdem zwei hochelegante rotsamtene, mit vergoldeter Schnitzerei versehene Fauteuils verschafft, da sie sitzend ihren Dienst versehen mußten, um nicht über die niedere Mauer zu ragen. Andere Posten erhielten Befehl, in Mütze zu stehen, wieder andere sahen liegend aus Dachlucken hinaus, kurz durch die Verhältnisse wurde hier manche reglementäre Vorschrift in kriegsmäßigem Sinne geändert.

Sehr schwierig waren die Ablösungen. Anfangs wurde es nötig, dieselben am Tage vorzunehmen, weil die Leute im Gelände noch nicht genug vertraut waren. Da hieß es denn immer möglichste Vorsicht anwenden, um wenig gesehen zu werden. Dennoch mußte bei diesen Gelegenheiten mancher mit seinem Blute zahlen. Zum Glück schossen die jungen französischen Truppen in der ersten Zeit noch erbärmlich schlecht. So stand z. B. eine württembergische Feldwache vorwärts Chennevières gegen die Marne. Auf einer Insel im Fluß waren die meisten Posten aufgestellt. Jenseits in den Parks und Landhäusern von La Varenne befanden sich die französischen Posten. Auf etwa 150 Schritt konnten sich beide Gegner nähern. Nun fand nach-

mittags 3 Uhr die Ablösung statt. Das Herunterkommen der neuen Wache in das Marnethal konnte leicht im Laufschritt ausgeführt werden. Schwieriger und langwierig war es für die alte Wache, hinaufzuklettern. Das wußten die Franzosen auch und deshalb schossen sie auf letztere, was aus ihren Gewehren nur herausging. Dennoch und trotz der nahen Entfernung trafen sie keinen der 68 Württemberger. Ja, als der die Wache kommandierende Fähnrich Wibbekink unterwegs eine Patrontasche verloren hatte, was er erst oben bemerkte, kehrte er ruhig wieder um, stieg im tollsten französischen Feuer den über 80 Fuß hohen Uferrand hinab, holte seine Tasche und kam unverletzt zurück. Es zeigt dies, bis zu welcher Mißachtung der französischen Schießfertigkeit die Württemberger gekommen waren.

Bei Nacht hatten die Vorposten noch höheren Reiz als am Tage. Deutlich hörte man, was bei den Franzosen vorging und bald kannten die meisten unserer Leute den französischen Zapfenstreich so gut, wie den eigenen. Dann bildeten die Versuche der Pariser, mit elektrischem Lichte das Umgelände zu erforschen, viele Abwechslung. Sie leisteten in dieser Richtung auch Hervorragendes.

Vom Arc de triomphe, aus einem der Forts oder von einem vorübergehend befestigten Punkte kam plötzlich ein solcher greller Lichtstrahl. Anfangs suchten die von ihm erreichten Patrouillen, Posten u. s. w. so schnell als möglich eine nahe Deckung zu erreichen. Das erwies sich aber als unpraktisch, weil man in den Forts die sich bewegenden Körper entdeckte und sofort mit Granaten verfolgte. Als man später sich, wenn der Lichtstrahl kam, vollständig still hielt, konnten die Franzosen die lebenden Wesen nicht mehr von den benachbarten Sträuchern und Büschen unterscheiden und das Schießen unterblieb.

Eine andere interessante Abwechslung boten die auf der Seine erscheinenden gepanzerten Kanonenboote. Die Pariser hatten eine ganze Flottille derselben aufgestellt. Vor diesen mußten sich die Posten am Ufer sehr hüten, denn während sie selbst den eisernen Schiffen und ihrer hinter den Blendungen

versteckten Bemannung nichts anhaben konnten, waren diese im stande, nahe heranzukommen und ihre Granaten mit großer Sicherheit zu schießen. Wieder ein anderer sehr wichtiger und interessanter Dienst war der in den Observatorien. Da diese natürlicher Weise auf sehr sichtbaren Punkten errichtet waren, mußte bei ihrem Betreten äußerste Vorsicht angewendet werden. Am besten hatten es die in Erddeckungen liegenden Feldwachen.

In der ersten Zeit gab es Gelegenheit genug, sich so genau im Gelände umzusehen, daß man schließlich in demselben vollständig vertraut war. Nun fanden die Ablösungen der Vorposten bei Nacht statt. Da man aber nach einigen belehrenden Granaten schnell zur Praxis gelangte, das Mitnehmen von brennenden Laternen und das Anzünden von Lichtern überhaupt zu verbieten, so kamen doch noch oft genug Irrungen vor. Leider war dies auch Ursache, daß zu wiederholten Malen sich Leute, besonders neu angekommene Ersatzmannschaften, verliefen und in Gefangenschaft gerieten.

Hinter diesen Vorposten befanden sich die Reservetruppen. Hier ging es schon etwas weniger vorsichtig zu, obwohl gerade das Gelände dieser Truppen das gefährdetste war und sich hier die meisten Verluste durch Granaten ergaben. Die Abteilungen lagen meist in den Dörfern, Höfen und Schlössern, die sie im Falle eines ernsteren Angriffs auch zu verteidigen hatten. Von Erholen war hier noch wenig die Rede. Allein man konnte schon an eine Deckung gegen die Witterung, an richtiges Kochen ꝛc. denken, den Leuten erlauben, mit einander Karten zu spielen u. s. w. Freilich fanden nur zu oft recht unliebsame Störungen durch die verhaßten Zuckerhüte aus den Forts statt. So erschlug eine Granate 6 Mann der 59er, während diese in der Baracke am Fohlenhof gerade ihr Mittagsmahl verzehrten; ähnlich erging es den bayerischen 15ern in Clamart und vielen anderen. Schaurig muß dem Offizierburschen Lakowski der 38er, der gerade die Suppe für seine Kompanieoffiziere bereitete, ein solcher Besuch durch das Dach vorgekommen sein, denn plötzlich stürzte er

in das Zimmer und rief mit fast zu Berge stehenden Haaren in ganz unvorschriftsmäßigem Tone. „Aus ist's mit Suppe und Braten. Hat Teufel geholt alles und fast armes Lakowski auch."

Richtig ergab ein Nachsehen der Herrn, daß eine große zum Glück nicht krepierte Granate das Dach des als Küche verwendeten Waschhäuschens durchschlagen und den ganzen Herd samt den darauf stehenden Schüsseln mit dem obligaten Hammelbraten u. s. w. vernichtet hatte.

Ein andermal schlug ein Granatstück mitten auf den Tisch einer Anzahl vergnügt mit einander Tarok spielender Offiziere der bayerischen 14er, ohne aber jemand zu beschädigen. Nur einer ärgerte sich besonders darüber, weil sein sicher zu gewinnendes Herzsolo in der Überraschung zusammengeworfen worden war. Lustig genug erwies sich das Ausreißen eines neu angekommenen Kameraden der Reserve, als ihm ein Zuckerhut über den Kopf sauste. Um ganz sicher zu sein flüchtete er sich in ein nahes gläsernes „Treibhaus" eines Schlosses. Hat aber doch geholfen, denn keine Granate erreichte sein durchsichtiges Schutzdach. Unter den ernsten Szenen verdient folgende Erwähnung. In einen der bei der Bayernschanze angebrachten Deckungsgräben war doch eine feindliche Granate geschlagen, hatte 4 Mann erschlagen und 3 verwundet. Der zur Verbindung mit der Nebenfeldwache dienende Graben war so enge, daß man über die Getroffenen hinwegsteigen mußte, um auf die andere Seite zu gelangen. Ein Wegräumen der Leichen konnte erst nach eingetretener Dunkelheit stattfinden. Nun kam der inspizierende Oberstleutnant Fogt vom bayerischen Ingenieurkorps des Weges. Als er die Gefallenen sah, verließ er die Deckung und ging trotz der Nähe der französischen Posten und Patrouillen, die sofort, glücklicher Weise ohne zu treffen, feuerten, ganz ruhig auf die andere Seite, während er sprach: „Man muß die Toten ehren!" Es machte dies auf die Leute einen tiefen Eindruck. Der Genannte gehörte, wie auch z. B. Oberst Höfler zu den mit den Ehrentiteln „Plateaugespenst" oder „Geist von Bagneux" Bezeichneten, was einfach ausdrückte, daß diese Herrn mit uner-

müdlichem Eifer bei Tag und Nacht die Arbeiten auf dem Plateau oder in den Schanzen überwachten.

Die hinter dieser zweiten Linie sich befindenden Truppen durften Kantonnements beziehen und sich einer verhältnismäßigen Ruhe hingeben. Letzterer Ausdruck wurde aber in echt deutschem Sinne aufgefaßt d. h. man benützte diejenige Zeit, während welcher man weniger mit dem Feinde zu thun hatte, zur besseren dienstlichen Ausbildung der nachgeschobenen Ersatzmannschaften und zur gleichheitlichen Erziehung derselben mit den alten Soldaten. Komisch genug mag es freilich den in diesen Rayon doch hie und da sich wagenden französischen Bauern ꝛc. vorgekommen sein, wenn sie deutsche Soldaten unter dem Donner der Geschütze der Pariser Forts „Griffe nach Zählen", „Reihen- und Sektionsmärsche" u. s. w. üben sahen. Da wurde exerziert genau wie im Frieden und hie und da kam es vor, daß so ein Zuckerhut auch seinen Weg über eine solche Garnisonsszene hinwegnahm. So schlugen beim Exerzieren des 2ten Garderegiments zu Fuß Granaten wiederholt in nächster Nähe ein. Auch Felddienst und Vorpostendienst wurde fleißig geübt und zwar erwies sich dies als sehr notwendig. Wiederholt war es ja vorgekommen, daß Leute, die sich erst seit kurzer Zeit bei den Feldtruppen befanden, wegen ungenügender Instruktion zu sehr unglücklichen Mißverständnissen Anlaß gaben. So wurden bei Le Bourget ein Patrouilleur des Garde-Grenadierregiments Königin Elisabeth von einem Posten des gleichen Regiments und später noch ein anderer Grenadier wegen unrichtiger Abgabe von Losung und Feldgeschrei erschossen.

Diese straffe Handhabung des Dienstes hatte aber zur Folge, daß die Disziplin bei dem ganzen Einschließungsheere eine vorzügliche war und sich hier am wenigsten die im Felde leichter einreißenden Mißstände gerade in dieser Richtung geltend machten. Ebenso herrschte eine ausgezeichnete Kameradschaft. Nicht nur im Gefecht waren die deutschen Truppen sofort bereit, sich gegenseitig jedwede Hilfe zu leisten, sondern auch außerhalb des Kampfplatzes und im Privatverkehr bestand die größte Ein-

mütigkeit, gegenseitige Wertschätzung und Freundschaft. Es galt als Festtag, wenn einmal Kameraden anderer Truppen oder gar anderer Kontingente die Kantonnements besuchten und Zeit hatten, einigen Flaschen ihrer Gastgeber die Hälse zu brechen. Nirgends eine Spur von Eifersüchteleien, nirgends eine Idee von Neid oder Mißgunst, überall nur echte, gute, deutsche Kameradschaft. Was sich hier unter den Mauern von Paris kennen, achten und lieben lernte, hält ebenso fest zusammen, wie jene Truppen, die miteinander im freien Felde den gemeinsamen Gegner geschlagen. Dort im Feindesland lernten die einzelnen Stämme, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger u. s. w. empfinden, daß sie eben alle Deutsche sind und gerade ihrer Eintracht ihre ganz großartigen Erfolge verdankten.

Im allgemeinen fand der Wechsel der Belagerungsabteilungen zu den verschiedenen Diensten in der Art statt, daß innerhalb 9 Tagen die Truppen am 1. und 5. Tage die Vorposten, am 3. und 7. die Reservestellungen bezogen, an den Zwischentagen in ihren Kantonnements bereit sein mußten und am 9. Tage sich vollständig der Ruhe hingeben durften.

Was nun das Leben in den Kantonnements betrifft, so hatte dasselbe seine unangenehmen und seine heiteren, angenehmen Seiten. Die erste Sorge galt natürlich dem Unterkommen. Das war leichter gesagt als gethan. Von Hausleuten selbstverständlich keine Spur. Nun kam aber auch die Rücksicht auf die sich nicht leicht vergessen lassenden Granaten. Oft hätte sich eine prächtige Gartenvilla reizend geeignet, einem Offizier eine wunderhübsche Wohnung zu bieten. Allein die Fenster sahen gerade nach einem Fort und der erste Lichtstrahl hätte natürlich sofort so einen blockigen Eisengast herbeigerufen. Im Kantonnement aber wollte man doch abends eine Leuchte — so man eine hatte — anzünden dürfen, denn die Dunkelheit bei den Vorposten war, besonders als die Tage kürzer wurden, langweilig genug. Dann hieß es ferner, einen Kamin suchen, dessen Rauchfang durch andere Gebäude oder durch Bäume verdeckt war, wieder wegen der heillosen Granaten. Essen muß

man auch und ohne Zubereitung am Feuer war ja der Hammel ganz ungenießbar. Weiter zwang die Zerstörung, in der sich alle Räume vorfanden, zu gründlicher Ausbesserung. Gelungen genug sah es freilich oft in den Quartieren aus. Hatten einige Leute in einem noch nicht ganz verwüsteten Schloß einige Möbel gefunden, so wurden diese schleunigst in die eigenen Behausungen verbracht. Mit der Zeit dehnten sich solche Möbel- und Betten-Erforschungsreisen weit nach rückwärts aus, und da mag es wohl vorgekommen sein, daß aus einem Landhause, aus welchem sich der „resigeur" vorübergehend entfernt hatte, verschiedene Matrazen, Stühle, Tische u. s. w., bis er wiederkam, „weggefunden" wurden.

Drollig genug erging es einer Kompanie der V. bayerischen Jäger. Das Bataillon marschierte in Sceaux ein. „4te Kompanie in den östlichen Teil!" Das Einquartieren geht schnell.

„20 Mann hier hinein, 30 dort, 25 in das weiße Haus, 50 in jenes große Gebäude u. s. f."

Den in das letztgenannte Gebäude Entsendeten erklärt ihr Leutnant freudig, daß über der Thüre „Mädchen-Institut" steht.

„Bravo! Das wird gut!" War es auch. Schöne Säle, große Küche, Garten, Hofraum u. s. w. Mädchen natürlich nicht.

„Oberjäger, wo können denn die Leute schlafen?"

„Oben, Herr Oberleutnant, is a Schlafsal mit mindestens 80 Betten."

„Vorzüglich! Das haben wir ja wunderbar getroffen!"

„Es wär nit übi, Herr Oberleutnant, aber dö Bett'n san viel z'kurz — san fast lauter Kind'rbett'n!"

Da ließ sich freilich nichts ändern. Übrigens Jäger wissen sich zu helfen. Auf den Fußböden wurden die Matrazen ausgebreitet und wenn nun auch die „Hax'n a bisserl außi guckt'n", so lag man wenigstens mit Kopf und Körper weich. Erkältet hat sich doch niemand, denn von Auskleiden war ja an und für sich keine Rede. Ganz ähnlich ging es einer Kompanie Garde-Elisabeth-Grenadiere, die in Bonneuil bei Goneſſe ebenfalls in ein Mädchen-Institut kamen. Bei denen stand es mit

den Betten noch schlechter. Dagegen fanden sie ein noch unzerstörtes „Klavier“. Schlafen konnte man nicht darauf, aber gespielt und gesungen haben die Leutnants Brunner, Freytag und andere dort so lustig, wie es nur irgend je in einer Mädchenschule die Lehrerinnen, hier meistens Nonnen, gestattet haben mochten. Unsere Soldatenlieder aber standen wohl erst recht im sonderbaren Widerspruch zu der friedfertigen Örtlichkeit.

In manchen Orten, besonders in der Gegend, die den Württembergern zugewiesen wurde, waren die Quartiere sozusagen unter der Kanone schlecht, weil es dort weniger Schlösser gab, die Dörfer kleiner waren und gerade im Osten die Zerstörungswut der fliehenden Einwohner sich am meisten bethätigt hatte. Nun das ist eben Soldatenlos. Ein andermal ging es diesen besser.

Da es unseren Leuten schwierig war, die französischen Straßennamen sich zu merken, häufig die Häuser und Gäßchen auch gar nicht bezeichnet waren, so erfand man neue Namen, die oft lustig genug klangen. So gab es in Gonesse sogar eine Kneipe „zum blauen Affen“, eine „Onkel Toms Hütte“; in Bourg la Reine bei den Bayern fehlte natürlich der „Maßkrug“ nicht, beim V. Korps spielte in der Schlacht vom 19. Januar die „lustige Erbswurst“ eine große Rolle u. s. f. Ebenso fanden sich Straßen wie „Unter den Linden“, „Wilhelmsstraße“, „Ludwigsstraße“, „Königsstraße“ und andere Erinnerungen an heimatliche Städte vor. Lustig sah es aus, daß über einem Hause, aus dessen Fenster verschiedene Chevaulegers-Pferdeköpfe schauten, „Madame Henriette O., marchande de modes“ stand.

Mit der Zeit wurden verschiedene Dienste nötig, die mit dem Soldatenberuf in recht wenig Zusammenhang standen. So mußte in fast allen größeren Orten bald ein Kaminkehrer-Institut errichtet werden, in das alle „Künstler vom Fach“ zeitweise eintraten. Die erste Sorge der letzteren war stets, das Kennzeichen ihrer Würde, einen Zylinder, irgendwo zu „finden“.

Nicht gerade angenehm waren die Offiziere überrascht, wenn Befehle erschienen wie: „In der Woche vom 8.—16. hat

Herr Leutnant X. die Straßenreinigungsarbeiten in Clamart, Goneſſe ꝛc. zu überwachen" oder „die xte Kompanie hat morgen durch 1 Offizier und 60 Mann die Entleerung der Aborte in Choiſy le Roi bethätigen zu laſſen." Eigentlich meinte der Betroffene, daß Seiner Majeſtät flotteſter Leutnant zu etwas anderem als zum A.....räumen geboren ſei. Allein wenn kein Piſang da iſt, um ihn anzuſtellen, ſo muß eben der Soldat zugreifen und der Offizier ihm ſagen, wo und wie.

Nach ſolchen Dienſten eilte man dann ſchleunigſt ins „Offizierkaſino". Es gab verſchiedene ſolche, und vergnügt und luſtig war man dort bei denkbar einfachſter Ausſtattung ebenſo, wie in den behaglichen Räumen zu Hauſe. Freilich herrſchten in den meiſten Kaſinos ſonderbare Beſtimmungen, z. B. „die Herrn Beſucher haben ſich Brot und Licht ſelbſt mitzubringen". Wein aber gab es in Hülle und Fülle.

Im Stabsquartier des Gardekorps, in dem Schloſſe des Herzogs von Choiſeul in Arnouville, wurde im Offizierkaſino ſogar Theater geſpielt. Gerade als Prinz Auguſt von Württemberg, der kommandierende General der Garden, einer ſolchen Vorſtellung anwohnte, ſauſten zwei franzöſiſche Granaten über die Bühne. Zu den Klängen des ſoeben erſchallenden „Feins Liebchen unter dem Rebendach", als ein hochgeſtiefelter Napoleon eine 6 Fuß hohe Germania um Annäherung bat, pfiffen die Grüße aus den Forts über die Köpfe von Schauſpielern und Zuſchauern hinweg. Da aber niemand verletzt wurde, ging nach kurzer Pauſe die Vorſtellung luſtig weiter.

Eine große Freude herrſchte, wenn man in einem Schloſſe eine Bibliothek entdeckte. Freilich war dieſelbe nur für die Offiziere benützbar, welche auf der Schulbank ihren „Plötz" fleißig genug durchſtudiert hatten. Es konnten aber nicht alle mit Freude an ihren Eifer in den franzöſiſchen Stunden zurückdenken. Dagegen waren manche Entdeckungen von allgemeinem Werte und dienten zu den ſonderbarſten Verwendungen. So befand ſich in Le Bourget eine jedenfalls in großer Eile verlaſſene Pomadefabrik eines Herrn Mailly. Dort fand man

Die Belagerungstruppen erhielten pünktlich ihre Zeitungen, Briefe, und sogar kleinere Postsendungen. So schickten die Angehörigen der bei den Korps vor Paris stehenden Offiziere und Mannschaften diesen immer Feldpostpackete mit Zigarren, während viele Herrn selbst der höheren Stäbe an der Loire schon zu Thee- und andern Blättern als Rauchtabak gekommen waren und die Mannschaften sich mit Kartoffelkraut, Rübenblättern und schließlich Kaffeesatz begnügten.

Der Hauptvorteil des Belagerungsheeres war aber der, daß guter Wein nie ausging. Anfangs fanden sich offen große Vorräte und als diese erschöpft waren, gelang es dem Spürsinn der Leute, immer mehr versteckte Schätze dieser Art zu entdecken. Bald entwickelten einzelne Leute ein ganz staunenswertes Talent im Auffinden und nur wenig besonders gut verborgene Flaschen werden ihrem Schicksal entgangen sein. Jeder Fleck Erde wurde aber auch durch Aufgießen von Wasser und Probestechen mit dem Entladestock auf seine Dichtigkeit untersucht, an jede Mauer besonders in den Kellern geklopft, ob sie neu sei oder hohl klinge, jede Wand von außen vermessen und mit den Abmessungen im Innern verglichen, um etwa noch unerforschte Räume zu entdecken u. s. f.

Am meisten fand man in den Gärten. Oft genug mögen die nach dem Friedensschluß zurückkehrenden Besitzer sich gewundert haben, daß in den natürlich nach der Entnehmung der Flaschen wieder zugeworfenen Gruben nichts mehr vorhanden war. Am düsterſten mag wohl der Eindruck für den Besitzer des Schlosses Moriseau in Bagneux gewesen sein. Der hatte nämlich seinen kostbarsten Wein in einem prächtigen Rosenbeet vergraben lassen. Bayerische Jäger, hier die V., waren jedoch oft sehr große Blumenfreunde, wenigstens untersuchten sie genau die Rosenstöcke, ebenso aber auch den Boden, auf dem sie wuchsen. Natürlich befand sich bald der vorzügliche dort vergrabene Bordeaux, Malaga, Madeira, Léoville, Champagner ꝛc. statt unter Rosen in den bayerischen Quartieren und nahm seinen Weg durch Jägergurgeln. Nun hatte man keine Zeit gehabt, die

Grube sofort wieder zu schließen. Unterdessen fand der Ausfall vom 13. Oktober statt und in der Nähe fielen 3 Franzosen unter den bayerischen Schüssen. Nach dem Gefecht wurden dieselben in der offenen Grube im Rosenbeet beerdigt, worauf man letztere wieder zuwarf. Dort wird sie der Besitzer statt seines Weines gefunden haben.

Hie und da kamen auch große Liebesgabensendungen aus der Heimat, die stets gewaltige Freude erregten. Da gab es wieder neue Zigarren, deutsches Bier, Wurstwaren, Wäsche u. s. w. Das waren Festtage für den glücklichen, beschenkten Truppenteil.

Im Herbste gestattete der Obstreichtum manchen Genuß. Hier erwiesen sich die Württemberger als die Schlaumeier, denn diese ließen die Weinberge um Villiers ꝛc. regelrecht ausherbsten und dann frischen Wein keltern. Der dortige Weinmost mundete geradezu kostbar. Freilich mußte auch mancher Soldat das Zuviel des Guten durch einen tüchtigen Ruhranfall büßen.

Ebenso wie die Unterkunfts- und Verpflegsverhältnisse war auch das Lazarettwesen geordnet und beinahe konnte man in dieser Beziehung glauben, sich im tiefsten Frieden einfach in einem Manöver der Heimat zu befinden.

Auch an Vergnügungen fehlte es nicht. Besonders waren Ordensverleihungen immer Grund, die Ausgezeichneten durch improvisierte Festzüge u. s. w. zu feiern. Dann fanden komische Wettrennen der Mannschaften in Säcken oder auf Eseln, Spiele u. s. w. statt, wobei Würste die seltenen und darum sehr gesuchten Preise bildeten. Die Offiziere durften an dienstfreien Tagen hie und da nach Versailles fahren und reiten. Dort sprangen bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei der Ankunft des Königs, die großen Wasser, man aß im Hotel Recevoir vorzüglich zu Mittag, hörte Konzerte und ähnliches mehr.

Derartige Urlaube konnten darum um so leichter gewährt werden, als alle Punkte der Einschließungszone telegraphisch mit einander verbunden waren, man also überall es rasch erfuhr, wenn sich bei der eigenen Truppe etwas Außergewöhnliches er-

eignete. Dann hieß es freilich, marsch marsch nach Hause, was das Pferd rennen konnte.

Besonders angenehm im Vergleich zum Dienste der direkt bei der Einschließung beteiligten Truppen war das Leben der zur Beobachtung gegen Franktireurs nach Chantilly entsendeten Garden und Sachsen. Dort entstand bald ein ganz gemütlicher Verkehr mit den Einwohnern und manches Mädchen trennte sich später nur unter schweren Thränen von ihrem „Ouilélm, Frisz oder Ans".

Freilich mußten diese Abteilungen auch manches Gefecht mit Franktireurs bestehen. Das schadete aber nicht, denn mit Leichtigkeit wurden diese Störenfriede bei Clermont, Gisors, Breteuil, Montidier, la Formerie und anderen Orten abgewiesen.

Einmal aber ereignete sich eine Handlung, die zu der Ermordung jenes Königsgrenadiers im Park von Meudon ein würdiges Seitenstück bietet.

Im Gefecht bei Rantigny waren 6 Musketiere des 2ten Garde-Regiments zu Fuß in die Gefangenschaft der Franktireurs des Herzogs von La Rochefoucauld gefallen. Bald darauf lockten Franzosen, welche die Helme der Gefangenen aufgesetzt und deren Mäntel angezogen hatten, preußische Musketiere durch Winken heran, um sie dann leichter niederschießen zu können. Ähnliche Schändlichkeiten geschahen in Héricourt und wurden daher dieser Ort und der Weiler Armentières zur Strafe niedergebrannt. Kleinere Gefechte und Alarmierungen fanden auch bei den Pariser Vorposten genug statt. Sie hatten aber seitens der Franzosen fast immer nur den Zweck, ihre jungen Truppen an das Feuer zu gewöhnen.

So ging es bei den Einschließungstruppen im Herbste 1870 zu. Bald war das dortige Leben ein ganz regelmäßiges geworden und in verhältnismäßiger Ruhe konnte man abwarten, bis Paris nolens volens um Gnade bitten müsse.

V.

Die Einschließung bis Mitte Oktober 1870, Gheviliy und Bagneux.

Daß das Netz von allen Seiten gründlich zugezogen sei, war den Franzosen nach dem verunglückten Versuche auf dem Plateau von Châtillon klar geworden. Sie verhielten sich nun einige Tage ganz ruhig, was man deutscherseits dazu benützte, auch die Halbinsel von Argenteuil mit den 86ern und IV. Jägern zu besetzen. Da überdies zwischen dem Gardekorps und dem IV. Korps eine etwas große Lücke bestand, so schob letzteres am 21. September ein Bataillon 27er nach Pierrefitte. Dort befanden sich Franzosen des hier vorgeschobenen XIV. Korps. Als aber die preußischen Langbleis baten „Männecken mach' man en bisken Platz", zogen sich dieselben bescheiden in die Werke bei St. Denis zurück.

Die Granaten der dortigen Forts sollten deutlich die ungebetenen Gäste ersuchen, dahin zu gehen, wo der Pfeffer wächst, oder doch wenigstens das Dorf zu räumen, allein die letzteren verstanden eine so derbe Sprache nicht. Nun entschloß sich der französische General Bellemare am 23. noch nachdrücklicher zu bitten und ging mit seinem 28ten Marsch-Regiment gegen Pierrefitte vor. Dort standen seit einigen Stunden aber auch 93er. Diese und die 27er meinten „Jetzt erst recht nicht" und schossen flott den rothosigen Besuchern entgegen. Als diese, mutig weil sie so sehr der Zahl nach überlegen waren, dennoch vordrangen, wurden sie von andern 93ern und den aus Montmagny herbeigeeilten 31ern in der Flanke gefaßt. Nun entschlossen sie sich die Hörner wieder einzuziehen und in ihrem Schneckenhause, St. Denis und seinen Werken, zu verschwinden. Pierrefitte blieb den Magdeburgischen und Anhaltschen der 14ten Brigade und die Thüringer der 17ten kehrten wieder nach Montmagny zurück.

Am gleichen Tage streckten die Herrn von Paris noch an verschiedenen Stellen Fühler aus, so gegen Villejuif und Vitry.

Dort waren aber die oberschlesischen 22er, 62er und die VI. Jäger spröde; bei St. Cloud ließen sich Posen'sche 58er nichts gefallen und bei Le Bourget und Stains wurden Garde-Alexandriner, Gardefüsiliere und Gardejäger etwas unangenehm, als man sie in ihrer Ruhe störte.

Das Schlußergebnis dieses Tages lautete für die Franzosen also: „Es war nischte!" Am nächsten zeigten sich die altbayerischen 1er bei Bagneux ziemlich bockbeinig, so daß die Belagerten nun bis zum 30. September auf weitere Meinungsaustausche durch Infanteriegeschosse verzichteten. Daß sie tagtäglich Granaten zu uns schickten, war eine andere Sache. Ihre jungen Kanoniere mußten doch schießen lernen und die Boulevardsbummler in der Stadt hätten ja nicht geglaubt, daß man sich verteidige, wenn es nicht fortwährend tüchtig gekracht hätte. Das war die Hauptsache, das Treffen kam erst in zweiter Linie.

Unterdessen rückten die bei Sedan zurückgebliebenen Korps, das XI. und das I. bayerische heran. Ersteres wurde links der Württemberger von Sucy en Brie bis Villeneuve St. Georges eingeschoben, das Korpsquartier kam nach Schloß Gros Bois. Die Bayern von der Tann's blieben einstweilen in der Gegend von Longjumeau stehen und entsandten einzelne Bataillone zu den mit der Rückendeckung der Einschließungsarmee gegen Süden beauftragten Kavallerie-Divisionen.

Die französischerseits eingehaltene Pause war von den deutschen Truppen zur Befestigung ihrer Stellungen benützt worden. Am 30. September aber gings wieder los.

Vorwärts Thiais bei der dem Feinde zunächst liegenden Feldwache saß ein junger Vizefeldwebel der 22er und blickte träumerisch in die immer dichter aufsteigenden Morgennebel, welche das baldige Aufgehen der Sonne verrieten. Nach einer durchwachten Nacht läßt die Aufmerksamkeit unwillkürlich etwas nach und die Gedanken schweifen gerne in die Heimat. Er hatte ja auch eine so schöne Heimat. Hirschberg liegt an und für sich reizend und an der hübschesten Stelle im Städtchen stand sein elterliches Haus. Doch nein! Dort in der Villa am Kavalier-

berg ist es noch hübscher. Das liegt aber nicht an der schönen Bauart des Hauses, nicht an dem hübschen Garten, der es umgibt und nicht an der reizenden Aussicht gegen Warmbrunn, sondern das liegt in den dunklen zauberischen Augen von Fräulein Elisabeth M., die aus dem Fenster der Pfeiffenblattlaube hervorleuchten und sich gerade jetzt mit inniger Liebe auf den flotten 22er Vizefeldwebel richten. Sind auch hunderte von Meilen zwischen ihnen, umgibt ihn auch der naßkalte Nebel, er fühlt sich vor jene Laube versetzt, er meint, es umwehe ihn ein leichter sommerlicher Abendzephyr, das Blut jagt ihm schneller durch die Adern, nur noch wenige Schritte, er wird sie stürmisch an sein Herz drücken, jetzt streckt er die Arme aus — da — krach, krach, ein greller Blitz blendet ihn, Schmutz und Staub bedeckt ihn, der heftige Luftdruck nimmt ihm den Atem, er greift, um sich zu halten, in die naße Erde des Schutzaufwurfes und schaut sich überrascht um, was eigentlich geschehen. Nun es war gnädig abgegangen; die Granate hatte nur ein tüchtiges Loch in die Brustwehr geschlagen, sonst aber keinen Schaden angerichtet. Nur mit dem süßen Träumen war es vorbei; es fehlte dem Vizefeldwebel die richtige Stimmung dazu, und als er sich wirklich noch einmal seine Elisabeth im Geiste vormalte, kam eine zweite Granate, dann eine dritte und bei solchem Konzerte vergeht selbst dem feurigsten Liebhaber der Gedanke an sein holdes Schätzchen. Da muß er aufmerken und sich gut decken, denn einmal sich unvorsichtig bloßgeben und es kann aus sein mit allem Träumen, Hoffen, Erreichen und Lieben.

„Was zum Henker! Die Kerls schießen ja heute wie verrückt! — Am Ende haben sie etwas Ernstes im Schilde!"

So war es auch. Anderthalb Stunden warfen sie aus den Forts Montrouge, Bicetre, Ivry und Charenton, sowie aus den Schanzen von Hautes Bruyères und Moulin Saquet einen tüchtigen Granatenhagel und dann griffen sie das VI. Korps an. General Vinoy ging mit 3 Brigaden des französischen XIII. Korps gegen Chevilly und Thiais vor, während Scheinangriffe auf Clamart gegen die bayerischen 5er, auf Carrefour Pompadour

gegen das XI. Korps, bei Bellevue auf die Königsgrenadiere und auf Bondy gegen die sächsischen 103er die deutschen Nebentruppen beschäftigen sollten. Ihrer Aufgabe gemäß zogen sich die Feldwachen der 22er auf ihre Hauptverteidigungsstellung zurück. Das ermutigte die jungen Soldaten des 11ten und 12ten französischen Marsch-Regiments und tapfer drangen sie gegen Choissy und Thiais vor. Anfangs sah man nicht viel von der preußischen Besatzung. „En avant, ils ont peur! En avant!“ Sie gelangten bis in die Gegend der verlassenen „Gare aux Boeufs“.

„Warum schießen denn diese maudits prussiens nicht! — O mon dieu!“ Mit diesem Ausruf warf der brave Kapitän plötzlich die Arme in die Höhe, schlug wie ein gefällter Baum zur Erde und war tot. Es hatten die Geschütze des Leutnants Dietrich geschossen und auch sofort getroffen. Nun gings auf der anderen Seite von Thiais und bei Choissy ebenfalls los und dies und die rasch aufeinander folgenden Verluste in den französischen Reihen brachten doch große Stockungen beim Angreifen hervor. Dennoch ermunterte das Beispiel braver Offiziere die Zögernden und mit neuen Anläufen kamen sie heran. Da mit einem Male wurden die Mauern der Orte, die Häuser neben denselben, die kaum sichtbaren Laufgräben, kurz das ganze Vorgelände lebendig und wie kalter Hagelschauer prasselte es den armen Franzosen entgegen. Das waren die 22er, die 62er und die 6ten Feldartilleristen der 5ten leichten und 6ten schweren Batterie. Dennoch — alle Hochachtung vor dem tapferen Feinde — stürmten die französischen Tirailleure jetzt fast mutiger als vorher heran. Es ist ja ein eigen Ding um das menschliche Herz. Oft krampft es sich aus Angst vor einer bevorstehenden Gefahr schmerzhaft zusammen und überwältigt beinahe den festen Willen des Mannes. Kommt aber die so gefürchtete Gefahr wirklich heran, steht man mitten darin, hat man das erste Grauen besiegt, dann schweigt das kleine Ding im Innern wie ein Vögelein, das aus Schreck die Stimme verloren. Jetzt gewinnen Begeisterung, eine Art von Taumel, sogar Kampfeslust

und Raufbegierde die Oberhand und tapfer stürzt sich der vorher Zaghafte in das feindliche Feuer. So etwa entwickelte sich der Angriff dieser jungen französischen Infanteristen. Ihr übermächtiges Feuer zwang sogar 10 preußische Geschütze sich bis an die Versailler Straße zurückzuziehen. Aber gegen das ruhige, mit klarer Überlegung geleitete Feuer der schlesischen Musketiere und Füsiliere kamen sie nicht auf. Es ist ja schön und gut mit, wie die Franzosen sagten, „élan“ anzustürmen. Wer sie sah, diese schreienden, drohenden, laufenden Massen mit den blinkenden vorgehaltenen Yatagans, wer ihren voraussichtlichen Erfolg als Laie beurteilte, der konnte fest glauben, solche Anläufe müssen durchdringen. Der kannte aber den preußischen Offizier nicht, den nichts aus der Fassung bringt, der mit kaltem Blute einfach seine Pflicht erfüllt, die Entfernungen schätzt, trotz der ihn umpfeifenden Geschosse die Ziele angibt und mit scharfer schneidender, fast möchte man sagen gehässig klingender Stimme kommandiert, wie und wohin geschossen werden muß; der kannte aber auch den preußischen Soldaten nicht, der je höher die Gefahr, desto strammer gehorcht, weil er weiß, nur die bestmöglichste Ausführung der Befehle seiner Vorgesetzten führt zum Siege; der kannte überhaupt das deutsche Heer nicht, bei dem es heißt: „Pflichttreue über alles; dann gibt es keinen Gegner, der uns wirft“.

Vergeblich war auch hier der nicht zu leugnende „élan“ der Franzosen. Er scheiterte an dem ruhigen, geordneten Feuer dieser braven 22er und 62er und nach etwa dreistündigem vergeblichem Mühen zogen sich die Regimenter der französischen Brigade Blaise und dann die bis Moulin d'Argent blanc vorgefahrenen Batterien hinter die Verschanzungen von Villejuif zurück, der eigentliche Kampf war hier beendet und nur die Forts brummten noch einige Zeit gegen Choiffy le Roi.

Rechts davon war die französische Brigade Guilhem auf Chevilly vorgegangen. Dem 42ten Linien-Regiment wichen die Feldwachen der VI. Jäger und der 23er ebenfalls aus. Nun rückten aber die preußischen Reserven heran. Dennoch gelang

es den französischen 35ern in ein Gehöft an der Nordspitze von Chevilly einzudringen. Das ermutigte die Angreifer in hohem Grade. General Guilhem führte selbst 2 Bataillone zum Sturme auf das Dorf heran. „Pas de charge! En avant mes braves! Vive la France!“ Das war sein letzter Ruf. Ja preußische Jägerbüchsen treffen eben gut, wenn die Grünröcke sie abfeuern und einen feindlichen General aufs Korn nehmen. Nun wüteten die Langbleis der 23er und VI. Jäger so stark unter den durch den Fall ihres Führers schon bestürzten Franzosen, und dazwischen schlugen die Granaten der 5ten schweren Batterie so energisch darein, daß sie kehrten, wichen und schließlich in voller Auflösung zurückflohen. Ihre weiter rechts stehenden Kompanien wollten noch halten, allein ein flottes „Hurra“ der 63er warf sie über den Haufen. Jetzt waren alle Rothosen auf dem Rückweg nach Paris mit Ausnahme der in das Gehöfte von Chevilly eingedrungenen und dicht neben demselben kämpfenden. Major Ronneberg rannte mit einem Teile der 23er gegen sie an. „7te Kompanie auf! Marsch, marsch! Hurra, hurra!“

Flott jagte die kleine Schar heran. „Hurra wir haben den Eingang! — Wo ist der Herr Major?“

„Ja wo ist er denn?“ „Dort, dort liegt er! Verwundet?“ „Nein tot! Das Herz ist durchschossen!“

Es war so. Auch erwies sich ein weiteres Vordringen gegenüber dem lebhaften Feuer aus den Fenstern der Gehöfte als undurchführbar. Jetzt kam aber Oberstleutnant Baumeister mit seinen 10ern daher und andere 63er schlossen sich an. Da mußten denn die in den Seitengebäuden sich noch haltenden Franzosen über Hals und Kopf ausreißen und jene im Hauptbau fielen nach einem vergeblichen Durchbruchsversuch in preußische Hände. Etwas über hundert wurden gefangen.

Ebenso ungünstig endete der Angriff der französischen Brigade Dumoulin gegen l'Hay. Dieselbe mußte vor dem Feuer der preußischen 23er, herbeigeeilter 63er und vor den Flankengrüßen der bayerischen 5er, und V. und VI. Jäger weichen. Ihr Versuch hatte ihr außer den zahlreichen Toten und Verwundeten

noch etwa 120 in preußische Hand gefallene Gefangene gekostet. Das lebhafte Verfolgungsfeuer der Deutschen verwandelte den Rückzug der Franzosen auf diesem Flügel sogar in eine wilde Flucht, die erst hinter den Forts und Schanzen zum Stehen kam.

Es war also der Ausfall des ganzen XIII. französischen Korps an allen Punkten gründlich gescheitert. Die Verluste waren nicht unbedeutend. Auf deutscher Seite betrugen sie 28 Offiziere 433 Mann tot und verwundet, auf der der Franzosen etwa 2550 Tote, Verwundete und Gefangene.

Nun hatten die Franzosen wieder für einige Zeit genug und beschäftigten sich neben der Reorganisation der durch die letzten Kämpfe doch sehr stark in Verfall geratenen Truppenteile auch mit dem besseren Ausbau ihrer Schanzen. Besonders dem II. bayerischen Korps gegenüber verstärkten sie sich außer durch vermehrte Anlage von Befestigungen auch durch das Vorschieben einer neuen Brigade Infanterie unter General Mariouse in die Orte Cachan und Maison Pichon.

Zu dieser Zeit trafen aber immer ernstere Nachrichten über die Bildung der zum Entsatze von Paris bestimmten französischen Loire-Armee ein und es wurde die Abschickung starker Truppenteile gegen Süden notwendig. Dazu konnte das I. bayerische Korps und eine Division des XI. verwendet werden. Als Ersatz kamen die auf Befehl Seiner Majestät schon vor einiger Zeit aus Deutschland heran befohlene 17te und die Garde-Landwehr-Division nunmehr vor Paris an. In der Heimat hatten diese, vorher mit dem Schutze der Nord- und Ostsee-Küsten betrauten Divisionen nun ja nichts mehr zu thun, denn nach Wörth, Metz und Sedan war den Franzosen jede Lust zu einem Landungsversuche vergangen.

Die 17te Division löste die mit den Bayern abmarschierende 22te Division ab, die Garde-Landwehr kam in die Gegend von St. Germain en Laye im Westen von Paris und die 21te Division wurde auf das linke Seine-Ufer in das Gelände um Chaville bei Versailles gezogen. Durch diese Verstärkungen war letztere Stadt, in der sich ja die Hauptquartiere des Königs, des

Kronprinzen von Preußen und der Korpsstäbe des V. und XI. Korps befanden, gegen jeden denkbaren Angriff gesichert. Die Nacht vom 12. zum 13. Oktober war eine im allgemeinen ruhige. Nur hie und da dröhnte ein Kanonenschuß aus den Forts herüber; mitunter prallte eine Patrouille auf feindliche Posten, welche ihr mit Gewehrschüssen ein weiteres „Vorwärts" untersagten und dann und wann suchte ein elektrischer Strahl aus dem Fort Montrouge, ob nicht sich irgendwo ein gutes Zielobjekt für die Geschütze darbiete. Nur einige neue Biwakfeuer erregten etwas mehr Aufmerksamkeit. Kurz vor Tagesanbruch, während ein dichter Nebel das Gelände bedeckte, wurde es bei den Franzosen lebhafter. Man vernahm Hörnersignale, Rasseln von fahrenden Wagen und ein dumpfes Brausen, was auf eine Versammlung größerer unruhiger Menschenmassen schließen ließ. Jägerpatrouillen schlichen sich vor. Sie brachten die Nachricht zurück, daß bei den feindlichen Vorposten keinerlei Änderung stattgefunden habe.

„Aha, da wird es wieder ein interessantes Schauspiel geben, indem wir größere Exerzitien beobachten können!"

Man hatte sich allmählich ganz an solche Unterhaltungen gewöhnt. Bataillons-, regiments- ja sogar brigadenweise sah man die Belagerten sich vor ihren Forts herumtummeln. Anfangs versuchte man sie mit einigen Feldgranaten hierbei zu stören. Nachdem als Quittung dafür aber stets eine Menge von jenen schweren Zuckerhüten aus den Forts und den Schanzen der „gelben Tante" beim Fort Montrouge herübersausten, unterließ man solche Neckereien und dies hatte zur Folge, daß die Franzosen ihre Übungen immer weniger vorsichtig ausführten. Dadurch gewöhnten sich aber unsere Leute vollständig an derartige Bilder und Geräusche und beachteten sie nicht mehr so sorgsam als früher. Ohne ernsteres zu erwarten, hörten daher auch heute die Vorposten ruhig den aus dem Nebel erschallenden Lärm an und die rückwärtigen Abteilungen kümmerten sich gar nicht darum. Mit einemmale brach die Sonne, etwa um 8 Uhr morgens, durch den Nebel und beleuchtete glänzend das ganze weite Gelände.

„Donnerwetter, was ist denn da los?"

„Herr Oberleutnant, auf dem Wege von Montrouge her kommt eine mindestens 3 Bataillone starke Kolonne heran! Vor ihr dehnt sich eine lange Schützenlinie aus."

„Ja, ich sehe es auch. — Was bringen denn Sie?" Atemlos beinahe kam ein Jäger an. „Starke Ausfalltruppen, ung'fähr zwoa Bataillon kemma geg'n Chatillon her. D'Spitz'n san höchst'ns no 900 Schritt weg." „Ob es wirklich ein ernster Ausfall oder wieder nur ein Scheinmanöver ist?" Bald sollte die Antwort klar sein.

„Herr Oberleutnant, dort fährt feindliche Artillerie auf!"

„Wahrhaftig. Dieses Mal gilt's. Sekondjäger Wimmer schnell an den Telegraphen und das Alarmzeichen geben. Jäger Assel im schärfsten Laufschritt zum Herrn Oberstleutnant und melden, großer Ausfall gegen uns; Gefreiter Kögelmeyer auf die Stationswache und alarmieren! — Der ganze 3te Zug zur Besetzung der Mauer schwärmen!"

Kaum hatte Oberleutnant Spiel dies befohlen, da schlug eine aus dem Fort Montrouge kommende Granate unter seine bayerischen V. Jäger hinein, ein tüchtiges Loch durch die besetzte Mauer reißend. Als ob dieser Schuß sämtliche feindlichen Befestigungen geweckt hätte, ging es nun von allen Seiten los. Issy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Haute Bruyères ließen ihre dumpfen Stimmen ertönen und dazwischen mischten sich aufgefahrene Feldbatterien darein, kurz, es wurde wirklich Ernst.

„Cette hauteur devait nous dire son secret" meinten die Pariser. Also sie wollten gerne wissen, welche Geheimnisse das von ihnen am 19. September verlorene Plateau von Chatillon jetzt verberge. Luftballons, elektrisches Licht und Raketen scheinen sie nicht genug aufgeklärt zu haben und darum sollten die Waffen einen Einblick ermöglichen. Zu diesem Zwecke ging General Vinoy mit zwei Hauptkolonnen auf Bagneux und Chatillon und mit unterstützenden Seitenkolonnen auf Clamart und Fleury vor. Die Mobilgarden von Côte d'or und von der

Aube rückten recht brav gegen erstgenannten Ort an. Vorzüglich arbeiteten ihnen die Festungsgeschütze vor, denn eine Mauer nach der anderen erlag den blockigen Zuckerhüten. Da hatten die bayerischen V. Jäger, die vorläufig allein Bagneux besetzt hielten, einen schweren Stand.

Oberleutnant Spiel parierte den ersten Stoß.

„Korporal Pömmerl, jenes Haus halten bis auf weiteren Befehl! Haben Sie gutes Schußfeld?"

„Ei jo, Herr Oberleutnant. Die Kerls solle nor kumme. Wir verschieße se, daß se di Kränk kriege", meinte der lustige Zweibrücker und gleich darauf krachten die Werdergewehre seiner Leute zwischen den Ziegeln hervor.

Dadurch und durch das Feuer der anderen Leute des Zuges aus den Mauerschießscharten merkten die Franzosen schnell, wo ihr Feind stand. Eine Granate nach der anderen sauste heran und bald war der größte Teil der Mauer vollständig niedergelegt. „Sekondjäger* Zettelmaier, kann Ihre Sektion noch hinter den Mauerresten halten?"

„Jawohl Herr Oberleutnant. Solang ich lebe, geht kein Mann ohne ausdrücklichen Befehl zurück." Der brave Unteroffizier war schon ziemlich schwer verwundet, aber seinen Offizier ließ er nichts davon merken. Allmählich wurde das Infanteriefeuer an der ganzen Nordfront von Bagneux sehr lebhaft. Jetzt kam die Kompanie des Hauptmanns Rohe heran, gerade recht um den fast der Übermacht erliegenden vorderen Kämpfern wieder festen Halt zu gewähren. Nun verstärkten die Franzosen ihre Linien und umfaßten die unter dem Granatfeuer sehr leidenden V. Jäger fast von 3 Seiten. Das war ein harter Kampf. Die Hauptleute Rohe und Hell, die Leutnants Jacobi, Leeb, Wölfel, Petzold, Wild und andere verdoppelten sich beinahe und ihre Leute leisteten ganz Außerordentliches. Genug Blut kostete es den Franzosen, bis sie heran kamen, aber das Beispiel ihrer tapferen Führer, Oberst Grancey und Graf Dampierre, der hier

* Frühere bayerische Bezeichnung für Sergeant der Jäger.

blieb, die vorzügliche Unterstützung durch das Granatfeuer aus den Forts und ihre starke Übermacht ermöglichten es ihnen doch, in Bagneux einzudringen.

Der Jägerkommandeur, Baron Gumppenberg, erkannte, daß ein längeres Halten die Vernichtung seines tapferen Bataillons zur Folge haben werde. Deshalb erteilte er den Befehl, sich bis an die Kirche zurückzuziehen. Er that gut daran, denn freiwillig wären seine braven Jäger nicht gewichen, kam es ihnen doch hart genug an, dem Befehl zu gehorchen. In größter Ordnung vollzog sich die Räumung der Nordfront. Nur ein Halbzug unter Sekondjäger Zerle konnte nicht mehr vom Rückzugsbefehl verständigt werden. Er und seine Jäger schoßen so eifrig fort, daß sie gar nicht das Vorgehen der Franzosen in ihren Rücken merkten. Plötzlich schreit einer — es waren alle Pfälzer — überrascht auf: „Herrje die hon uns jo umgange!" „Ei do schieße m'r holt hinne enaus aach no!" Sie thaten es auch. Allein jetzt merkten sie doch, daß die Ihrigen sich zurückgezogen und die Feinde Anstalten trafen, sie gefangen zu nehmen. „Ne die hawwe uns no lang nit." Mit diesen Worten sprang der schneidige Unteroffizier vom ersten Stockwerk herab zum Fenster hinaus, die meisten seiner Jäger ihm nach und mit Hurra bahnten sie sich den Weg durch die ob solcher Kühnheit geradezu verblüfften Mobilgarden. Nur einige wenige Jäger, die wegen des vermehrten Feuers der Franzosen den Sprung nicht mehr machen konnten, wurden gefangen.

An dem Straßenkreuz um die Kirche herum kam der Kampf wieder zum Stehen. Hier wollten die Jäger halten bis ihnen Hilfe durch die unterdessen alarmierten rückwärtigen Abteilungen werde. Während dieser Zeit war der französische General Susbielle mit seinen 13ten Linien-Infanteristen, dem 14ten Marsch-Regiment und 1000 Polizeisoldaten (gardiens de la paix) gegen das Plateau von Châtillon selbst vorgegangen. Den ausspringenden Winkel desselben deckte die gegen Paris umgebaute, von den 14ern besetzte Bayernschanze. Die Orte

Clamart und Chatillon hingen gleich vorgeschobenen befestigten Punkten an den Abhängen, deren Rand mit eingegrabenen bayerischen Feldbatterien besetzt war. In Clamart befanden sich die größtenteils auf Vorposten stehenden 15er; in Chatillon 5er und das III. Bataillon 1er. Gegen letztere richtete sich hier der erste Stoß. Französische Geschütze waren unter der Deckung einer Anhöhe ganz nahe an die Barrikade der Hauptstraße herangefahren und warfen Kartätschen auf deren Verteidiger. Andere Batterien wollten eingreifen. Nun sprachen aber auch die Kanonen der bayerischen Batterien Weigand und Blume mit und daraufhin verzichteten verschiedene französische Batterien bald auf eine weitere Beteiligung am Kampfe. Dafür aber machte das Kreuzfeuer aus den groben Geschützen von Issy und Vanves zwei Kanonen der Batterie Weigand doch die Hölle so heiß, daß dieselben einige Zeit lang rückwärts und wieder frische Luft schöpfen mußten. Nun kam die französische Infanterie, darunter besonders brav das 42te Linienregiment, heran. Die wenigen bunt durcheinander gemischten Kompanien der 1er und 5er, welche in Chatillon hielten, waren viel zu schwach. Sie wurden bis zum Südrand des Dorfes zurückgetrieben. Hier aber hielten sie, und als 5 andere Kompanien der 11er, 7er und X. Jäger als Unterstützung ankamen, konnte an die Rückeroberung der teilweise verlorenen Ortschaft gegangen werden.

In Clamart hatten die Vortruppen der 15er ebenfalls dem konzentrischen Feuer aus den Forts und dem übermächtigen Angriff der französischen 13er weichen und sich auf die zweite d. h. die eigentliche Verteidigungsstellung am Rande des Plateaus zurückziehen müssen. Verstärkt durch die unterdessen angelangten übrigen Truppen der 6. Brigade wiesen sie unterstützt durch die Batterien von hier aus alle Angriffe der Franzosen ab. Am heftigsten entbrannte der Kampf an der vorspringenden nordöstlichen Ecke des Plateaus, wo eine in Schützengräben liegende Kompanie 15er dreimal von einem französischen Bataillon angegriffen wurde. Dreimal aber hieß es bei den Bayern: „Auf die avancierenden Franzosen legt an — Feuer! Legt an —

Feuer!“ Das genügte, denn diejenigen, welche nicht getroffen waren, verzichteten auf einen weiteren Versuch.

Ein lustiges Mißverständnis passiert hier einem biederen Altbayer der neben den 15ern allmählich sich bei der Verteidigung des Höhenrandes beteiligenden 14er. Vor der bayerischen Stellung waren sorgsam unter Gras und Büschen Drahtgeflechte angelegt, um das Erreichen der Linien der Verteidiger zu erschweren. Die Franzosen stürmen heran. Sie sind nur noch 200 Meter entfernt. Ein Kapitän sieht, daß er rechts von seiner Angriffslinie mehr Aussicht auf Erfolg haben könnte und kommandiert seinen Leuten so laut, daß man es während einer Feuerpause deutlich herüber versteht „à droit, à droit!“ „Na is der g'scheidt“ meint unser braver 14er. „Etzt merkt der, daß unt'r dene Buschl a Droaht* is', denn sehg'n konn er'n do g'wiß nit!“

Warum sein Leutnant so herzlich lachte, „merkte“ der gute Bursche nicht.

Ähnlich wie bei Bagneux und Chatillon hatte es sich bei Clamart ereignet, nur mit dem Unterschiede, daß sich hier die Bayern gar nicht auf eine ernstliche Verteidigung der ersten Linie einließen, sondern sich eher in die zweite zurückzogen. — Damit hatte sich der erste Teil des französischen Ausfalles sozusagen ganz programmmäßig abgespielt. Die Franzosen marschierten an, die bayerischen Vortruppen leisteten in der ersten Stellung so viel Widerstand, daß der Gegner zur vollständigen Entwicklung seiner Kräfte gezwungen war und verriet, daß er mit etwa 25,000 Mann und 80 Feldgeschützen ausgefallen war, und nun hielten die Bayern in der zweiten Linie, um hier den Vormarsch des Gegners zum Stehen zu bringen und nach der Ankunft ihrer Reserven von da aus das Zurückwerfen des Feindes zu unternehmen. Das war der maßgebende Gedanke, man könnte fast sagen, das gegen alle größeren Ausfälle anzuwendende Rezept. Dasselbe kam auch hier in vollem Maße zur Geltung und that ausgezeichnet seine Wirkung.

---

* Draht.

In Bagneux hatten die immer noch allein kämpfenden V. Jäger schließlich das ganze Dorf bis auf wenige Baulichkeiten des Südrandes räumen müssen. Man wußte ja, daß dies, wie schon erwähnt, programmäßig war, aber für einen schneidigen Soldaten ist es trotzdem eine schwere Aufgabe, wenn auch nur auf wenige Schritte den Rücken kehren zu müssen. Deshalb kamen auch hier wiederholte Beispiele von Aufopferung vor. So gab es bei einem Holzhäuschen eine Stelle an der Südmauer von Bagneux, die einem Manne ein ausgezeichnetes Schußfeld darbot. Der Jäger Kirschbaum stieg hinauf. Ehe er seinen Schuß abgeben konnte, sank er mit durchschossener Brust tot herunter. Über seine Leiche steigt der Jäger Kreiselmeier empor. Dem gelingt es, zwei Schüsse abzugeben, bis er schwer verwundet herabstürzt. Einem dritten Jäger geht es geradeso und dennoch steigt der Einjährig-Freiwillige Braun ebenfalls auf diesen gefährlichen Posten. Mit ihm ist das Glück, er kann sich oben behaupten; Hornist Koschenreuter mit dem Gewehr des Kirschbaum klettert zu ihm und nun halten beide mit wohlgezielten Schüssen so lange den Gegner im Zaum, bis die nötigen Arbeiten gemacht sind und die ganze Mauer besetzt werden kann.

Das Herankommen eines Bataillons 14er sowie der X. Jäger ermöglichte bald das Halten der schwachen V. Jäger. Nunmehr hieß es auch bei den Franzosen rasch genug „Stopp", denn jetzt war das Zahlenverhältnis etwas ausgeglichen und die bayerischen Büchsen knatterten beinahe ebensoviel, jedenfalls aber weit besser, als die französischen Chassepot- und Tabatière-Gewehre. Die Angreifer sahen auch überall ein, daß von einem weiteren Vorwärts keine Rede mehr sein könne. Nun begannen sie schnell die eingenommenen Stellungen zu befestigen und zu verbarrikadieren.

„Ja denken die denn daran, dort zu bleiben? Da sind sie doch gewaltig auf dem Holzwege!"

So ungefähr war der Gedanke, der alle Bayern, welche die französischen Arbeiten erkennen konnten, durchzuckte. Bei

Bagneux beschlossen zuerst die Hauptleute Rohe des V. und Fix des X. Jägerbataillons wieder anzugreifen.

In diesem Augenblick erhält ersterer Meldung, daß die Munition zu Ende gehe.

„Das wäre nicht schlecht! Damit sind wir ja außer Gefecht gesetzt! — Halt, ein Gedanke. — Herr Kamerad Fix, können Sie mir nicht einige hundert Patronen ablassen?"

„Ja, es soll geschehen." Dann rief letzterer zu seiner Kompanie: „Die Hornisten 10 Patronen pro Mann abnehmen und den V. Jägern übergeben!"

Das klingt so einfach und geschah auch so leicht. Und doch weiß jeder Offizier, ja jeder Soldat, welch' außerordentliche Kameradschaft zu einem solchen Entschluß in solcher Lage gehört. Die Munition ist im Gefecht der Lebensnerv. Wenn sie ausgeht, hört die Verwendbarkeit der Truppe auf. Wie leicht konnte sich dies bei der Kompanie des Hauptmann Fix nach der Abgabe der Patronen ereignen, gerade bevor sich ihm die Gelegenheit, durch eine kühne That Auszeichnung und Ehren zu erlangen, darbot. Dennoch händigte er die Patronen aus. Das heißt eben deutsche Kameradschaft.

Nun ging's mit neuer Kraft los. Freilich mußte man jetzt mit den kostbaren Patronen erst recht sparsam sein. Während dieser Vorgänge waren auch auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes die Franzosen zum Halten gezwungen worden und hatten überall begonnen, sich in ihren Stellungen zu befestigen. Nunmehr standen aber die bayerischen Reserven bereit, um kräftigst beim Zurückwerfen des Gegners einzugreifen. Generalleutnant Graf Bothmer, der Kommandeur der 4ten Division, hielt den Zeitpunkt für den dritten Teil des Programms für gekommen und befahl den allgemeinen Angriff.

Das warteten die Jäger vor Bagneux aber gar nicht ab. Leutnant Grasser von den X. Jägern drang mit freiwilligen V. und X. Jägern in den Park Moriseau ein und nahm dort ein von den Franzosen besetztes Haus.

„Sollte man diesem jungen tapfern Offizier den Vortritt lassen?"

„Hurra," rief Hauptmann Rohe, sprang über die Mauer und lief voraus. „Hurra!" rief gleichzeitig Hauptmann Fix und drang ebenfalls vor und „Hurra!" antworteten die Leutnants Leichtenstern, Fischer, Höpfner, die Oberjäger Englert und Wimmer und all' ihre braven Jäger und drauf ging's wie die Sturmflut auf die Dünen, bis der Feind überrannt, geworfen und in die Flucht gejagt war. Zugleich drang Oberstleutnant von Heckel mit den übrigen X. Jägern von Fontenay her um Bagneux herum gegen die Franzosen vor, 11er, 7er, 1er und 5er warfen sich auf Chatillon und die 14er und 15er stürmten Clamart.

Überall leisteten die Franzosen energischen Widerstand. In Chatillon ritt ihr General Susbielle trotz seiner Verwundung immer wieder zwischen die Wankenden hinein, um sie zu ermutigen, vergeblich setzte General Blanchard seine letzten Reserven ein, es half nichts mehr. Unter den Kommandeuren Mühlbauer, von Heckel, von Gumppenberg, Diehl und anderen drangen die Bayern in sämtlichen von ihnen geräumten Dörfern wieder vor, stürmten von Haus zu Haus und etwa um $3\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags hatten die Franzosen alle von ihnen auf kurze Zeit eingenommenen Stellungen wieder verloren und befanden sich in voller Auflösung auf der Flucht zurück nach Paris. Die bayerischen Batterien Jamin, Weigand und Blume gaben ihnen das Geleite und sorgten, daß sie nicht noch einmal Luft bekamen, umzukehren. Dagegen verhinderte aber auch die Nähe der Forts und deren heftiges Feuer eine zu weite Verfolgung durch die Infanterie. Gegen 4 Uhr standen die bayerischen Vorposten, jetzt natürlich durch die Reserven verstärkt in ihren alten Stellungen und die Franzosen waren hinter ihren Befestigungen verschwunden.

Das Ergebnis dieses Ausfalles gestehen die Franzosen selbst ein, indem sie schrieben: „. . . et pour la troisième fois depuis l'arrivée de l'ennemi sous les murs de Paris (19. und

30. September und 13. Oktober) nous fûmes obligés de rentrer dans nos lignes sans avoir obtenu aucun résultat."

Wie unsere Leute aber darüber dachten, drückte bezeichnend ein Feldwebel des 1ten Regiments aus, indem er meinte: „Di kunnt'n dö G'spaß'l'n a bleib'n loss'n, denn außi derf'n's do nit." Der Verlust der Bayern betrug 10 Offiziere und 356 Mann. Der der Franzosen wurde nicht in Erfahrung gebracht. Er muß aber sehr groß gewesen sein, denn sie erbaten und erhielten am andern Tage für diesen Teil der Einschließung einen 6stündigen Waffenstillstand zur Bergung der Toten und Verwundeten, trotzdem sie die ganze Nacht hindurch das Schlachtfeld abgesucht und mit ihren Sanitätswagen die Gefallenen zurückgebracht hatten.

Obwohl die Franzosen bis jetzt nirgends einen wirklichen Erfolg erlangt, waren ihre Ausfälle doch nicht nutzlos gewesen. Sie erkannten aus dem Verhalten der Deutschen, die sich einerseits überall mit starken Befestigungsanlagen umgaben und anderseits keine mit schwerem Geschütz ausgerüsteten Angriffsbatterien gebaut hatten, daß man es nicht auf eine gewaltsame Einnahme von Paris absehe, sondern die Aushungerung der Stadt beabsichtige.

Ihre Generale mußten daher nunmehr ernstlich an einen Durchbruch denken, während ihre bisherigen Ausfälle mehr Rekognoszierungszwecke im Auge gehabt hatten. Deshalb war es notwendig, daß sie von jetzt an für ihre Angriffe ganz andere Rücksichten als bisher obwalten ließen. Es kam für sie, da sie ja mit der Durchbruchsarmee keinesfalls Verpflegskolonnen mitführen konnten, darauf an, eine Stelle zu wählen, wo sie nach einem glücklichen Durchbruch baldigst in einen reichen, von den Deutschen noch nicht stark ausgesogenen Landstrich kämen. Außerdem sollten ihre Unternehmungen in möglichste Verbindung mit den Entsatzversuchen der in den Provinzen aufgestellten französischen Armeen gebracht werden.

Diese Erwägungen konnte man sich auf deutscher Seite ebenfalls machen und ihnen entgegenzuarbeiten, war hier die

Aufgabe. Um sie zu erfüllen, wurden vor allem die Befestigungslinien noch mehr ausgebaut. Besonders um Bagneux und auf dem Plateau von Châtillon entstand nach dem Ausfall vom 13. Oktober eine so feste Barriere, daß es hier den Franzosen kaum mehr möglich geworden wäre, selbst nur die ersten Linien der hier unter der Leitung des Oberst Höfler entstandenen Werke zu durchbrechen. Letzterer erwarb sich bald den Ehrentitel des „Geistes von Bagneux", denn nicht nur, daß er Tag und Nacht zwischen den Vorposten anordnend und überwachend herumwanderte, nahm er auch wochenlang seinen ständigen Wohnsitz in dem Gelände, das fortwährend dem Granatfeuer der Forts ausgesetzt war, um ja recht nahe bei seinen Schanzen und deren Verteidiger sein zu können.

Die Franzosen unternahmen gegen diese Stellung keinen großen Ausfall mehr. Sie hatten genug und deshalb begann für die Bayern des Generals von Hartmann eine verhältnismäßig ruhige Zeit. Um so lebendiger wurde es alsbald an anderen Stellen der Einschließungstruppen.

VI.

Die Einschließung bis Ende November 1870 und die Gefechte bei La Malmaison und Le Bourget.

Der erste von weitergehenden Gesichtspunkten bestimmte Ausfall sollte schon bald nach dem verunglückten Unternehmen gegen Bagneux in Scene gesetzt werden. Am günstigsten erschien dazu die Richtung gegen Nordwesten, weil man in der Normandie noch am meisten Unterhaltsmittel zu finden hoffte. Im Falle des Gelingens wollte man dann die Loire-Armee vermittelst der Eisenbahn ebenfalls dorthin verbringen, um dann mit der vereinten, etwa 250,000

Mann starken Feldarmee die Einschließung von Paris zu brechen und aufzuheben. Vorher mußten aber die seitlich dieser Richtung stehenden deutschen Truppen etwas zurückgeschoben und um jeden Preis eine Besetzung der Halbinsel von Gennevilliers verhütet werden.

Zu letzterem Zwecke beschloß General Ducrot, das V. preußische Korps aus seinen Stellungen zwischen St. Cloud und der Seine zu verdrängen.

Bisher war es gegenüber diesem Armeekorps ziemlich ruhig gewesen. Natürlich sandten das hoch gelegene Fort du Mont Valerien, sowie die Befestigungen der Stadtumfassung, der Boulogner Batterien und die in dieser Gegend besonders eifrig auftretenden Kanonenboote fleißig Granaten zu den „prussiens", allein es war nicht so schlimm gemeint. Wenigstens that es nicht viel Schaden.

Am 13. Oktober wurde es etwas ernster, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit von den bei Bagneux sich abspielenden Vorgängen abzulenken. Am Nachmittag begann wieder das gewöhnliche Feuer, das aber heute in erster Linie das schöne Schloß St. Cloud zum Ziele nahm. Dasselbe war bisher von den Preußen sehr geschont worden. Kein Mann hatte in seinen oberen Räumen Quartier nehmen dürfen, nur einzelne Offiziere schlugen im Vestibül ihr Lager auf. Jetzt sauste aus durchaus unerklärlichen Gründen eine Granate nach der anderen durch seine Mauern und bald stand das herrliche Gebäude, der Ort, an dem soviele Erinnerungen an Napoleon hafteten, die Stelle, auf welcher der Krieg gegen Deutschland erklärt worden war, in hellen Flammen. Die in der Nähe auf Vorposten stehenden 58er und V. Jäger versuchten so gut als möglich zu löschen. Trotz der durch die Granaten und die Flammen erwachsenden Gefahren drangen die braven Musketiere und Jäger in die raucherfüllten Säle und retteten von den kostbaren Kunstschätzen und Druckschriften, was möglich war. Bilder, Bücher, Vasen, Büsten, Statuen und andere Kostbarkeiten wurden an die Mairie in Versailles abgeliefert. Die wertvollen Möbel aber wanderten

in die Baracken, Erddeckungen und Quartiere der Truppen und oft genug schlief nun z. B. der Feldwachkommandant neben der Schanze von Montretout auf einem prächtigen Rokokosofa, dessen vergoldete Füße freilich immer mehr in dem morastigen Boden versanken. C'est la guerre!

Allmählich gab es bei den gegenüberliegenden Stellungen der Franzosen immer mehr Anzeichen, daß eine Unternehmung im Größeren bevorstehe. Besonders hinter Rueil wurden die französischen Posten und Wachen verstärkt und in jeder Nacht bemerkte man dortselbst Lichtsignale.

„Was sollen dieselben bedeuten?"

Leutnant Werkenthin mit einigen 37er Füsilieren unternahm in der Nacht zum 15. Oktober eine Patrouille dorthin. Das scheinen gar keine Männer zu sein, die hier anschleichen; das sind geisterhafte Erscheinungen. Unaufhaltsam, wenn auch mit größter Vorsicht dringen sie weiter. So in der Nacht, mitten zwischen den feindlichen Posten, jede Minute von einem plötzlich aus dem Dunkel aufblitzenden Schuß bedroht — das hält wohl niemand für einen lustigen Spaziergang, dazu gehört ein tapfer Herz und festes Vertrauen zur eigenen Leistungsfähigkeit. Wie schärften sich aber auch die Sinne! Die stark erweiterten Pupillen der Augen durchdringen die Dunkelheit und das Ohr hört auf den geringsten Laut. Bis mitten in das feindliche Dorf ist die mutige Patrouille gedrungen. „Sßt!" — Wie zu Stein verwandelt halten die Füsiliere. Aus einem Hause dringt ein Lichtstrahl. „Was steckt dort drinnen?" Der Leutnant gibt seinen Leuten ein Zeichen, stehen zu bleiben und schleicht allein vor. Er gelangt bis an das Haus und will eben zum Fenster hineinsehen, da kracht ein geborstener Stein; daraufhin wird die Thüre des Hauses aufgerissen; ein Haufe bewaffneter Männer stürzt heraus; eine Blendlaterne beleuchtet grell den Offizier; ehe er seinen Revolver erheben kann, fallen Schüsse und entseelt sinkt ein tapferer Preuße zur Erde. Die Füsiliere wollen ihren Leutnant rächen, allein was vermögen 3

gegen 25; sie müssen sich zurückziehen und dem Feinde die Leiche ihres Führers überlassen.

Solche Patrouillen mußten viele gemacht werden. Das erfordert Männer.

Immer häufiger wurden die Merkmale eines beabsichtigten Ausfalls der Franzosen. Wiederholt fanden die preußischen Posten an Stellen, wo sie feindliche Patrouillen durch Schüsse verjagt hatten, Pulversäcke mit Zündschnüren, welche jedenfalls zum Einwerfen der Mauer bestimmt waren.

Am 21. Oktober endlich begann der Mont Valerien ein ganz besonders heftiges Feuer und es wurden große Gefechts-Wimpel im Fort aufgezogen. Das war sicherlich das Signal zur Versammlung der für einen Ausfall bestimmten Truppen. Bald sah man auch 4 Bataillone Infanterie sich gegen Rueil vorbewegen und ein feindlicher Stab rekognoszierte im Vorgelände. Die zunächst auf Vorposten stehenden 46er traten unter die Gewehre. Da aber bald darauf das Feuer aus den Forts wieder schwieg und keine weiteren feindlichen Bewegungen mehr bemerkt wurden, ließ Oberst von Eberhardt seine Leute zum Abkochen wegtreten.

Die Suppe mußte in einer Viertelstunde fertig sein, da kam der Divisionsadjutant angesprengt und rief schon von weitem den um einen Feldtisch versammelten Offizieren zu: „Sofort antreten, meine Herrn, es geht los!“ Gleich darauf schallte es über die Lagerfeuer:

„An die Gewehre! — Umhängen und in die Gefechtsstellungen abrücken!“

O die schöne Suppe! Nun sie hatte doch den Wert, daß man schnell die Biwakfeuer damit löschen konnte. Und das zu dreiviertel gekochte Fleisch! Essen konnte man es noch nicht. Ein ausgesottener Hammel ist gerade keine Delikatesse, besonders wenn man ihn in 30 Tagen 29 und einmal als Mittagessen bekommt; ein halbroher aber — das ging denn doch sogar über den Hunger eines guten Niederschlesiers. Es wurde eben noch einige Zeit gefastet.

Etwa um 1 Uhr fingen die französischen Forts und die Stadtumwallung von neuem das Knallen an. Während dieser Kanonade tauchten immer größere Truppenmassen auf.

General Ducrot ließ nämlich etwa 10,000 Mann mit 120 Feldgeschützen in 5 Kolonnen gegen die Preußen anrücken. Natürlich mußte vor dem eigentlichen Beginn des kriegerischen Schauspiels eine ordentliche Ouvertüre gespielt werden. Dies besorgten die Granaten aus den Forts ꝛc. Das Anhören einer solchen Melodie war für die in erster Linie stehenden 6ten Grenadiere und die 46er durchaus nicht sehr angenehm. Wenn man mitthun darf, dann kann man sich eine derartige Musik schon gefallen lassen. Wenn man aber verurteilt ist, ruhig und unthätig zuzuhören und so und so oft die Wirkung des Konzertes im eigenen Fleisch und Blut zu spüren, dann kann man sich selbst als begeisterter Soldat nur schwer damit befreunden. Es gibt aber ein Mittel, das jeden Deutschen eine solche Lage leicht ertragen läßt und das heißt eben „Pflichtgefühl". Trotzdem atmeten die mit dem Eisenhagel bedachten preußischen Vortruppen erleichtert auf, als unter den ankommenden Eisengeschossen sich auch Blei vorfand und helle Töne verrieten, daß jetzt auch die feindliche Infanterie vorgehe und das Feuer eröffnet habe.

„Wenn die herschießen, so können wir nun auch hinschießen!" Das war klar und bald krachten auch die Zündnadeln der 6er und 46er lustig hinüber.

Nun entwickelte sich der erste Akt ganz schulgerecht wie immer. Plötzlich brachen starke Massen französischer Infanterie hervor, diesmal aus Rueil und drängten die vordersten Abteilungen der im Park von Malmaison stehenden 46er zurück. An vielen Stellen war es den Franzosen gelungen, kleine Strecken der Parkmauer durch beigebrachte Sprengmittel umzulegen. Sie konnten nun bis vor die eigentliche, durch Verhaue und Schützengraben gebildete Verteidigungslinie herankommen. Nur das Vorgehen zu beiden Seiten der großen Straße war ihnen durch die Granaten der Batterie Kirsch wiederholt recht sauer gemacht worden.

Im ganzen Park und seitlich desselben krachte es nun munter los. Während auf diese Art 6er und 46er den Feind zum Stehen brachten, kamen die rückwärtigen Unterstützungen, 37er, 50er, 58er, 59er, V. Jäger und 2 Kompanien Garde-Landwehr-Leute des 1ten Regiments heran. Damit war der erste Akt beendet, der Zwischenakts-Vorhang fällt, d. h. es entsteht auf kurze Zeit ein hinhaltendes Feuergefecht.

Die Musik setzt jetzt wieder ein, d. h. die beiderseitige Feldartillerie bemüht sich, zur Geltung zu gelangen. Das warten aber die 6er, 46er und 50er gar nicht ab. Der Vorhang geht in die Höhe, nämlich die durch ihre Reserven unterstützten Grenadiere, Musketiere und Füsiliere machen sich zum Gegenstoß bereit.

„Was zum Kuckuck, die Garden wollen ja, wie es scheint, allein die Franzosen am Pavillon vertreiben. Das darf nicht sein!"

So jagte es dem braven Fähnrich Wentscher von den 46ern durch den Kopf. Dann rief er laut: „Der Garde können wir hier nicht den Vorrang lassen!" setzte sich an die Spitze und lief mit seinen kleinen Niederschlesiern den langen Gardisten munter voraus. Was schadete, daß der Atem fast ausging, was that's, daß der tapfere Fähnrich selbst dem wälschen Blei zum Opfer fiel, 46er und Garde-Landwehr-Leute wetteiferten im Anstürmen gegen die Front der Zuaven, 6er drangen in die Flanke des Gegners vor und die Franzosen wurden freilich nach tapferer Gegenwehr gründlich geworfen. Rechts und links dieser Episode erklangen nun ebenfalls mächtige Hurras und auch die 50er bemühten sich, einen Teil der Lorbeeren für sich zu erobern. Sie hatten Glück. Premierleutnant Michler jagt die ihm gegenüberstehenden Rothosen so schnell über die Schlucht von St. Cucufa und aus dem Buzanval-Park hinaus, daß 2 Geschütze einer bei der Porte de Longboyau stehenden Batterie nicht mehr schnell genug aufprotzen können, weil preußische Langbleis mehrere Pferde zu Fall bringen.

„Leute, die Kanonen müssen unser werden! Reicht Euer Atem noch?"

„Gut, Herr Leutnant, und wenn wir nicht mehr Hurra schreien können, dann schlagen wir die Kerls still tot!"

„Also drauf! Marsch, marsch! Hurra!"

Premierleutnant Michler rannte voran; Vizefeldwebel Jänisch, Leutnant Barbenés und ein bunter Haufen von 50ern und 6ern folgte. Tüchtig wehrten sich die französischen Artilleristen. Half ihnen aber nichts. Entweder mußten sie fliehen oder sich gefangen geben, wenn ihnen nicht Kolben und Bajonett den Garaus machen sollten. Leider erlag auch hier der schneidige Führer einem aus nächster Nähe abgefeuerten Geschoß.

Während dieser Zeit schien auch den 46ern der günstige Augenblick, wieder die alten Stellungen im Parke von Malmaison einzunehmen, gekommen. Man wollte nur erst Klarheit haben, wie stark der Gegner jenseits der Mauer noch stehe. Kurz entschlossen stieg der Füsilier Schröter über dieselbe, schlich sich bis fast zu den Franzosen hin und brachte die gewünschte Auskunft. Jetzt ging es vor. Durch die Weinberge und im Park stürmten die 46er an. Ein Geschoß schlägt dem Hauptmann Steinbrunn durch den Oberschenkel. Schadet nichts; er kann sich noch halten und darum bleibt er bis zum Schluß des Gefechtes bei seinen Leuten. Dem Oberst von Eberhardt hat ein Granatsplitter den Hals aufgerissen. Auch er harrt auf seinem Posten aus bis nach dem Kampfe. Solche und ähnliche andere Beispiele begeistern die Mannschaften, mutig stürmen sie ihren Offizieren nach und ohne einen Augenblick der Erholung werden die Franzosen zum Parke hinaus und gegen Rueil zurückgeworfen. Gut, daß sie sich vorher so viele Löcher durch die Mauer gebrochen hatten. Jetzt konnten sie durch dieselben entschlüpfen, denn sonst wäre es ihnen noch schlechter ergangen, als es schon an und für sich der Fall war. Das Flankenfeuer der 1ten Kompanie 46er setzte ihnen nämlich genug zu.

Etwa um 5 Uhr war das ganze Gefecht beendet, der Vorhang des Schauspieles fiel, der letzte Akt hatte geschlossen, wie man es ja gewohnt war, d. h. die Preußen besetzten von neuem alle ihre vor dem Kampfe innegehabten Stellungen, die Fran-

zosen zogen sich nach dem mißglückten Versuche wieder hinter ihre Befestigungen zurück und auf beiden Seiten mußten so und soviele Verluste in die Listen eingetragen werden. Bei den Franzosen waren dies etwa 500 Tote und Verwundete und 120 Gefangene, bei den Preußen 21 Offiziere, 390 Mann. Den verhältnismäßig größten Verlust hatten die beiden Garde-Landwehr-Kompanien erlitten, nämlich 5 Offiziere und 73 Mann.

Nach diesem Mißerfolg verzichtete General Ducrot vorläufig auf seinen Plan, hier durchzubrechen.

Am gleichen Tage (am 21. Oktober) während sich dieser Ausfall im Westen abspielte, fand auch ein kleines Gefecht zwischen Württembergern und französischen Infanteristen und Spahis bei Champigny und le Plant statt. Die Franzosen hatten es dort auf eine Rekognoszierung abgesehen, wurden aber durch den Oberstleutnant Knörzer und seine Jäger, sowie einen Zug Königin Olga-Grenadiere so energisch abgewiesen, daß sie bald genug auf ihr Vorhaben verzichteten und nach Joinville verschwanden.

Nördlich von Paris hatte während dieser Zeit verhältnismäßige Ruhe geherrscht. Das Gardekorps konnte ungestört seine Befestigungsarbeiten ausführen, sich bequem in seinen Quartieren einrichten und seine Ersatzmannschaften nachüben. Gerade dieses Korps hatte ja nach seinen ganz außerordentlichen Verlusten bei St. Privat eine besonders große Zahl von Ergänzungsmannschaften erhalten. Diese mußten den alten Leuten gleich gemacht werden. Daher wurde gerade beim Gardekorps vor Paris am eifrigsten exerziert und dann die Besichtigung der ausgebildeten Kompanien abgehalten. Bei einer derselben ereignete sich eine charakteristische Scene. In Gegenwart des Generalleutnants von Budritzki fand durch den Oberst von Zaluskowski des 3ten Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabet die Vorstellung der 4ten Kompanie statt. Der Führer derselben, Premierleutnant von Merckel kommandierte die Griffe.

„Mit Bataillon chargiert — fertig! Legt an — Feuer!"

Krach ging ein Schuß los und das Langblei sauste dem

vor der Front stehenden Kompanieführer am Kopfe vorbei zwischen dem Oberst und anderen Herren des Stabes hindurch und dann ins Weite. Nicht einen Schritt rückte Leutnant von Merckel zur Seite, kein Zeichen des Schreckens oder nur eines besonderen Erstaunens machte sich bei den zusehenden Offizieren bemerkbar, ruhig, wie wenn nichts vorgefallen wäre, kommandierte ersterer weiter: „Geladen! — Gewehr in — Ruh! — Das Gewehr — über! — Gewehr — ab! Rührt Euch!"

Tadellos führte die Kompanie die Griffe aus, nicht ein Mann machte einen Fehler, auch nicht der, dessen rauchende Gewehrmündung den Schützen verriet.

„Der Mann, der geschossen hat, vortreten!" Stramm wie eine Maschine machte der Grenadier „Gewehr auf", kam in festestem Paradeschritt aus der Front und stellte sich vor den Offizieren auf. Er war totenbleich, aber kein Zucken verriet seine innere Bewegung.

„Wie kommt es, daß Sie geschossen haben?"

„Ich versäumte nach Ablösung von der Feldwache mein Gewehr zu entladen!"

„3 Tage Mittelarrest, eintreten!"

Wie ein glückseliges Leuchten, weil er so gelinde durchgekommen, zog es über das Gesicht des Mannes und so stramm wie vielleicht nie in seinem Leben marschierte er in sein Glied zurück. Die Besichtigung verlief weiter, wie wenn nichts geschehen wäre.

Wer ist da am meisten zu bewundern, der Kompanieführer, der Oberst, der Mann, die zusehenden Offiziere? Ich glaube alle, denn eine solche Selbstbeherrschung und Disziplin kann nur in einer vorzüglichen Truppe möglich sein.

Anfangs Oktober sprachen verschiedene Anzeichen dafür, daß es nun auch hier lebhaft werden könne.

„Verdoppelte Aufmerksamkeit ist notwendig!"

So besagten die Divisionsbefehle und die Truppen richteten sich darnach.

Am weitesten vorgeschoben stand eine Vorposten-Kompanie

in Le Bourget. Da dieses Dorf fortwährend aus dem Fort de l'Est und dem Fort d'Aubervilliers mit Granaten bedacht wurde, so verminderte man die anfängliche stärkere Besatzung immer mehr, schließlich bis auf 1 Kompanie. Am 28. Oktober früh morgens 5 Uhr hatte soeben die 7te Kompanie der Königin-Augusta-Garde-Grenadiere die dortigen Vorposten bezogen, als es auf der Pariser Straße laut wurde. Wegen des Sturmes und Regens konnte man nichts deutlich vernehmen und wegen der großen Dunkelheit gar nichts erkennen. Plötzlich dicht vor dem Doppelposten knatterte es hundert- und tausendfach und ein wütendes Schnellfeuer prasselte los. Bald darauf stürzten von allen Seiten Scharen von Franktireurs und Mobilgarden auf die wenigen Königin-Grenadiere zu und trieben sie nach der Mitte des Dorfes zurück. General Bellemare hatte eine der beliebten kleineren Rekognoszierungen unternommen und dazu die Franktireurs de la presse, die 14ten Mobilgarden und die 34ten Marsch-Infanteristen herangeführt. Im nördlichen Dorfabschnitte sammelte sich die schwache preußische Kompanie noch einmal, mußte aber mit Tagesanbruch der Übermacht des vorsichtig nachfolgenden Feindes weichen und Le Bourget ganz räumen. Gerne wollten nun 4 Gardebatterien ihre Kameraden von der Infanterie rächen, allein ein Kampf von Feldkanonen gegen schwere Festungsgeschütze ist immer aussichtslos und deshalb erhielten die schneidigen Artilleristen den Befehl, den Kampf aufzugeben.

Die Franzosen waren also in Le Bourget. Mit ihrem oft bewiesenen Geschick richteten sie sofort das Dorf zu hartnäckiger Verteidigung ein und ließen noch die 28ten Linien-Infanteristen, sowie aus verschiedenen Pariser Depotsabteilungen zusammengesetzte Marschtruppen als Besatzung dorthin abrücken. Schließlich standen 5000 Mann mit 3 Geschützen im Orte. Wegen des stürmisch-regnerischen Wetters hatten die übrigen preußischen Vorposten von dieser ganzen Episode nichts bemerkt und erstaunt genug beobachteten Offiziere der in Stains stehenden Garde-Vorposten am 28. vormittags, daß eine französische Bat-

terie von Süden her in aller Gemächlichkeit nach Le Bourget fuhr und anstandslos im Orte verschwand.

„Na, das muß man den Kerls eben wider abnehmen!“

Dies war die Antwort, als man den Verlust des Dorfes allgemein erfuhr. So dachte auch der Kommandeur der 2ten Garde-Infanterie-Division, Generalleutnant von Budritzki und deshalb gab er einem Bataillon der Kaiser-Franz-Grenadiere den Auftrag, Le Bourget in der Nacht zum 29. Oktober wieder zu erobern. Man glaubte nämlich, daß die Franzosen ebenfalls dort nur eine schwache Besatzung zurückgelassen hätten. Bald wurde man eines anderen belehrt. Von 3 Seiten drangen die Franzer* vor. Anfangs schlichen sie fast unhörbar heran. Dann, als man im Dunkel die Umrisse der Häuser sich vom Himmel abheben sah, gings drauf mit Hurra. Sofort aber verwandelte sich der ganze Dorfrand in eine feuerspeiende Linie und beim Lichte der aufblitzenden Schüsse erkannte man, daß die Eingänge durch Barrikaden vollständig versperrt waren. Die Tausende von Flammenstrahlen, sowie die starken Verluste, welche die Franzer in kurzer Zeit erlitten, ließen rasch erkennen, daß eine Wiedergewinnung des Dorfes mit 800 Mann ein Ding der Unmöglichkeit sei. Schweren Herzens aber der besseren Einsicht folgend verzichtete man daher auf einen weiteren Versuch und trat den Rückzug an. Le Bourget blieb den Franzosen.

Am 29. früh verbreitete sich eine Nachricht, die wohl geeignet war, den ungünstigen Ausgang des letzten Nachtgefechtes vergessen zu machen.

„Metz hatte kapituliert.“ So lautete die frohe Botschaft. Sie wurde auch mit größter Freude und Begeisterung aufgenommen.

Allein ärgerlich genug war man über den gehabten Mißerfolg doch. Aber 800 Mann können einmal keine 5000 aus einem befestigten Dorfe werfen und damit mußte man sich trösten. Der kommandierende General des Garde-Korps, Prinz

* Berliner Ausdruck für Kaiser-Franz-Garde-Grenadiere.

August von Württemberg, legte überhaupt keine große Wichtigkeit auf den Besitz des Ortes. Letzterer stand nämlich unter der direkten Wirkung der französischen Festungsgeschütze und war weit vor die eigentliche Verteidigungslinie des Garde-Korps vorgeschoben. Deshalb beabsichtigte der Prinz keine Wiedereroberung des Dorfes. Dem Gegner wollte er das Leben in demselben aber doch so sauer machen, daß er auch auf eine dauernde Besetzung verzichten sollte. Deshalb ließ er am 29. vormittags hinter Pont Iblon 30 Geschütze auffahren und ein mehrstündiges tüchtiges Feuer auf Le Bourget richten. Das half aber nichts, denn die Franzosen gingen nicht heraus. Erstens fanden sie hinter den starken Mauern, in Kellern und hinter Erdaufwürfen genügenden Schutz, zweitens wurden sie durch zündende Ansprachen ihrer Kommandeure und einzelner Freiwilliger, z. B. Ernest Barouche, angeeifert und drittens hatten viele die Siegesfreude so reichlich mit Rotwein begossen, daß sie den Schlaf des Gerechten trotz des heftigen Krachens der Granaten schliefen und dabei meist das sprichwörtliche Glück der Berauschten hatten, denn es wurden nicht viele verwundet.

Nun harrten die Garden in größter Spannung, was befohlen werde. Ältere sorgsam überlegende Offiziere meinten auch, man solle auf Le Bourget überhaupt verzichten, denn der Besitz des Dorfes sei für das Korps nicht nur wertlos, sondern sogar stets eine Quelle von Unannehmlichkeiten. Die jüngeren Herren dachten so weit gar nicht. Die wollten sich bloß rächen und ohne weiteres aufbrechen, um die Rothosen wieder aus Le Bourget hinauszuwerfen.

Das Kommando des Garde-Korps entschied sich für die sehr ins Auge fallenden militärischen Gründe und beschloß eine Wiedererstürmung, die jedenfalls viel Blut kosten würde, zu unterlassen.

Mißmutig suchten besonders jene jungen Offiziere und Leute, welche noch kein Gefecht mitgemacht, ihre Quartiere auf und ärgerten sich über die verlorene Hoffnung.

Da trafen kurz vor Mitternacht die Befehlsempfänger

aus dem Hauptquartier bei den Truppen ein und verbreiteten rasch die Nachricht „Le Bourget wird morgen gestürmt!" Die Mitteilung war richtig; der Oberbefehlshaber der Maasarmee, der Kronprinz von Sachsen, hatte die Wiederbesetzung von Le Bourget ausdrücklich befohlen. Dieser schneidige Feldherr berücksichtigte eben außer den militärischen Verhältnissen auch die politischen. Er erkannte deutlich, daß jeder, selbst der kleinste Erfolg die Pariser ganz bedeutend ermutigen und zu neuen Anstrengungen aufmuntern würde. Das sollte nicht sein und darum: „Das Gardekorps hat Le Bourget wiederzunehmen!" Vorbereitungen waren in der Nacht wenig zu treffen; man hielt sich ja bei der Einschließungsarmee immer bereit, in den Kampf zu gehen und schließlich als braver Soldat aus dem Leben zu scheiden. Dennoch schlug manchem, besonders der nachgekommenen Ersatzmannschaften das Herz schneller, denn in wenigen Stunden vielleicht, stand er ja mitten im Gefecht, möglicherweise schon noch weiter — vor dem Throne des Allerhöchsten, vor Gott. Da gibt es nicht viele, die Leichtsinn oder, sagen wir gelinder, Gleichmut genug besitzen, an nichts Ernstes zu denken. Wohl jeder ordnet noch einige Angelegenheiten, schreibt etwa einen Brief, gibt Kameraden die Adresse seiner Angehörigen an, äußert einige Wünsche, kurz macht sich für alle Fälle bereit und fühlt dann eine gewisse Befriedigung und Erleichterung in sich. Nun kann man noch etwas „schnellschlafen" und morgen in aller Frühe heißt es „Auf, mit Gott für König und Vaterland!" Der 2ten Garde-Infanterie-Division war der ehrenvolle Auftrag der Wiedereroberung zu Teil geworden.

Generalleutnant von Budritzki befahl, daß der Angriff früh 8 Uhr in 3 Kolonnen unter Major von Derenthall, Oberst Graf Kanitz und Oberst von Zeuner stattzufinden habe.

In den rückwärtigen Quartieren wurde es schon frühzeitig lebendig. Auf den Alarmplätzen hielten die Kommandeure noch kurze kernige Ansprachen. So lauteten die Schlußworte des Oberst von Zaluskowski, dessen Regiment, den Königin-Elisabeth-Grenadieren, der Löwenanteil an der Erstürmung von Le Bourget

zufallen sollte: „Meine Herren! Daß wir das Dorf nehmen werden, dafür bürgt mir die unbefleckte Ehre unseres Regiments. Sie aber nehme Gott in seinen heiligen Schutz, Sie und das ganze Regiment."

Einige Stunden später trugen seine Grenadiere den tapfern Oberst mit der Todeswunde aus dem Kampfe.

„Kümmert Euch nicht um den Hagel großer und kleiner Geschosse. Geht dem Feind auf den Leib; erfechtet im Kampf Aug in Auge den Sieg!" So sprach Hauptmann von Arnim zu den Gardeschützen und als die Truppen auf der Brücke bei Iblon an ihrem Divisionsgeneral vorbeirückten, zeigte dieser auf Le Bourget und rief nur: „Grenadiere, rein müssen wir!"

„Hurra, hurra" war die Antwort und überall äußerte sich die gleiche Begeisterung und die gleiche Freude über die ehrenvolle Aufgabe. Solcher Geist, wie er damals in den Garden steckte und noch jetzt in ihnen steckt, ist schon eine Gewähr des Siegs; besser hätten die Franzosen an jenem Tage gethan, dem drohenden Unwetter auszuweichen.

Punkt 8 Uhr eröffneten die Gardebatterien bei Pont Iblon und Le Blanc-Mesnil das Feuer; die 3 Angriffskolonnen setzten sich nacheinander in Bewegung. Man hatte berechnet, daß sie etwa zu gleicher Zeit von drei verschiedenen Seiten vor Le Bourget ankommen würden.

Deutlich sichtbar lagen die weißen Mauern und Häuser des Dorfes vor den anrückenden Truppen. Im Laufschritt kamen dieselben über das freie Feld, obwohl der schwere Lehmboden Schwierigkeiten genug machte. „Aber rein müssen wir", also: „Vorwärts!"

Das heftige Feuer der preußischen Feldgeschütze hatte keine große Wirkung auf die Steinmauern von Le Bourget. Es verhinderte jedoch die Verteidiger an der Besetzung derselben und erwies sich aus diesem Grunde als äußerst wirksam. Über die Köpfe der Grenadiere und Schützen sausten die preußischen Granaten hinweg und verursachten durch ihr Pfeifen nur ein aufmunterndes Gefühl. Unaufhaltsam ging's über das freie

Feld vor. Nur die Gräben der auf halbem Wege liegenden Düngerfabrik mußten übersprungen werden. Da nahm jeder Grenadier seine äußerste Kraft zusammen, denn dort in die mit Menschendünger gefüllten Gruben zu fallen, wäre auf dem Schlachtfeld natürlich ehrenvoll, trotzdem aber nicht sehr angenehm gewesen. Ein Elisabether-Avantageur machte die Probe und soll nachher durchaus nicht nach Lorbeer gerochen haben.

Immer noch konnte man unbelästigt avancieren. Jetzt kamen allmählich schwere Zuckerhüte aus den Forts. In dem weichen Lehm mußten sie aber, wie der terminus technicus lautete, ersaufen, d. h. sie kamen nicht zum krepieren und thaten deshalb wenig Schaden. Nun stellten die preußischen Batterien das Feuer ein, um nicht die eigenen Leute zu schädigen. Da wurde es auch in Le Bourget lebendig. Die Mauern spieen Blitze; aus den Häusern drangen Dampf- und Flammensäulen und auf den Barrikaden vor den Eingängen glitzerten Yatagans. Gegenüber dem Haupteingang kamen die Elisabether daher. 800 Schritt vor dem Dorfrand ließ der Oberst von Zaluskowski etwas halten, um frischen Atem zu schöpfen. In diesem Augenblick langte der Befehl des Brigadeführers, Obersten Graf Kanitz, an, „den Dorfeingang mit Kolonne nehmen".

„Hornist, Signal: Schnell avancieren! Tambour Sturmmarsch!"

Jetzt ging's los. Ramm-tamm, ramm-tamm, immer schneller schlug die Trommel; hurra schrien die Offiziere; hurra antworteten die Grenadiere; „vorwärts" schallte die Stimme des Obersten dazwischen; vorwärts zeigten die Degen der Hauptleute und in unaufhaltsamem Anlauf stürmten die Bataillone der braven Elisabether drauf los. Dazwischen pfiffen die Chassepot- und Tabatière-Geschosse und Getroffene stürzten nieder.

Thut nichts, die andern jagen rastlos weiter, das mächtige Hurra übertönt alle Schmerzensrufe. Da bricht Hauptmann von Renthe-Fink zusammen. Zum erstenmale hatte er feindliches Pulver gerochen. „Vorwärts, hurra" rufen seine Offiziere und ohne Führer stürmt die Kompanie weiter. Leutnant von

Knobelsdorf fällt; Leutnant Freitag auch. „Hab' keine Zeit, Kamerad, vorwärts Grenadiere, hurra!"

Jetzt reißt es den Fahnenträger, Sergeant Hübner, nieder. „Die Fahne aufnehmen! Vorwärts, hurra!"

Der Grenadier Harbig trägt das stolze Ehrenzeichen vor. Plötzlich sinkt er mit ihm nieder. Sein Blut rötet den Schaft. „Wo ist die Fahne?" „Hier! Ich bring' sie vor! Hurra!" „Brav, Kalitta, Hurra, hurra, vorwärts!"

Wer könnte solchen Truppen, solchem Anlauf widerstehen? Die Franzosen nicht. Sie räumen den Dorfrand und die Barrikade. Die Preußen haben beide erobert, „hurra, hurra!"

Aber in den Häusern hält sich der Feind und aus jedem Fenster, aus den Dachlucken, unter den Ziegeln hervor blitzen seine, wegen der Nähe meist tötlichen Schüsse.

Nun warfen sich die Grenadiere ebenfalls in die nächsten Häuser und ein entsetzliches Ringen begann.

Unterdessen kamen die Unterstützungskompanien heran. Die müssen ebenfalls über die noch nicht zerstörte Barrikade. Deren Rand wird aber von den Chassepots gleichsam abgefegt. Leutnant von Schönitz stellt sich in seiner ganzen Größe mitten darauf. Solches Beispiel wirkt, aber der tapfere Offizier zahlt seinen Opfermut mit dem Leben.

Langsam geht's jetzt hier an der Hauptstraße von Haus zu Haus vor; die Gewehre sind vielfach still geworden; um so schauriger sprechen die Bajonette.

Unterdessen stürmen die Alexandriner und die Garde-Schützen von links heran. Das Eckhaus wird erobert, obgleich Leutnant von Arnim schwer verwundet niedersinkt. Westlich der Hauptstraße sind eine Glasfabrik und eine Schäferei. Gegen diese rennen die Alexandriner an und nehmen sie. Nun geht's vor gegen den Bahnhof. In dessen Nähe steht eine feindliche Batterie. Leutnant von Apell läßt seine Garde-Schützen dagegen feuern und bald verschwinden Kanoniere und Geschütze. Die Grünröcke mit den schwarzen Krägen treffen eben zu gut.

Ebenso schneidig, ebenso glücklich waren von rechts her

die Franzer in Le Bourget eingedrungen. Sie mußten durch den Park. Freilich ließen sie ihren Hauptmann von Obstfelder und andere tot außen liegen, aber rein kamen sie doch und nun gings von allen Seiten von Haus zu Haus vor. Die Franzosen wehrten sich sehr brav. Besonders aus einer großen Villa wollten sie nicht heraus. Lange genug hatte man hin und her geschossen. Dem Hauptmann von Altrock von den Elisabethern währte dies zu lange.

„Freiwillige vor, Villa links nehmen!" Er brauchte nicht zu sorgen, daß ihm zu wenige folgten. Leutnant von Merckel stürmt voraus. Hinter einem Gitter stand ein französischer Offizier. Der Säbelhieb des Preußen traf wegen der Eisenstäbe schlecht. Das Revolvergeschoß des Franzosen dagegen fand seinen Weg. Blutig rächten aber die Grenadiere ihren gefallenen Leutnant. Bald darauf schwiegen in der Villa alle französischen Gewehre, denn Tote schießen nicht mehr.

Trotz des Heldenmutes der Preußen machte aber der Häuserkampf nur langsame Fortschritte. Nun führte Generalleutnant von Budritzki selbst Verstärkungen heran. Mit der Fahne des I. Bataillons der Elisabeth-Grenadiere in der Hand stieg der tapfere Divisionskommandeur über die Barrikade und drang in der Hauptstraße vor. Mußte nicht ein solches Beispiel jugendlicher Gewandtheit und kühner Entschlossenheit selbst die ermattetsten Kämpfer zu neuen Anstrengungen ermuntern! Langsam machten die Garden Fortschritte. Zur Ehre gereicht es den Verteidigern und ihren Überwindern, daß erstere oft nicht nachgaben, selbst wenn die Häuser fast ganz erobert waren und sie sich nur noch im Keller wehren konnten. Eines der am hartnäckigsten verteidigten Häuser war ein großes Gebäude im Nordosten des Dorfes. Gegen dieses stürmten nun Königin-Augusta-Füsiliere und Königin-Elisabeth-Grenadiere an. Graf Waldersee, der ersteren Regimentskommandeur, fiel. Ihr Bataillonsführer, Hauptmann von Trotha, auch. Jetzt wurden die Füsiliere geradezu wütend. Mit Kolben und Bajonett gings drauf; feuern wollten sie gar nicht mehr. Die durch den Tod des Leutnants

von Luck und vieler Kameraden ebenso erregten Elisabether blieben auch nicht zurück und nun erlag die brave Besatzung der Tapferkeit der Preußen.

Zwischen 11 und 12 Uhr endete der schauerige Häuserkampf, Le Bourget war wieder erobert, die Garden waren „drinnen". Freilich durften sie sich ihres Sieges nicht in Ruhe freuen, denn die großen Granaten aus den Forts schlugen sofort wieder in das Dorf ein, als es von den Franzosen geräumt war. Letztere hatten furchtbar gelitten. Die Preußen allein begruben 300 ihrer Toten. 1200 Gefangene wurden zurücktransportiert. Der Verlust der Garden war aber auch nicht gering. Er betrug 34 Offiziere und 433 Mann. Am meisten hatten die Elisabether mit 19 Offizieren und 263 Mann gelitten.

Auffallend stark war bei diesem Gefechte der Prozentsatz an Toten, nämlich über 50% der Offiziere und 40% der Mannschaften. Dies hatte seinen Grund in der Hartnäckigkeit des Nahekampfes, wo die Wirkung der Waffen eine so sehr gefährliche war.

Wegen der Gefahr durch die Granaten aus den französischen Befestigungen wurden die Truppen und die Gefangenen so schnell als möglich aus dem teilweise brennenden Le Bourget herausgenommen und nach rückwärts geführt. Nur 2 Bataillone Franzer bildeten die Besatzung.

Durch die Wiedereinnahme von Le Bourget war nicht nur der Befehl des Kronprinzen von Sachsen erfüllt, sondern es traf auch ein, was dieser vorausschtige Feldherr geahnt. Mehr, als der materielle Verlust des Dorfes, traf die Pariser der Gedanke, daß es ihnen also durchaus nicht gelingen wollte, selbst den kleinsten Vorteil dauernd über ihre Belagerer zu erlangen. Dazu kam die Nachricht des Falles von Metz und beide Namen, Metz und Le Bourget, riefen die tiefste Niedergeschlagenheit in der eingeschlossenen Hauptstadt hervor.

In Berlin aber meinte ein guter Spießbürger, als er die Nachricht von der Wiedereinnahme von Le Bourget erfuhr: „Det hab' ich voraus jewußt, denn daß unsere Irenadiere sich

rausschmeißen lassen, ohne man flott sich zu revanchieren, dat is nich."

So war es ja auch. Der Mann hatte Recht.

VII.

In Paris während der Einschließung.

Monsieur Collin!

„Me voilà, m'sieur!"

„Wo ist denn die Morgenzeitung aus Lyon?"

„Il n-y-en a plus!"

„Was? Es gibt keine mehr?"

„Non m'sieur! Nous sommes bloqués!"

„Und die Briefe meiner Verwandten, die ich so sehnlich erwarte?"

„Pas plus. Bloqués!"

„Aber die Geldsendung aus St. Etienne? Ich habe ja nichts mehr zum Leben. Ist denn diese nicht angekommen?"

„Non m'sieur! Bloqués!"

„Das ist ja entsetzlich. Da werde ich sofort abreisen. Meine Frau in Dieppe stirbt ja aus Angst um mich und ich sehne mich so sehr nach meiner Mignonne."

„Pas possible, bloqués!"

„Oh mon dieu. Was ist denn da zu thun?"

„Abwarten m'sieur!"

Es blieb wohl nichts anderes übrig und so wie dem guten, sehnsüchtigen Comte du Peloux und seinem Concierge erging es Tausenden und Abertausenden.

Ja diese „prussiens", richtig übersetzt, diese Deutschen waren eben abscheulich unliebenswürdige Leute. Sperrten da alle Bahnen und Wege rings um Paris ab und ließen keine Maus, viel weniger ein liebesbedürftiges Gräflein heraus. Das

war freilich fatal. Es ging aber vielen so. Umgekehrt konnten auch Hunderte von zärtlichen Ehefrauen oder sehnsuchtsvollen Gatten nicht mehr in die Hauptstadt hinein. Dies traf viele, welche teils zur Erholung, teils der Mode halber Paris im Juni und Juli verlassen hatten, um die heiße Jahreszeit in den Seebädern oder auf dem Lande zuzubringen. Übrigens hätten sich die eingeschlossenen Eheherren, welche ihr Beruf oder Neugierde ꝛc. nicht rechtzeitig entfliehen ließ, beruhigen können, denn ihre hübschen Weibchen, welche wir Deutsche hie und da in den Schlössern antrafen, wie z. B. die ganz reizende Madame de L. in Château C. in der Beauce, erlitten durch den Krieg kaum ein anderes Ungemach, als daß ihnen ein junger, flotter deutscher Leutnant „schneidig" den Hof machte, was sie übrigens nicht für so schrecklich hielten, um darüber ungnädig zu werden. Übrigens muß man bei dieser Gelegenheit einfügen: „Alle Achtung vor den französischen Frauen". Ihr Benehmen gegen uns war meist ein artiges und taktvolles, aber ein so durchaus zurückhaltendes, wie es sich gegen einen Feind ihres Landes ziemte.

In Paris blieben also zunächst die Nachrichten von den Provinzen und dem Auslande gänzlich aus. Für keine andere Stadt der Welt war dies so empfindlich als für die französische Hauptstadt.

„Paris le grand ressort de la pensée humaine!"

Ja was wird denn die Welt anfangen, wenn Paris mit seinem Ideenreichtum sie nicht mehr erfüllen kann!

„Paris retranché des nations, la terre n'en peut plus poursuivre sa course accoutumee autour du soleil!"

Wenn man nur wenigstens auch erfahren hätte, daß die ganze Welt wirklich in Unordnung geraten sei, weil ihr das Herz und der Puls „Paris" fehlte. Aber auch darüber ließen diese „maudits prussiens" keinerlei Nachricht durch ihre Linien dringen. Wenn sie erlaubten, daß eine Zeitung oder ein Brief in die Stadt gelangte, dann standen immer so entsetzliche Dinge wie Berichte über die Schlachten von Beaumont, Sedan ꝛc. oder die Einnahmen französischer Städte wie Toul, Straßburg, Or-

leans u. s. f. darin. Solche Nachrichten wollte man ja gar nicht hören. Und andere gab es nicht. Nun kam noch ein trauriger Umstand zu diesen an und für sich schon so traurigen Verhältnissen. Die meisten Zeitungen erklärten Ende September: „Wegen der immer größer werdenden Seltenheit des Papiers erscheint unser Blatt von nun an nur noch in halbem Umfang!" Gerade in einer Zeit, in der man nach Nachrichten Durst hat, wie ein in der Wüste Verirrter nach Wasser, vollständig derselben beraubt sein und sogar nur die Zeitungen halb bekommen — das ist hart! „Oh ces prussiens! Oh ce Bismarck!" Alles hat natürlich nur „Bismarck" auf dem Gewissen. Die Sachsen, Württemberger, Mecklenburger, Badener, Bayern, sogar die Preußen selbst wollen ja den Frieden; aber Bismarck will ihn nicht. Wir würden auch gerne Frieden schließen, aber Bismarck verlangt Unmenschliches! Elsaß und Lothringen! Pas possible!" So dachte der gute Pariser und begann, sich mit Ergebenheit in sein Schicksal zu fügen. Wieder wie immer half hier die Phrase, um die ganze Bevölkerung allmählich in eine Art von Kriegstaumel einzuleben. Die Worte „la patrie en danger!" wurden bald von den tollsten Übertreibungen in Schatten gestellt. „Paris und ganz Frankreich steht auf! Von Augenblick zu Augenblick wird Preußen schwächer, Frankreich stärker."

„Die ganze Welt wird sich erheben, um dieses verbrecherische Preußen, das es unternimmt, sich an dem geheiligten Paris zu vergreifen, zu maßregeln!"

So predigten alte und neu entstandene Zeitungen. Dann wurde die Hoffnung, durch die Provinzen befreit zu werden, möglichst belebt. Z. B. schrieb eines der verbreitetsten Blätter: „Wie damals der Marschall Condé seinen Marschallstab über die Wälle einer belagerten Stadt warf und seinen Soldaten zurief: holt ihn mir wieder heraus, so werden die Provinzen ihren wehrfähigen Männern jetzt zurufen: Hunderttausend unserer Söhne (die Mobilen) sind in Paris. Holt sie aus der preußischen Umfassung heraus!"

All' diese Aufreizungen und Aneiferungen bewirkten wirk-

lich, daß Paris von Tag zu Tag sich besser in seine immer schlimmer werdende Lage fand und mit wachsender Thatkraft seine Verteidigung betrieb.

Am meisten Fortschritte machten außer der Anlage der Befestigungen auch die Einstellungen waffenfähiger Männer in die Freiwilligenbataillone und vor allem in die Nationalgarde. Letztere war bestimmt, das Eindringen des Gegners in die Stadt selbst zu verhindern, während die aktiven Truppen, die Freiwilligen und die Mobilen die Verteidigung der Forts, des Außengeländes und die Angriffsunternehmungen gegen die Deutschen auszuführen hatten. Vor dem Pantheon war eine große Halle errichtet, welche die Überschrift trug:

„Citoyens, la Patrie en Danger!
Enrolement volontaire. Garde nationale."

Dort strömten die Pariser nach Tausenden hin und ließen sich anwerben. Wenn auch die meisten, besonders brotlose Arbeiter, Leute ohne Beschäftigung und Verdienst ꝛc. sich in erster Linie durch ihren Eintritt in ein Bataillon Nahrung, Kleidung und Unterkunft verschaffen wollten, so gab es doch auch viele, die wirklich aus Vaterlandsliebe die Mühseligkeiten des Dienstes in der Nationalgarde übernahmen. In einer Bürgerfamilie der Rue Turenne erhielt endlich der 18jährige einzige Sohn von seinen besorgten Eltern die Erlaubnis, eintreten zu dürfen. Er begab sich zum Pantheon, um sich zu melden. Sein Vater begleitete ihn auf diesem ernsten Gange. Nach einer Stunde kehrten beide zurück.

„Unser Kind," begann der Alte, „wird einen treuen Freund an seiner Seite haben, einen Nachbar im Glied, der es schützen und ihm in der Gefahr zur Seite stehen wird."

„Gott sei Dank," rief die sorgenvolle Mutter. „Wer ist der brave?"

„Ich, sein Vater. Ich habe mich auch einreihen lassen."

Der Frau stürzten die Thränen aus den Augen. Dann fiel sie ihrem Gatten um den Hals und seufzte nur: „Pour la patrie!"

Bei solchen Gesinnungen mußte die Nationalgarde rasch ganz bedeutend wachsen. Mitte Oktober gab es schon 266 Bataillone, durchschnittlich 900—1000 Mann stark. Der oberste Befehlshaber dieser großen Armee war der General Clément Thomas, den später während der Kommune seine eigenen Nationalgardisten füsilierten.

Natürlich konnte von einer militärischen Disziplin bei einer so zusammengewürfelten unausgebildeten Masse keine Rede sein. Für die gewöhnlichen Exerzierübungen war die Versammlungsstunde auf früh 7 Uhr festgesetzt. Um diese Zeit erschienen aber nur die eifrigsten und die neu angeworbenen. Allmählich kamen die andern nach und etwa um 8 Uhr konnte man an den Abmarsch denken. Von einer richtigen Einteilung war keine Rede. Neben einem großen, langen, schmalbrüstigen Jüngling von 18 Jahren stand ein feister kleiner 45jähriger Mann; Ruhe gab es nicht, denn die von den Nationalgarden selbst erwählten Unteroffiziere und Offiziere konnten sich mit bestem Willen keinen Gehorsam verschaffen. Die französische Nationalgarde hat sich noch nie durch Disziplin ausgezeichnet, hat ja doch selbst ihre aktive Armee in dieser Beziehung keinen besonders guten Ruf. Allein jetzt kamen noch die verschiedenen politischen Meinungen, die Schläge, welche die Linientruppen erlitten und welche die hohe Achtung vor den soldatischen Leistungen der Offiziere und aller Befehlshaber sehr geschädigt hatten, die Unkenntnis jeder militärischen Form und alle möglichen Umstände dazu, um die Einführung militärischer Zucht noch mehr zu erschweren. Es gehörte zur Regel, jeden Befehl vor der Ausführung zu bekritteln, direkte Entgegnungen aus Reih und Glied heraus waren häufig und die Fälle, daß man sogar thätlich gegen einen General vorging, der einen unliebsamen Befehl erteilt hatte, kamen nicht nur vereinzelt vor. Am gelungensten ging es beim Beziehen der Wachen zu.

Ein Pariser Schriftsteller (Sarcey) schrieb während der Belagerung hierüber: „Gegen 11 Uhr kam man am Bastion an. Das ist die Frühstücksstunde. Die einen verzehrten nun die

Bestände ihrer Brotbeutel, die anderen zerstreuten sich in die umliegenden Wirtschaften, wieder andere gingen in die Truppenkantine. Es war zu dieser Zeit sehr schwer, den Nationalgardisten beizubringen, daß das Wachaufziehen etwas anderes sei, als blauen Montag machen. Flasche folgte auf Flasche und die Tressen schützten ihre Träger nicht vor Unannehmlichkeiten durch die Betrunkenen." Selbst auf Posten betrugen sich diese Leute geradezu haarsträubend. Die einen bummelten umher, andere tranken und spielten Whist oder Piquet, wieder andere lasen, schliefen u. s. w. Bei Ablösungen und Rondenvisitationen machte man schlechte Witze, kurz der Dienst wurde jammervoll gehandhabt. Nur gut, daß außerhalb der Umfassung die Linientruppen und Mobilgarden standen und wir keinerlei Angriffsabsichten hatten. Trotzdem mußte man gerade mit der Nationalgarde sehr viel rechnen, denn so wenig man von dieser Gesellschaft in einem Kampfe mit den Deutschen erwarten durfte, so große Schwierigkeiten konnte sie der Regierung bereiten und that es auch oft genug, bis sie schließlich die Greuelscenen der Kommune verursachte. Wiederholt revoltierten ganze Bataillone und suchten die Regierungsgewalt an sich zu reißen, resp. die Kommune zu erklären. So versammelten sich schon am 8. Oktober zahlreiche Menschen vor dem Hôtel de Ville und das 84te Nationalgardenbataillon marschierte unter seinem Kommandanten Bixio heran, um mit den Rufen „vive la commune" die Regierung der Nationalverteidigung zu stürzen.

Verschiedene anders gesinnte Bataillonskommandeure, welche von der Revolte hörten, riefen aber rasch ihre Abteilungen zusammen, und erschienen unter den Rufen „vive la république, vive Trochu" vor dem Hôtel de Ville. Als die Aufständischen erkannten, daß sie bedeutend in der Minderzahl seien, verzichteten sie auf weitere Versuche und die Sache verlief noch einmal unblutig. Man wagte aber auch nicht, ernste Strafen über die Empörer zu verhängen und unterstützte dadurch indirekt das Umsichgreifen revolutionärer Gedanken und die Wiederkehr von solchen Vorkommnissen größter Indisziplin.

Es dauerte daher nicht lange, so nahmen dieselben auch eine umfangreichere Ausdehnung an. Unter anderen neu entstandenen Zeitungen wie „La République", „Moniteur de la République" u. s. w. waren auch eine ziemlich große Anzahl von Blättern mit rein kommunistischen Ansichten und Absichten ins Leben getreten, so „la Patrie en danger", „le Combat", „l'Avant-garde" u. s. f.

In diesen standen nun trotz des mißglückten Versuches vom 8. Oktober die gehässigsten Artikel gegen die Regierung und die aufreizendsten Brandreden, um einen Umsturz der Verhältnisse zu erzielen. Auch fing man jetzt schon an, gegen die Religion, die Priester und die Kirchen zu wüten. So forderte Blanqui in seinem „Pere Duchêne" auf, man möge die Kirchen als Ställe für Rindvieh, Schafe und Schweine verwenden.

Am 31. Oktober, unter dem Eindruck der Nachrichten von der Übergabe von Metz und der Wiedereinnahme von Le Bourget, fand von neuem eine aufrührerische Bewegung im Sinne der Kommune und zwar in großem Maßstabe statt. Dieselben Nationalgarden-Bataillone, welche schon am 8. Oktober revoltierten, zogen verstärkt durch andere auch am 31. wieder vor das Hôtel de Ville und schrien alle möglichen Aufreizungen der dichtgedrängten Menge entgegen. Vergeblich bemühte sich Etienne Arago, die erregten Massen zu beschwichtigen. Allmählich drangen die lautesten Schreier, gefolgt von ihren Genossen in das Hôtel de Ville selbst ein und bald war der große Sitzungssaal, in dem die Mitglieder der Regierung versammelt waren, von ihnen angefüllt. Außen auf dem Platze erschallt nun wüstes Geschrei, einzelne Schüsse knallen. Innen im Saal verlangen zuerst einige anständigere der Kommunarden Aufklärungen wegen der Räumung von Le Bourget. Sie erhielten dieselben. Dann aber umdrängt die wilde Bande immer mehr den Tisch, an welchem die Minister sitzen. Die Herren Jules Favre, Jules Simon und General Trochu bleiben ruhig und warten, was kommt. Die Aufrührer schreien, ein Tombour springt auf den Tisch und trommelt stehend den Generalmarsch, Gewehrmündungen bedrohen

den General Trochu. Der zuckt und wankt nicht. Ein ruhigerer Nationalgardist ruft ihm zu: „Sortez général, on va vous massacrer!“

„Je suis soldat. Je dois mourir à mon poste“, lautete seine Antwort. Unterdessen warfen die Kommunarden Zettel mit den darauf geschriebenen Namen der von ihnen als neue Regierungsmitglieder Vorgeschlagenen zu den Fenstern hinaus unter das Volk. „Dorian, Felix Pyat, Blanqui, Louis Blanc, Delescluze, Flourens, Rollin, Mottu und Schloecher“ hießen diese Männer, die charakterlos genug waren, zu einer Zeit, wo die Deutschen als Feinde Paris belagerten, der Regierung im Innern der Stadt solche Schwierigkeiten zu bereiten und dadurch die Verteidigung zu schädigen.

Sie sollten aber noch nicht zu ihrem Ziele gelangen. Der Finanzminister, Ernest Picard, hatte sich rechtzeitig aus dem Hôtel de Ville empfohlen. Er telegraphierte sofort an den General Ducrot, an verschiedene treu gebliebene Nationalgarden-Kommandeure und an alle möglichen Behörden, der Generalmarsch wurde geschlagen und bald marschierten die Anhänger der Regierung von allen Seiten herbei, um mit Waffengewalt die Aufrührer zu vertreiben. Diese erkannten bald, daß sie wieder bedeutend in der Minderzahl seien und wurden scheu und furchtsam. Jetzt entfernte sich auch General Trochu auf heimlichen Treppen aus dem Hôtel de Ville, erschien bei den Truppen, wurde mit begeisterten „Vive Trochu! Vive la république!“ empfangen und nun erkannten die Kommunarden, daß ihr Spiel zum zweitenmale verloren.

Sie gaben nach, zogen größtenteils in ihre Quartiere und nur wenige Rädelsführer wurden gefangen genommen. Auch diese ließ man bald wieder frei. Aber leider beging man die gleiche Schwäche wie am 8. und deshalb entstand auch die gleiche Folge, d. h. die Anhänger der Kommune vermehrten sich! Vorläufig aber blieb die „Regierung der nationalen Verteidigung“ noch bestehen. Ein von ihr verlangtes Plebiszit, das darüber

entscheiden sollte, ob Paris zu seiner Regierung noch Vertrauen habe oder nicht, ergab am 3. November:

382,000 oui und nur
52,000 non.

Letztere stammten fast ausschließlich aus den kommunistisch gesinnten Stadtteilen Belleville und Montmartre.

Merkwürdigerweise ließ man auch die aktive Armee und die Mobilgarden abstimmen und ergab dies:

280,000 oui und
8,000 non.

Nun konnte die Regierung wieder mit Ernst die für die Verteidigung notwendigen Maßregeln treffen. Dieselben waren ja schon seit Ende September mit Umsicht und Eifer bethätigt worden. Von den früheren kaiserlichen Einrichtungen wurden verschiedene aufgehoben. So fand die Auflösung der kaiserlichen Leibwache der „Cent gardes“ und am 8. November sogar die Auflösung der ganzen Garde statt. Die Unteroffiziere und Leute der ersteren wurden den Küraſſieren, jene der letzteren den verschiedenen Marsch-Regimentern zugewiesen. Die Gesamtstreitmacht von Paris erhielt eine Neueinteilung in 3 Armeen und zwar:

Die erste Armee unter General Clément Thomas, etwa 130,000 Nationalgarden, bestimmt, die Stadtumwallung zu verteidigen und die Ruhe im Innern zu erhalten,

die zweite Armee unter General Ducrot, bestehend aus dem XIII. und XIV. Korps, etwas über 100,000 Mann meist Linientruppen mit 300 Geschützen zu Ausfällen und

die dritte Armee unter General Vinoy aus 70,000 Mobilgarden, in 1 Kavallerie- und 6 Infanterie-Divisionen geteilt, zu Scheinangriffen bei Ausfällen. Später wurde ihr noch die 4 Linien-Regimenter starke Division Maud'huy der zweiten Armee zugeteilt.

Außerdem standen in den Forts und Außenwerken weiter 80,000 Mobilgarden und in den Befestigungen von St. Denis 35,000 unter Vize-Admiral de la Roncière, so daß Paris im

November mehr als 400,000 Mann der Verteidigungsarmeen unter Waffen hatte.

Demgegenüber betrug damals die Stärke der aus dem II., IV., V., Garde-, XII., VI. und II. bayerischen Korps, der 21ten, württembergischen und Garde-Landwehr-Division, sowie 4 Kavallerie-Divisionen bestehenden Einschließungstruppen etwa 235,800 Mann und 898 Geschütze.

Mit gleichem Eifer, wie die Verstärkung der militärischen Kräfte von Paris, nahm die Regierung auch die Vorsorge gegen eine Aushungerung der Stadt in die Hand. In erster Linie fanden bei den Getreide-, Mehl- und Brot-Verkäufern, bei Hülsenfrüchten-Händlern, bei Metzgern u. s. w. umfassende Requisitionen statt. Außerdem mußten dieselben, sowie die Besitzer von Hafer, Heu, Kleie u. s. w. genau angeben, wie groß ihre Vorräte waren. Am 10. Oktober wurden die Privat-Metzgereien und -Schlächterein ganz aufgehoben und in städtische Anstalten verwandelt. Eine Verordnung setzte die tägliche Fleischportion für 1 Menschen auf 100 grammes fest. Ebenso führte man eine Taxe für Pferdefleisch ein. Der Mairie gewährte man einen unbegrenzten Kredit, um Anweisungen für Brotportionen an arme Bürger zu verteilen. Natürlich stiegen die Preise der noch käuflichen Lebensmittel immer mehr. So kostete anfangs Oktober 1870 in den Zentralhallen 1 Pfund Butter 8 Francs. Dazu kam, daß dieselbe erbärmlich schlecht war. Der Preis eines Liters Kartoffel betrug 2 Francs 50 Centimes. In den Kantinen verkaufte man 1 geschlachtete Katze zu 3 Francs.

Am 10. November wiesen die Verkaufsaufzeichnungen schon ganz andere Zahlen nach. Laut offiziellen Angaben kostete:

Ein Schinken 200 Francs, eine Gans 60 Francs, ein Lapin 25, ein Dutzend Eier 6, ein Liter Kartoffel 6, ein Liter Rüben 3, eine abgezogene Katze zwischen 4 und 6 Francs u. s. w.

In den Vorstädten war schon jetzt die Ratte ein gesuchter Artikel und dadurch ein waidgerechtes Wild geworden. Diejenigen Leute, welche es wagten, in dem von den deutschen und französischen Geschossen gefährdeten Gelände nach Gemüsen zu

suchen, erhielten, außer daß ihnen die Feldfrüchte sehr gut bezahlt wurden, noch eine staatliche Belohnung von 75 Centimes für den Mann und Tag.

Bald bildete sich eine lustige Sitte dadurch aus, daß, wenn jemand ein Geschenk machen wollte, er dazu einen der damals so teueren und seltenen Gegenstände, wie eine Hammelkeule, einen Lapin u. s. w. je nach seinen Verhältnissen wählte. Besonders an Neujahr, wo die Pariser, noch mehr wie wir an Weihnachten, gewöhnt sind, allen Bekannten und Verwandten Geschenke (les étrennes) zu versenden, kam die Verschickung von solchen Eßwaren zur Geltung. Freilich sah es dann komisch genug aus, wenn so ein echter Stutzer in tadellos feinem Anzuge bei einer hocheleganten Dame der Adelskreise des Faubourg St. Honorée eintrat, unter einem Arm eine Gans, am anderen einen Korb mit Gemüsen, in den Händen einen Lapin trug und nun in fein sollendem, näselnden Tone vordeklamierte:

„Permettez-moi, Baronne, de vous offrir avec mes meilleurs souhaits ces quelques objets de haute curiosité."

Auf heitere Art drückt ein großes Pariser Blatt aus jener Zeit die Lage der Stadt in nachfolgendem Scherz aus.

„Ich lade Sie ein", sagt ein Nationalgardist. „Ich habe eine Hammelkeule!"

„Eine Hammelkeule?" erwidert der andere. „Oh, wer heute eine Hammelkeule hat, kann die ganze Regierung einladen."

Am 8. November wurde auch auf den Fischfang in der Marne und Seine Beschlag gelegt und eine Verfügung beschränkte die Zahl der zu schlachtenden Pferde auf 800 für die Woche.

Ein weiterer großer Nachteil war der stets fühlbarer werdende Lichtmangel. Der Verbrauch des Gases wurde in der Art geregelt, daß nur noch die Hälfte der Flammen und zwar in den Privathäusern nur bis abends 10½ Uhr gebrannt werden durfte. Das und eine ganze Reihe anderer Umstände, z. B. das Eingehen der Balllokale und des größten Teiles der Theater u. s. w. bewirkten, daß das Leben auf den Straßen einen ganz anderen Charakter als sonst annahm und schon zu einer äußerst

frühen Stunde fast ganz aufhörte. Etwa von 11 Uhr abends an, wo sonst auf den Boulevards das Hauptleben wogte, wo eine lachende, plaudernde Menge sich auf den glänzend erleuchteten Bürgersteigen hin und her schob, wo Verkäufer von allerlei Spielzeug und Näschereien durcheinander schrien, war es jetzt totenstill. Nur der gleichmäßige Schritt der Patrouillen schallte durch die finsteren Straßen.

Mitte November trat eine neue Beschränkung des Gasverbrauches ein. Dadurch wurde das abendliche Leben auf den Boulevards noch eher beendet, besonders nachdem stets mehr Verkaufsläden und Wirtschaften für immer geschlossen werden mußten.

Großen Aufschwung aber hatte das politische Leben genommen. Zu jener Zeit gehörte fast jeder Pariser irgend einem politischen Klub an. Komisch genug erscheint es, daß dieselben meist da tagten, wo sich vorher leichtsinnige Männer in zweifelhafter oder ganz verdorbener Gesellschaft erlustigt hatten. So waren die Versammlungslokale des „Corps d'éclaireurs parisiens" im „Jardin-Mabille", des „Club de la résistance" im „Alcazar", des „Club de la vengeance" in der „Gaîté", des „Club de l'Alhambra" in der „Alhambra", andere im „Bal Dourlans", im „Valentino", „Pré-aux-Clercs", „Concert Parisien" u. s. w., überall nichts als militärische und politische Klubs. Die Mitglieder erschienen stets in der Nationalgardenuniform mit ihren Gewehren. Was da wohl für kriegerische und politische Pläne ausgeheckt und für Ratschläge erteilt wurden!!

Die Herrn der Regierung, vor allen der thatkräftige Gambetta, dann General Trochu, Jules Favre und andere ließen sich aber dadurch nicht viel beeinflussen. Sie handelten nach bestem Wissen und Können und man muß es ihnen lassen, daß sie doch nicht nur uns Belagerer, sondern die ganze Welt durch ihre Leistungen in Erstaunen setzten. Nach außen unterließen sie nichts, um einerseits die Provinzen zu lebhafter Anteilnahme am Kampfe aufzustacheln, anderseits die nicht in den Krieg verwickelten europäischen Staaten zu einem Drucke auf Deutschland

in friedlichem Sinne zu veranlassen. Zur Betreibung der ersteren Aufgabe beschloß man, zwei Mitglieder der Regierung in die Provinzen zu entsenden. Die Wahl fiel dabei auf den bestgeeigneten Mann, Gambetta, der sich auch sofort bereit erklärte, Paris in einem Luftballon zu verlassen. Am 6. Oktober bestieg er, begleitet von seinem Sekretär Spuller und dem Luftschiffer Trichet den Ballon „l'Armand-Barbès" und erhob sich von der Place Saint-Pierre auf dem Montmartre aus in die Luft. Bald darauf senkte sich der Ballon wieder und es schien, als ob er in die Hände der schon frohlockend wartenden preußischen Garden bei Stains fallen sollte. Plötzlich nach Auswerfen von Ballast stieg er wieder gerade in die Höhe und verschwand aus den Augen der sowohl von Paris, wie bei den Einschließungstruppen ihn beobachtenden Zuschauer, indem er seinen Weg in nordwestlicher Richtung nahm. Nachdem Gambetta glücklich in der Nähe von Rouen gelandet war und Tours mit der Bahn erreicht hatte, begann er seine für Frankreich so unheilvolle, ihn selbst aber ehrende, rastlose Thätigkeit. Später verließ auch M. Keratry im Auftrage der Regierung auf gleiche Weise Paris, noch später M. Ranc.

Das Luftschifffahrtswesen gelangte überhaupt in der belagerten Stadt zu einer hohen Ausbildung. Es entstand eine eigene Luftschifffahrtsabteilung, welche während der Belagerung 65 Ballons mit 155 Reisenden aus Paris entsendete. Jeder derselben nahm Briefe und Brieftauben mit, so daß ein ziemlicher Verkehr mit dem Lande entstand. Nur 2 dieser Ballons sind vollständig und zwar im Meer verunglückt, 8 kamen außerhalb, die übrigen innerhalb Frankreichs zum Landen. Nur 5 waren in deutsche Hände gefallen.

Um in Frankreich alle Aufmerksamkeit auf die Verteidigung des Landes zu richten, verschob die Regierung die für den Oktober festgesetzten Wahlen zur Kammer der Abgeordneten bis nach Aufhebung der Belagerung. Damit nahm sie freilich eine große Verantwortung auf sich und mußte vor allem Sorge tragen, daß ihr nicht mehr durch aufrührerische Versuche Hin-

derniſſe in den Weg gelegt würden. Wirklich raffte man ſich ſoweit auf, einige energiſche Verfügungen gegen die Nationalgardenbataillone, deren Geſinnung zweifelhaft war, zu erlaſſen und 9 Bataillonskommandeure abzuſetzen. Dennoch erreichte man nicht ganz den beabſichtigten Zweck, denn man hatte die Rädelsführer nicht unſchädlich gemacht. Im Gegenteil, ſie konnten nun, wo ſie unter keiner militäriſchen Kontrolle mehr ſtanden, nur noch ärger wühlen und hetzen. Dagegen gelang es, durch ſtrenge Befehle die Räubereien außerhalb des Burgfriedens von Paris einzuſchränken. Unter der Ausrede, daß vorwärts der befeſtigten Umfaſſung doch alles bewegliche und unbewegliche Gut der Zerſtörung durch die preußiſchen Granaten ausgeſetzt ſei, wurden nämlich die meiſten der nicht im geringſten bedrohten Landgüter durch verſchiedene ganz militäriſch geordnete Banden regelrecht ausgeplündert.

In der reicheren Welt von Paris war aus Ermanglung anderen Zerſtreuungen der Beſuch der Außenwerke Mode geworden. Schließlich begab man ſich täglich, wie ſonſt in ein Café der Boulevards, auf die Befeſtigungen „pour voir les prussiens“. Meiſt kehrte man nach vergeblicher Mühe abends wieder zurück, denn dieſe ſchlauen Deutſchen ließen ſich eben nicht zum Scherze ſehen. Jene Pariſer, die einen Bekannten bei den in den Forts ſtehenden Truppen beſaßen, hatten mehr Glück. Hier bot ſich ihnen wenigſtens das intereſſante Schauſpiel des Feuerns der groben Geſchütze.

Im Obſervatorium des Forts Montrouge ſaß ein älterer Marineoffizier. Das ganze Werk unterſtand ſeinem Befehle. Da wurde ihm eine Karte übergeben, und zugleich meldete ihm der Soldat, daß Madame mit zwei Freundinnen und drei bekannten Herrn bitte eingelaſſen zu werden.

„Gewiß, gewiß! Führen Sie die Damen und Herrn zu mir.“ Bald darauf erſchienen drei ſehr elegant, wenn auch etwas auffallend gekleidete Damen, gefolgt von ebenſoviel ſtutzerhaft ausſehenden, aber doch mit den Nationalgardenkäppis ausgerüſteten jungen Leuten.

„Bon jour, cher capitaine! Wir wollen ihnen etwas zusehen, wie Sie die prussiens reihenweise abschlachten. Dies meine Freundinnen la Comtesse de Saint-Amethyste, hier la Vicomtesse du Glaire und die Herrn Talon, Marquis de Chauloy und le Docteur de Clarette. Mesdames et messieurs voilà le plus gentil de tous les officiers de la marine, le capitaine Bouët."

Nach dieser von artigen Grüßen begleiteten Vorstellung umgaben alle den Offizier, der sich in höflichster Art entschuldigte, daß er hier den Damen keinen würdigen Platz anbieten könne u. s. w. Bald lachte und scherzte man dort so vergnügt, als ob man sich nicht in einem dem Feinde gegenüberstehenden Fort, sondern in der lüstern luxuriösen Wohnung einer dieser Halbweltdamen befände. Endlich bat die erste Sprecherin den Kommandanten: „Mais mon cher capitaine! Jetzt lassen Sie uns einmal sehen, was Ihre großen Kanonen leisten. Ich verspreche Ihnen einen Kuß für jeden tot geschossenen prussien."

„Ich auch; ich auch" echoten die beiden anderen Dämchen. Lachend erwiderte der Marineoffizier: „Wenn man mir solchen Preis setzt, so muß ich das Äußerste versuchen. Sie sollen sehen, was wir können."

Nun schaute er durch ein Fernrohr nach den deutschen Stellungen, allarmierte dann durch Drücken auf verschiedene elektrische Glocken die Mannschaft von drei schweren Geschützen und kommandierte hierauf vermittelst der Sprachrohre:

„Bastion Nr. 2 à quatre mille mètres, milieu du bouquet d'arbres!

Bastion Nr. 3 à six mille mètres, droit de la maison rouge!

Bastion Nr. 4 à cinq mille mètres, gauche de la maison blanche! — Feu!"

3 heftige Erschütterungen folgten, die Damen schrien erschreckt auf, die Herrn konnten ebenfalls ein leichtes Zusammenfahren nicht verbergen und der Kapitän sah lächelnd die ganze Gesellschaft an. Jetzt machte er die Damen auf das Einschlagen

der Granaten bei den Deutschen aufmerksam und bemerkte, daß einer der deutschen Posten, der vorher in der Baumgruppe gestanden habe, verschwunden sei, also getötet sein müsse.

„Nein, so leicht verdienen Sie ihre Küsse doch nicht" scherzte Madame de Jaubert, die Bekannte des Kapitäns. „Ich will vorher den prussien sehen, den Sie massakrieren."

Man betrachtete mit den Feldstechern von Neuem das von den Deutschen besetzte Gelände. Endlich entdeckte man auf einer Mauer einen glänzenden Punkt. „Aha! Dort steht einer!" Es war ein alter Helm, den ein preußischer Musketier zur Täuschung auf die Mauer gestellt. Der Kapitän ließ seine Geschütze darauf einrichten und feuern. Nach dem 17. Schuß stürzte dieses Stück Mauer ein und der Helm verschwand.

„Voilà le prussien massacré!"

Gerührt fiel die Gräfin de Saint Amethyste (in Wirklichkeit hieß sie nur Cécile Meunier) dem Kapitän um den Hals und gab ihm den versprochenen Kuß. Die Vicomtesse du Glaive (ebenfalls ein Talmiadel) ahmte das Beispiel nach. Madame de Jaubert aber äußerte entzückt: „Heldenhafter Kapitän, kommen Sie nach ihrem Dienste zu mir in meine Wohnung und holen Sie sich dort ihren Kuß. Ich werde nur für Sie zu Hause sein. Wir wollen zusammen speisen."

Auf solche und ähnliche leichtsinnige Weise unterhielten die Franzosen das Feuer gegen die Deutschen, solange diese sich so ruhig verhielten. Später freilich, als wir auch schossen, wurde es schnell anders. Da gab es keine hübschen Damen mehr als Zuschauer. Es wäre ihnen doch etwas schlecht bekommen.

Mit großer Freude benützte man in Paris jede Gelegenheit, sich eine Zerstreuung zu verschaffen. Dazu gehörte auch das Haschen nach Spionen. Wer nur irgend welche deutschklingende Aussprache hatte, wurde von der Menge als verdächtig bezeichnet, verhaftet und auf das nächste Polizeibüreau gebracht. Dort erwies er sich meist als ein Elsässer, der eben nur wenig Französisch verstand. Einen wirklichen Spion erwischte man

nicht. Allein die Jagd darnach machte Spaß, also betrieb man sie. Die Opfer dieses Sportes wurden meist wieder rasch entlassen. Auf solche Art wurde sogar General Trochu verhaftet, und einem Mitarbeiter des „Gaulois" passierte diese Geschichte dreimal, weil er elsässischen Dialekt sprach. Eine andere Unterhaltung bot das Aufspüren von Nachrichten. Natürlich wurden die tollsten Geschichten aufgebracht, so über Siege der Loire-Armeen, Durchbrüche von Bazaine, Epidemien bei den Deutschen, Eingreifen der unbeteiligten Mächte, Tod des Königs von Preußen u. s. w. Um so niederschmetternder wirkte hierauf die unleugbare Kunde von der Übergabe von Metz, der Einnahme von Orleans durch die Deutschen u. s. f. Dann aber gelang es rasch, wieder durch neue Phrasen oder auch günstigere Neuigkeiten, die möglichst aufgebauscht wurden, wie das Eingreifen Garibaldis, der französische Sieg bei Coulmiers und ähnliches, schnell die verlorene Zuversicht zurückzurufen und alle Pariser von neuem an die energische Verteidigung ihrer Hauptstadt zu erinnern. Einer solchen neu angefachten Begeisterung verdankt auch das Amazonenbataillon des Majors Felix Belly seine Entstehung. Zu einer kriegerischen Verwendung gelangte es aber nicht. Erst in der Zeit der Kommune zeigten die Pariser Amazonen, daß das Weib, welches sich an Kämpfen der Männer beteiligt, zur Megäre, zu einem verabscheuungswürdigen Scheusal wird.

So gestaltete sich das Leben in Paris während der Belagerung. Trotz des oberflächlichen, leichtsinnigen und sanguinischen Charakters seiner Bewohner rafften sich dieselben doch immer wieder auf, wenn sie durch ungünstige Nachrichten niedergedrückt waren und trotz ihrer inneren Zwiespalte zeigten sie sich einmütig, opferwillig im Ertragen der durch die Belagerung ihnen auferlegten Beschwerden. Man muß oft ihre Art zu handeln kindisch, hie und da das Gebahren einzelner fehlerhaft, sogar verbrecherisch nennen, im großen und ganzen aber hatten wir sie doch unterschätzt, denn sie zeigten sich ausdauernder und schneidiger, als man ihnen allgemein zugetraut. Um so ruhm-

voller für den Belagerer, der obwohl bedeutend in der Minderzahl, seinen dünnen Ring um die weite Stadt überall aufrecht erhielt, alle Ausfälle siegreich abwies und mit noch größerer Ausdauer schließlich doch Paris bezwang.

VIII.

Die Ausfälle der letzten Novembertage. Die erste Schlacht bei Villiers.

Die bisherigen Ausfälle der Pariser einerseits, das Auftreten der französischen Loire-Armee bei und nordwestlich Orleans anderseits ließ nunmehr den südlichen und südwestlichen Teil der Einschließungstruppen als den gefährdetsten erscheinen. Deshalb wurde das II. preußische Armeekorps als allgemeine Reserve hinter das VI. und II. bayerische auf das linke Seineufer verlegt und die württembergische Division erhielt den Befehl, sich bis an das rechte Seineufer auszudehnen. Ebenso schoben sich die Sachsen und Garden etwas nach links. Ferner wurden die Württemberger dem Oberkommando der Maas-Armee unterstellt.

In Paris war allmählich eine Art von verzweifelnder Gleichgültigkeit entstanden. Wer nicht aus Leichtsinn, Dummheit oder absichtlich blind war, mußte erkennen, daß es zu Ende gehe. Die Provinzen glaubte man völlig niedergeworfen und des Krieges überdrüssig und in der Hauptstadt selbst trat zu allen anderen Befürchtungen noch die vor der roten Schreckensherrschaft des Pöbels aus Belleville, Villette u. s. w. Wohl der größte Teil der Bürger sehnte sich um diese Zeit nach einem Entscheid und wenn es auch eine Übergabe auf Gnade und Ungnade gewesen wäre. Plötzlich am 15. November abends änderte sich mit einem Schlage alles. Eine kleine brave Brief-

taube war eingetroffen und brachte die erste Nachricht von dem Erfolge des Generals d'Aurelle de Paladines.

„Also die Provinz ist nicht entmutigt. Sie hat sich erhoben! Ihre Armee besiegte die Deutschen bei Coulmiers und rückt nach Paris vor! Auf! ihr entgegen! Durchbrechen wir den in seinem Rücken schon bedrohten deutschen Ring! 400,000 Mann zersprengen jede Fessel und marschieren, wohin sie wollen! Nieder mit den Preußen! À bas Bismarck, à bas Moltke! Vive Trochu, vive Ducrot, vive la république!"

So brauste es durch die Boulevards und Straßen und von Minute zu Minute nahm die Erregung zu. Nun erschienen die Abendzeitungen und erzählten von neuen Siegesnachrichten. Von Mund zu Mund ging die Kunde: „Amiens est repris! Chartres également! Etampes va l'être!" u. s. f. u. s. f.

Die komischen Pariser! Sie sind ja wie kleine Kinder. Phrasen und Märchen, Übertreibungen und Lügen erfinden sie und glauben dann sie selbst und wer ihnen die Wahrheit sagen wollte, würde Feind des Vaterlandes und Verräter genannt werden.

Einen großen Erfolg hatte aber diese sanguinische Art doch. Man raffte sich mit anerkennenswerter Thatkraft auf, um einen neuen gewaltigen Ausfall zu unternehmen.

Wohin?

Die letzten Rekognoszierungen hatten ergeben, daß die Deutschen nach den Oktoberkämpfen ihre Stellungen im Süden von Paris so stark befestigt hatten, daß ein Bezwingen derselben kaum möglich erschien. „Also nach Südosten! Wir werden die Marne überschreiten, die Württemberger zerschmettern, auf dem Plateau von Villiers festen Fuß fassen, wie ein Keil die Preußen und Sachsen auseinander sprengen, über Melun vordringen, uns in den Wald von Fontainebleau werfen und von dort aus unseren Brüdern von der Loire-Armee die Hand reichen!"

So war der Plan der Generale und in diesem Sinne wurde die große Unternehmung ins Werk gesetzt. Der Anfang, das Überschreiten der Marne, gelang ja auch. Aber dann!!

Um die Aufmerksamkeit der Deutschen möglichst zu zerteilen, sollten Scheinangriffe nach verschiedenen Seiten zugleich mit dem Hauptstoß stattfinden. Es fehlte aber wieder, wie so oft bei den Franzosen, an einer reiflichen Überlegung, noch mehr an einer bestimmten, klaren Befehlsgebung und an dem nötigen Gehorsam der Untergenerale. Beabsichtigt war, den Hauptangriff am 29. November auszuführen. Nun gelang es aber nicht, die nötigen Brücken über die Marne rechtzeitig fertig zu stellen und deshalb mußte die Unternehmung auf den 30. verschoben werden. Dies erfuhr aber der mit der Oberleitung der Scheinangriffe gegen das VI. Korps betraute General Vinoy erst, nachdem seine Truppen bereits im vollen Kampfe standen.

Als nämlich in der Nacht vom 28. zum 29. die Forts Montrouge, Bicetre und Ivry die Stellungen der Preußen bei L'Hay, Chevilly und Thiais besonders lebhaft beschossen hatten und bei den französischen Vortruppen eine auffallende Bewegung bemerkt wurde, waren die Oberschlesier, nämlich 62er und 63er, ganz besonders auf ihrer Hut. Richtig früh 6 Uhr — es herrschte noch starke Dunkelheit — kamen dichte feindliche Schützenschwärme daher und drangen überraschend in L'Hay ein. „Das können wir uns nicht gefallen lassen! Drauf auf die Pisangs! Hurra! Hurra!"

Es klang doch ganz merkwürdig deutlich dieses deutsche Hurra! Allein die 110er des Generals Maud'huy thaten, als ob es sie weiter nichts anginge und schossen den nun vorstürmenden Unterstützungstrupps der Schlesier energisch entgegen. Die aber hatten keine Zeit zum Erwidern, denn sie mußten mit Kolben und Bajonett draufgehen, um gründlichere Abrechnung zu halten und mehr Gefangene zu machen. Nun rissen die Franzosen freilich aus, allein viele mußten es beim guten Willen bewenden lassen, weil sie kräftige Fäuste am Davonlaufen verhinderten. Noch einmal wollten die feindlichen 110er sich in den Besitz von L'Hay setzen, allein ein tüchtiges Schnellfeuer der Preußen sprach ein unüberwindliches „veto".

Während dieser Zeit war es auch bei Choisy le Roi lebendig

geworden. Hier erschienen die Blaujacken des Admirals Pothuau. Waren brave Leute, gingen tapfer vor und überrannten auch die Feldwache der 10ten Grenadiere in der Gare aux Boeufs. Dazu kamen noch Nationalgardenkompanien, welche sich recht gut hielten. Wahrscheinlich waren es nur aus wohlhabenderen Leuten zusammengesetzte Bataillone, denn diese schlugen sich nach dem Ausspruche Jules Favres weit besser, als die aus den niederen Klassen entnommenen. Außerdem tauchten auf der Seine zwei große „Knallfische", wie unsere Leute sich ausdrückten, auf. So lange die Kanonenboote nämlich nicht schossen, wurden sie „Wallfische", sobald sie aber feuerten, „Knallfische" genannt. Trotz dieser Unterstützung von der Seine her und des Eingreifens einer zahlreichen Feldartillerie kamen die französischen Angriffskolonnen vor der Umfassung von Choisy le Roi zum Stehen. Nunmehr suchten sie sich in der Gare aux Boeufs zu befestigen. Excellenz von Tümpling, der kommandierende General des VI. Korps, wollte sie aber wieder hinauswerfen. Ehe die preußischen Sturmkolonnen jedoch angesetzt werden konnten, ließ General Vinoy, der unterdessen die Verschiebung des ganzen Unternehmens erfahren hatte, das Gehöfte räumen. Damit endete hier das Gefecht.

Links der dargestellten Kämpfe bemühten sich die bayerischen 9er, 5er und zwei Batterien, auch einige Wörtchen mitzureden und verursachten den Franzosen ebenfalls empfindliche Verluste.

Letztere waren überhaupt so bedeutend, daß General Vinoy einen dreistündigen Waffenstillstand erbat und erhielt, um seine Toten und Verwundeten, etwa 1000, zurückzuschaffen. Die 300 Gefangenen behielten die Preußen aber selbst und sandten sie später nach Deutschland.

Fast die gleiche Scene wie bei L'Hay und Gare aux Boeufs spielte sich bei La Malmaison gegenüber den V. preußischen Jägern ab und endete auch hier mit dem Rückzug der ausgefallenen Franzosen.

Alle diese Scheinangriffe wurden deutscherseits sofort als

solche erkannt. Außerdem ließen verschiedene Beobachtungen mit Recht auf einen demnächstigen Durchbruchsversuch der Pariser in südöstlicher Richtung schließen. Deshalb ordnete der Kronprinz von Sachsen, der alle Verhältnisse mit kundigem Feldherrnauge richtig beurteilte, für den 30. eine möglichst ausgiebige Unterstützung der württembergischen Division an.

Auch der Kronprinz von Preußen befahl eine Verstärkung der zwischen Marne und Seine stehenden Truppen und deshalb wurde noch am 29. die 7te preußische Brigade unter General du Trossel auf das rechte Seineufer verlegt.

Die Nacht zum 30. November war sehr kalt und dunkel. Unter ihrem Schutze fand die für die Sachsen befohlene Linksschiebung und die damit verbundene Ablösung der württembergischen Vorposten in Brie und Champigny statt. Etwa 6½ Uhr begannen die abgelösten württembergischen 1er und 7er den Rückmarsch. Ihr Brigadegeneral Freiherr von Reitzenstein ritt gemächlich nach Ormesson in sein Quartier zurück.

Unterdessen suchten die neu aufgezogenen sächsischen Vorposten, die 107er, sich, soweit es bei der noch herrschenden Dunkelheit möglich war, im Gelände durch Patrouillen u. s. w. zu orientieren. Kurz vor 7½ Uhr kam eine derselben fast atemlos nach Champigny zurück.

„Halt — Werda!"

„Patrouille des Gefreiten Nehr. Halt mich nicht auf! Weeß Knebbche, se gommen! Wo is der Leitnant Röderer?"

„Links in das Haus dort!"

Der Mann rannte weiter, stürzte in das bezeichnete Haus und schrie dem ihm entgegen kommenden Offizier zu:

„Herr Leitnant, de Franzosen gommen und greifen uns an. Was man hört, sein se mindestens 4 Bataillone!"

Im Nu war der Kompanieführer bei seinen Posten. Sofort wurde die Dorfumfassung besetzt, die Nebenkompanie verständigt und dem Bataillons-Kommandeur Meldung geschickt. Wenn die Franzosen dachten, hier deutsche Vorposten zu überrumpeln, so waren sie sehr im Irrtum. Erkennen konnte man

zwar noch immer nur wenig. Allein als die Sachsen Tritte vernahmen, knatterten sie los und eine ganze halbe Stunde hielten hier 3 schwache sächsische Kompanien die Massen der französischen 113er auf. Dann erst wichen sie langsam auf ihre Hauptstellung zurück.

General Ducrot hatte seine tags vorher bei Joinville St. Maur und Nogent versammelten beiden ersten Armeekorps auf den in der Nacht hergestellten Brücken über die Marne gehen lassen und schritt zum Angriff auf Champigny und das nördlich davon liegende Le Plant, während er seinem dritten Armeekorps befahl, seitwärts davon gegen Noisy le Grand vorzudringen. Die Divisionen Faron und Maussion waren es gewesen, welche jene drei sächsischen Kompanien aus Champigny und Le Plant verdrängt hatten und ihnen nun auf dem Fuße nachfolgten. Wegen des gewohnten Lärmes, den das fortwährende Granatfeuer aus den Forts verursachte, des herrschenden Ostwindes und des Abpralles der Schallwellen an dem Höhenrande, vernahm man bei den rückmarschierenden württembergischen Truppen nichts von dem kurzen, aber heftigen Feuer der sächsischen 107er.

Baron Reitzenstein war soeben vor seinem Quartier in Ormesson angekommen, vom Pferde gestiegen und wollte in das Haus treten. In diesem Augenblick bemerkte er einen in rasendem Galopp sich nähernden Reiter und erkannte den Jägeradjutanten Gwinner. Auch der bemerkt seinen Brigadekommandeur, gibt Zeichen mit der Hand und ruft schon von weitem: „Herr General! Herr General!“ Dieser wartet auf den Ansprengenden.

Jetzt ist derselbe da, reißt sein schaumbedecktes Pferd fast nieder, schwingt sich in einem Satze aus beiden Bügeln, steht vor dem General und meldet, mit Mühe dabei nach Atem ringend: „Champigny und Le Plant sind von den Franzosen genommen, die Sachsen zurückgeworfen; es scheint ein Ausfall mit ganz gewaltigen Massen gegen uns stattzufinden.“

Ei wie war da der gewandte General wieder flink in

seinem Sattel und jagte in schlankem Galopp gegen Champigny vor, neben ihm der Adjutant, der ihm Genaueres erzählte. Bald sah jener aber selbst die zurückkommenden Sachsen und die ersten dichten Schützenschwärme der Franzosen. Sofort schickte er nun an alle seine Abteilungen den Befehl: „So schnell als möglich die alte Gefechtsstellung einnehmen!"

Wer hat da einmal behauptet, die Schwaben seien langweilig und bequem?

Das war sicher ein Mensch, der von Champigny und Villiers, sowie dem dortigen Verhalten der Württemberger am 30. November nichts weiß. In einem Augenblick kehrten sie um und rannten vor, nicht im vorschriftsmäßigen Laufschritt, sondern so rasch sie konnten, denn keiner dachte an ein Schritthalten, jeder aber an ein schnelles Erreichen der befohlenen Stellung, um den Franzosen je eher desto lieber mit Feuer und Blei zu kommandieren: „Bis hierher und nicht weiter!"

Während dieser Zeit hatte auch der Kommandeur der 7er, Oberst von Rampacher, die Nachricht von dem feindlichen Vorgehen erhalten. Dessen Leute eilten nun ebenso nach Villiers, wie die Olga-Infanteristen* nach Coeuilly, und so war, ehe der Feind herankam, die Hauptverteidigungsstellung rechtzeitig von Württembergern und den von Vorposten zurückkommenden Sachsen besetzt. Den linken Flügel bildeten die ebenfalls im eiligsten Lauf von Chenneviers herkommenden II. Jäger des Oberstleutnants Knörzer, während rechts sächsische 107er und 106er sich anschlossen.

Kaum standen die Infanteristen, so rasselten auch die Geschütze der Batterie von Peyer heran. Es war höchste Zeit, denn schon standen zwei französische Batterien bei Champigny im Feuer. Eine einheitliche Leitung des nun sich entwickelnden Gefechtes war nicht möglich. Deshalb übernahm General von Reitzenstein die Befehlsgabe bei Villiers und Coeuilly und

* Damals hieß das 1te württembergische Regiment noch nicht „Grenadier-Regiment".

der sächsische Oberst und Brigadeführer von Abendroth bei Noiffy, während der württembergische Divisionskommandeur, Generalleutnant von Obernitz, das unterdessen beim Mont Mesly entstandene Gefecht beobachtete und der sächsische, Generalleutnant von Nehrhoff, mit dem kommandierenden General, dem Prinzen Georg von Sachsen, bei Chelles wartete, was die im Marnethal vorgegangenen Franzosen beabsichtigten.

Nach der Einnahme von Champigny und Le Plant beschloß General Ducrot mit den ersten Divisionen, ungefähr 40,000 Mann, Villiers zu erobern.

Etwa 9¾ Uhr waren alle Vorbereitungen getroffen; 50 Geschütze, außer den schweren in den Forts, donnerten gegen die deutsche Stellung und dichte Schützenschwärme schoben sich auf die Höhe des Plateaus herauf. Die wurden aber von den württembergischen 7ern und den mit diesen vermischten sächsischen 107ern, sowie den württembergischen Batterien von Peyer, Wagner und Kurz nicht schlecht empfangen. „Schießet aber au net z'weit und zielet au guet!" hieß es bei den Schwaben und wurde genau befolgt. Dennoch erkannte man deutlich, daß gegen solche anstürmende Massen die kleine Schar der Verteidiger bald erliegen müsse. Nun jagte der Generalstabshauptmann Pfaff zum sächsischen Brigadekommandeur und bat um Unterstützung. Unterwegs traf er schon den Kommandeur der 107er.

„Herr Oberst, wir müssen Hilfe haben. Bitte um Entsendung der Abteilungen, die Sie entbehren können!"

„Herr Kamerad, es wird auch bei uns gleich heiß zugehen. Ich schicke Ihnen aber doch einstweilen 2 Kompanien."

Es geschah. Ein deutscher Offizier verläßt eben nie Kameraden und kleinliche Eifersüchteleien kennt man bei uns nicht.

Ebenso griff Oberst von Abendroth ohne Zögern helfend ein, indem er sofort zwei Bataillone 106er, die Batterie Bucher und 2 Reiterschwadronen nach Villiers entsandte.

Allen diesen Truppen gelang es noch rechtzeitig, die Verteidigungsstellungen zu erreichen.

Im gestreckten Galopp kam die Batterie Bucher zuerst

heran und fuhr neben der württembergischen 3ten leichten Batterie bei Coeuilly auf. „Ah dös ischt recht, daß Sie komme, Herr Kameraad. Es sind so saumäßig viel Franzose, daß i alloi net mit ihne fertig werd."

Nun gings besser. Die auf dem Plateaurand aufgefahrenen 10 französischen Batterien konnten die 4 deutschen nicht zum Schweigen bringen. Jene schossen eben viel, diese aber gut.

Ebensowenig Erfolg hatten die feindlichen Infanteristen. Ihre 113er, 114er, 124er, 125er, 35er und 42er, ihre Mobilgarden aus der Vendée und von der Seine und andere gingen sehr brav vor. Allein die Württemberger und Sachsen feuerten so gut und besonnen, daß der Angreifer entsetzliche Verluste erlitt. Am Jägerhof kämpften die II. Jäger und die 1er, bei Villiers die 7er, überall darunter gemischt die Sachsen.

Bis auf 250 Meter kamen die Rothosen an die Stellung der Verteidigung vor. Näher ließen sie aber die Schwaben und Sachsen nicht heran.

„Waas? Wollet di no it umkehre? Schießet do ä bizle tiefer! Nehmet au die Offizier guet aufs Körnle!"

Das verstanden die Leute vorzüglich, denn ein vergoldetes Käppi verschwand nach dem andern aus den Reihen der Rothosen. Neben einem Stuttgarter schoß ein Leipziger 107er. Beide bemerkten zugleich einen höheren feindlichen Offizier; beide zielen; die sächsische Flinte kracht zuerst; der Franzose fällt. „Ach du lieab's Herrgöttle von Biberaach, jetzt ischt der todt, eh' ich ihn naufgschosse haab!" Nun bemerkt der Sachse den Ärger seines Nachbarn und ruft ihm zu: „Ei Herr Jäses, entschuldige Se gitigst. Ich hab Se nich gesehn, daß Se och schieße wollte."

„O 's ischt au gleuch, ob er durch mich kaput ischt oder durch Sie. Den nächschte verschieß ich."

Solcher Wetteifer ging an den Franzosen schlimm aus. Trotz aller Tapferkeit mußten sie zurück und schaurig wüteten dabei die deutschen Granaten und Langbleis in ihren Reihen.

Dieser erste feindliche Angriff war also gründlich mißglückt. Jetzt schob General Ducrot neue Massen heran, ver-

mehrte die Batterien und bereitete einen zweiten umfassenderen Angriff vor.

Unterdessen mußte auch Brie von der sächsischen Kompanie 107er, die immer noch dort gestanden hatte, geräumt werden. Daselbst sammelten sich nämlich ebenfalls bedeutende französische Massen, schlugen Brücken und begannen überzusetzen. Außerdem dehnte sich der linke Flügel der nunmehr gegen die Stellung nördlich Villiers vorgehenden Division Maussion bis Brie aus. Ein Zurückziehen im Feuer war für die Kompanie des Leutnants Hasse nicht mehr möglich. Deshalb kommandierte er: „Helme ab! Mützen auf! Wir marschieren ruhig gegen Noissy. Vielleicht halten uns die Franzosen für ihre eigene Seitendeckung und lassen uns unangefochten zurückkommen!" Die List gelang vollständig. Erst kurz vor der sächsischen Stellung, als es zu spät war, entdeckten die Angreifer, wie sie von dem kleinen, von ihnen fast schon abgeschnittenen Häuflein schlauer Sachsen hintergangen worden waren.

Immer mehr wurde die Absicht der Franzosen, einen noch größeren Angriff als den ersten auszuführen, klar.

Die von rückwärts herbeieilenden deutschen Unterstützungen konnten vor einigen Stunden nicht auf dem Schlachtfelde eintreffen. Ob aber die schwache, durch die Abwehr des ersten Sturmes schon geschwächte Zahl der Verteidiger im stande wäre, einen neuen gewaltigeren abzuweisen, stand sehr in Frage. In einem solchen verantwortungsvollen Augenblick, mitten im ärgsten Granatfeuer einen jedenfalls sehr folgenschweren Entschluß mit klarer Überlegung fassen und mit zielbewußter Bestimmtheit anordnen, dazu genügt nicht eine umfassende Stubengelehrtheit, nicht einmal das Bewußtsein des Könnens, sondern dazu gehört ein großer Charakter und ein eiserner Wille. Ein Mann von solchen Eigenschaften war General von Reitzenstein. Er erkannte vollständig die Schwierigkeit der Lage und er that das einzige, was sie verbessern konnte.

„Dieser Massenangriff wirft, wenn er ausgeführt werden kann, unser schwaches Häuflein einfach um. „Also bringen wir

ihn von Anfang an zum Stocken, indem wir selbst zum Angriff schreiten."

Sofort verständigte er sich mit Oberst von Abendroth, der ohne Zögern auf den Vorschlag einging und nun berieten sich diese beiden tapferen Führer kurz, wie sie den Vorstoß ausführen sollten. Gleich darauf galoppierten sie wieder zu ihren Abteilungen und bald nachher gings los.

Auf Seite der Franzosen waren die Divisionsbatterien des Generals Faron auf dem Wege von Champigny nach Coeuilly aufgefahren, um das Vorgehen der Infanterie zu erleichtern. Die Brigade de Mariouse rückte heran.

Plötzlich sahen diese Angreifer, daß ihnen zwar schwache aber um so entschiedener vorgehende deutsche Schützenlinien entgegen stürzten.

„Mais comment donc! Ce sont des foux!"

Durchaus nicht! Das sind keine Narren, sondern brave deutsche Soldaten! Werdet es schon hören und sehen!

Kaum traf nämlich der Befehl zum Vorgehen gegen die feindlichen Batterien ein, so sprengte Oberst von Berger vor die Front, winkte mit dem Säbel und schrie, als er sah, daß man ihn bemerkte, so laut er konnte: „Zum Angriff auf die feindliche Stellung dort am Jägerhaus — 2te und 5te Kompanie erstes Treffen, 3te als Unterstützung — auf! marsch marsch!"

„Auf! marsch, marsch" riefen die Hauptleute von Lützow, Clausen und Kaiser nach und heraus aus der sicheren Deckung stürzten die braven Olga-Infanteristen und warfen sich den französischen Massen entgegen. Auf späteren Befehl folgten noch 3 weitere Kompanien des gleichen Regiments und nun gings unaufhaltsam vor. Über ihre Köpfe weg sausten die Granaten der württembergischen und sächsischen Batterien. Anfangs erhielten die Angreifer nur französisches Granatfeuer. Dennoch traten schon jetzt schwere Verluste ein.

„Thut nichts! Vorwärts Leute! Hurra! Hurra!"

Keiner blieb zurück. Alle rannten vor, sie wollten ja den Feind mit dem Bajonett erreichen! Doch halt! da bleibt einer

stehen! Fehlt dem Mann der Mut? Nein gewiß nicht. Aber der Atem. Dem hat das Granatstückchen die Lunge durchschlagen. Jetzt bricht er zusammen. „Ade mei Maidle. Mi siehscht nimmermehr!“ — Nebendran schlägt der Tambour sein „Ramm tamm, ramm.“ — Aus ists jetzt auch bei ihm, die Trommel riß in Stücken, aber das Bein, an dem sie hing, auch. „Schaut nit um mi,“ ruft der brave Bursche, „S'ischt nit so arg!“ Und doch starb er daran, aber er wollte keinen vom Vorgehen abhalten, denn das war nötiger, als einem Verwundeten beizustehen.

„Um Gotteswillen! Der Oberst stürzt!“

„Da steht er schon wieder. Nur sein Pferd ist erschossen!“

Hell klang auch von neuem die Stimme des tapferen Kommandeurs, als er, obwohl am Bein verwundet, nun zu Fuß seine treuen Stuttgarter vorführte. Sie folgten mit einem wahrhaft staunenswerten Mute. Schon erkannte man die außerordentliche Übermacht des Feindes. Nun rollte sein Geschütz- und Infanteriefeuer lagenweise den kühnen Schwaben entgegen. Bis auf 100 Meter kommen die Leute des Hauptmanns von Lützow, auf 80 die des Oberleutnants von Entreß-Fürsteneck an die feindlichen Kanonen und Mitrailleusen heran. Ihr Feuer und das der Batterien von Peyer, Kurtz und Wagner II. zwingen die französische Artillerie zur Flucht.

Nebendran stürmen die anderen Kompanien weiter. Nun aber reißt das feindliche Infanterieschnellfeuer furchtbare Lücken in die Reihen der an und für sich so schwachen Angreifer. 3 Geschosse durchbohren den Oberst von Berger; der Major Schäffer sinkt in den Schnee; die Kompanie Clausen verliert alle Offiziere und ähnlich ergeht es den anderen.

Jetzt ist es nicht mehr möglich, noch weiter vorzudringen. Fünf Franzosen stehen gegen einen Württemberger im Feuer. Major Haldenwang erkennt dies und befiehlt den Rückzug. Hu, der war schauerig! Ein wahrer Hagel von Geschossen begleitet die Weichenden. In vollständiger Ordnung aber erreichten sie die Parkmauer wieder und als die Franzosen, kühn gemacht

durch ihren Erfolg, nachstürmten, schmetterte ihnen ein so ruhiges Feuer entgegen, als ob es von ganz frischen und nicht von so entsetzlich mitgenommenen Truppen käme. Wie diese aber bei dem vorherigen Angriff gelitten, beweisen Zahlen. Die Kompanie Clausen hatte 4 Offiziere, 109 Mann, die Kompanie Haselmaier 3 Offiziere, 112 Mann und die übrigen in ähnlicher Weise verloren.

Links des Olga-Regimentes war Oberstleutnant Knörzer mit seinen II. Jägern und der Olga-Kompanie Hoß vorgegangen. Diese unterstützten die mitavancierenden Geschütze des Oberleutnants Flaiz, welcher die Massen der Vendee-Mobilgarden durch seine Granaten zum Stehen brachte. Nun stürzten die Jäger und Olga-Infanteristen vorwärts. Vorzüglich arbeitete ihnen auch die hier eingreifende sächsische Batterie Bucher vor. Es gab kein Aufhalten. Hinaus mußten die Franzosen aus den Weinbergen. Aber neue Massen rückten den schwachen württembergischen Linien entgegen. Bald jedoch erlitten jene durch das deutsche Artillerie- und Infanteriefeuer solche Verluste, daß sie stockten, dann kehrten, zuletzt in Verwirrung flohen. Nun drang Oberstleutnant Knörzer, als 2 Kompanien 5er seine bisherige Stellung eingenommen, von neuem weiter vor. Wiederum jagten frische französische Massen den Schwaben ein kolossales Schnellfeuer entgegen. Dennoch stockt der Angriff keinen Augenblick. Neben dem Vater kämpfte der junge Fähnrich Knörzer. Plötzlich fehlt er. „Wo ist mein Sohn?"

„Gefallen für König und Vaterland. Das Geschoß durchschlug ihm die Stirne!"

Der arme Vater hat keine Zeit zu klagen. „Vorwärts meine Jäger! Hurra! Hurra!"

Nun reißt auch ihn das feindliche Blei nieder. Seine Jäger aber stürmen weiter, werfen den Feind und machen 2 Offiziere und 100 Mann zu Gefangenen. Hier waren die Schwaben unbedingt siegreich. Da bemerkt der das Kommando übernehmende Generalstabshauptmann Pfaff das Zurückgehen der Mitte.

Ob er auch weicht? Natürlich, sonst wird er wahrschein-

lich umgangen. So hätte vielleicht ein weniger entschlossener Mann gedacht. Anders Hauptmann Pfaff.

„Die Kompanien Hoß, Schickhardt und Grimm rechts schwenken, an der alten Straße Stellung nehmen und auf die gegen Coeuilly vorgehenden Franzosen Flanken- und Rückenfeuer abgeben!"

Schnell war der Befehl vollzogen und erstaunt genug sahen die französischen Angreifer von Coeuilly um, als plötzlich von seitwärts und von hinten deutsche Langbleis auf sie niederpraffelten. Das und das Feuer von der Parkmauer, sowie die deutschen Granaten veranlaßten sie, wieder umzukehren und rückwärts hinter dem Höhenrand Schutz zu suchen. Nun stürzte sich Hauptmann Pfaff mit seinen Jägern und Olga-Infanteristen, sowie mit Teilen der angekommenen 5er unter Hauptmann Sprößer von neuem auf seinen alten, wieder stehen gebliebenen Feind. Die Franzosen hielten diesen ungestümen, sie von der Seite treffenden Stoß nicht aus. 5 Offiziere und 306 Mann wurden gefangen, der Rest verschwand hinter der deckenden Höhe. Damit endete vorläufig in der Mitte und auf dem linken Flügel der Kampf. Der französische mit 4facher Übermacht unternommene Angriff war an der zähen Verteidignng und dem energischen Vorstoß der Schwaben gescheitert.

Während der letztgeschilderten Kämpfe hatte die Besatzung von Villiers, 10 Kompanien der württembergischen 7er und 3 Kompanien sächsische 106er, ein sehr hartes stehendes Gefecht durchführen müssen. Oberst von Abendroth schickte ihnen ein Bataillon 104er, sowie die Batterie Teichmann zu Hilfe und nun konnte man wegen des Dorfes und Parkes unbesorgt sein.

Dann erteilte er dem Major Brinkmann den Befehl, mit seinem Bataillon (III. der 106er) rechts von Villiers gegen Brie vorzustürmen. Das war ein Wort für die munteren Sachsen. Musterhaft gingen sie vor. Die Granaten der Batterien Bucher und Groh unterstützten ihren Marsch. Daß sie von der feindlichen Artillerie und sogar von den Geschützen des Mont Avron aufs Ziel genommen, war ihnen gleich. Ein kurzer Halt wurde

gemacht, denn der Weg war weit, etwa 1500 Meter. Während dessen kam noch das nachgeschickte Halbbataillon des Hauptmanns Schröder heran. Nun stürzten sich die 6 Kompanien auf das erste feindliche Treffen. Das wartete aber gar nicht auf die sächsischen Bajonettstiche, sondern riß vorher aus. Glücklicher ging es mit dem zweiten Treffen. Dasselbe wurde von den beiden Kompanien des Hauptmanns Schröder umzingelt, geworfen und großenteils gefangen.

„Halt! Dort steht ja noch eine Batterie! Drauf! Drauf! Hurra! Hurra!" Freilich beeilten sich die französischen Kanoniere so schnell als möglich aufzuprotzen und davon zu jagen, allein die Leutnants Haase und Weigandt und ihre Leute waren doch noch schneller, so daß zwei Geschütze stehen bleiben mußten. Die waren erobert. Unaufhörlich folgten jetzt die siegreichen Sachsen den geworfenen Franzosen nach. In Brie wollten sich noch einige der letzteren halten. 1 Stabsoffizier und 67 Mann fielen hier in die Hände der Verfolger. Damit endete einstweilen auch auf dem rechten Flügel der Kampf etwa um 12½ Uhr. Bis zu dieser Gefechtspause waren also die beiden über Champigny und Brie auf Coeuilly und Villiers vorgebrochenen französischen Armeekorps (Blanchard und Renault) gründlich abgewiesen worden und Württemberger und Sachsen hielten ihre Hauptverteidigungsstellung vollständig fest. Freilich hatten die Deutschen durch die feindliche Übermacht sehr gelitten und sich fast ganz verschossen. Letzteren Übelstand hob aber Oberst von Abendroth durch das Entsenden einer Munitionskolonne bis in die vordersten Stellungen und getrost konnten nun die neu mit Patronen versehenen Verteidiger alles Weitere abwarten.

Betrachten wir jetzt die Vorgänge beim Mont Mesly.

Während General Ducrot mit 5 Divisionen den Angriff auf Villiers unternahm und die 2 Divisionen des Korps d'Exea gegen Noissy entsendete, sollte die Division Susbielle von Creteil aus gegen Valenton vorgehen, um möglichst viele deutsche Truppen auf sich und von dem Hauptschlachtfeld abzuziehen. In Bonneuil standen württembergische 2er, auf dem Mont Mesly

und in den benachbarten Höfen 3er auf Vorposten. Nach einem heftigen Granatfeuer der schweren Geschütze von St. Maur und Charenton griffen zwei französische Regimenter diese schwachen, aus 10 Kompanieen bestehenden Vortruppen an und drängten sie langsam gegen Brevannes zurück. Nur die Besatzung von Bonneuil und die des Mont Mesly selbst konnte sich noch einige Zeit halten. Nun schickte General von Starkloff ein weiteres Bataillon 2er, die III. Jäger und eine Batterie gegen den Mont Mesly vor. Bis an den Fuß des Berges kamen sie heran. Dann stießen sie auf neue französische Massen und mußten weichen.

Sollten sie wirklich ohne Unterstützung bleiben und der feindlichen Übermacht erliegen?

Gewiß nicht. Plötzlich klang das vom Höhenrande her schallende deutsche Geschützfeuer viel stärker und ein tüchtiger Granatenregen brachte die französischen Sturmkolonnen zum Stutzen. „Aha, die Preußen sind da! Jetzt geht's wieder vorwärts!"

Es war auch so. Die Brigade du Trossel des II. preußischen Korps traf ein und sofort gingen 2 Bataillone Kolberger Grenadiere und 1½ Bataillone 49er zum Gegensturme vor. Da waren aber die Schwaben auch nicht faul. 2er, 8er und III. Jäger wetteiferten, wer zuerst an den Feind komme, wer zuerst die geräumte Stellung wieder einnehmen könne. Einer solchen Tapferkeit konnten die Franzosen nicht widerstehen. Jetzt mußten sie zurück und zwar so schnell als möglich.

„Platz, Platz, sonst werdet Ihr überritten!"

„Hoho, was ist denn da los?"

„Kavallerie, Kavallerie!"

„Wo denn? — Auf die feindliche —"

„Aber Herr Hauptmann, das sind ja Württemberger. Da sehen sie es!"

Gerade kamen sie angesaust. Es waren nicht viele, nur etwa je eine halbe Schwadron 1ter und 3ter Reiter, die ungesehen von Freund und Feind sich hier in die vorderste Linie

geschoben und nun losbrachen, um in den weichenden Infanteriekolonnen des Gegners ein wahres Entsetzen zu verbreiten. Von Ferne sahen sie freilich wie Franzosen aus, denn sie trugen damals noch die alten, fast französisch geschnittenen Käppis. Allein an den gewuchtigen Hieben, die gleich darauf auf die Köpfe der vollständig überraschten feindlichen 114er und 115er niederhagelten, erkannte auch jener preußische Hauptmann, daß hier Bundesgenossen mit vorzüglicher Tapferkeit in den Kampf mit eingriffen.

Die letzten Erfahrungen, sowie das Feuer der nunmehr wieder in ihren vordersten Linien stehenden deutschen Infanterieabteilungen und der fortwährend Granaten nachwerfenden Artillerie vertrieb der französischen Division Susbielle, die etwa 1200 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren hatte, alle Lust zu einem zweiten Versuche. Allein auch die Verfolgung der Abgewiesenen durch die Preußen und Württemberger mußte wegen der schweren Granaten der Werke von Charenton und St. Maur bald eingestellt werden. Damit endete 1½ Uhr hier der Kampf und General von Obernitz, der württembergische Divisionskommandeur konnte einen Teil seiner hier versammelten Truppen nach rechts gegen Coeuilly und Villiers entsenden.

Dort schien ein neues Wetter aufzuziehen.

Sowohl die nach Brie vorgedrungenen Sachsen des Majors Brinkmann als die neuen in Noisy eingetroffenen Abteilungen und die Patrouillen der auf dem rechten Marneufer stehenden Truppen meldeten gegen 1½ Uhr das Vorgehen starker feindlicher Massen gegen Neuilly-Noisy und das Schlagen von Brücken bei ersterem Orte.

Endlich konnte nämlich der französische General d'Exea dem von General Ducrot gegebenen Befehle, einen Angriff auf Noisy zu versuchen, nachkommen. 5 Stunden etwa hatte er versäumt und auch jetzt zeigte sein Handeln wenig Entschiedenheit. Dennoch trafen die Sachsen sorgsamst ihre Vorkehrungen. Die nach Brie vorgeschobenen Kompanien, welche nach dem Übergang der Franzosen im Rücken gefaßt worden wären, wurden

zwischen Villiers und Noisy zurückgezogen, die Batterien Bucher und Teichmann heranbeordert, eine Abteilung der Korpsartillerie fuhr ebenfalls dort auf, 105er und XIII. Jäger verstärkten die Besatzung von Noisy, 108er besetzten Chelles und 100er Gournay.

Als daher die Division de Bellemare angriff, wurde sie von einem massigen und wohlgezielten Schnellfeuer empfangen. Es gelang ihr daher nur, das von den Sachsen ja freiwillig aufgegebene Brie wieder zu besetzen, während alle Versuche, sich auf dem Höhenrande gegen Noisy vorzuschieben, gründlich scheiterten.

Als General Ducrot das so lange erwartete Vorgehen des Korps d'Exea endlich bemerkte, befahl er sofort einen neuen allgemeinen Infanterieangriff. Wieder donnerte eine übermäßige Artillerie gegen Coeuilly und Villiers los, wieder schoben sich dichte Massen gegen die württembergisch-sächsische Stellung heran, wieder vermeinte man, eine solche Übermacht müsse den schwachen Verteidiger erdrücken und wieder zersplitterten die tapfersten Bemühungen der brav und schneidig vorgehenden Franzosen an dem ruhigen, besonnenen Feuer der Deutschen. Freilich ging es auch bei diesen nicht ohne neue schwere Verluste ab. Auch der Regimentskommandeur der herbeigeeilten 5er, Oberst von Hügel, wurde verwundet, ebenso Hauptmann Spröffer, Oberstleutnant von Egloffstein der 7er u. s. w. Hauptmann Hörner, Oberleutnant von Seutter und andere fielen und zahlreiche Leute bewiesen mit ihrem Blute, daß sie treu für König und Vaterland eingetreten. Nun war auch die französische Division Mattat des Korps d'Exea über die Marne gegangen und wiederum rannten neue Massen gegen die deutschen Verteidiger an. Wirklich brav stürmten 107er und 136er heran, nicht schlecht hielten sich die Mobilgarden von Seine et Marne und du Morbihan und vorzüglich griffen die Zuaven der Brigade Fournes an. Dreimal klang ihr „Vive la république, vive la France" dicht vor der Nordwestecke des Parkes von Villiers, dreimal wurden sie kaltblütig abgewiesen. Sämtliche Offiziere und mehr als die Hälfte der Mannschaften dieses braven Regimentes blieben getötet oder verwundet liegen. Das ist ein großes Wort und mit

Stolz können die 4ten Zuaven an Villiers zurückdenken. Ähnlich wie hier der Division Bellemare erging es weiter südlich auch den Divisionen Berthaut und Faron. Überall wurden die Angreifer trotz ihrer Übermacht und Tapferkeit von den mit klarer Besonnenheit befehligten und mit echt deutscher Disziplin die Befehle ausführenden Verteidigern abgewiesen.

Nun verschwand die bis etwa 4 Uhr hell leuchtende Sonne hinter den Höhen auf dem linken Seineufer. Ihre letzten Strahlen vergoldeten noch tausende nach vorwärts gerichteter Bajonette beider Heere. Rasch folgte jetzt die Dunkelheit und unter ihrem Schutze zogen die Massen des Generals Ducrot sich in das Marnethal und nach Champigny und Brie zurück. So lange als möglich jagte das deutsche Feuer hinter ihnen her, dann hörte das Geknatter der Gewehre auf und nur die Geschütze donnerten noch durch die Nacht. Die etwa 5½ Uhr gegen den Plateaurand vorgehenden sächsischen 105er, sowie die Patrouillen der Württemberger fanden das ganze Vorgelände vom Feinde geräumt. Nur viele Verwundete, Tote, Waffen, Käppis u. s. w. bewiesen, wie er gelitten und in welcher Auflösung er den Rückzug ausgeführt.

Das Endergebnis dieses blutigen Tages war also etwa nachstehendes: 130,000 Mann mit 400 Geschützen waren ausgefallen und hatten die äußersten Vorpostenstellungen der Württemberger und Sachsen, nämlich Champigny und Brie eingenommen. Dann waren sie mit ihrer ganzen Macht zum Angriff der Hauptverteidigungsstellung der Belagerer geschritten, aber in etwa 8stündigem Kampfe von 26,000 Württembergern und Sachsen mit 108 Geschützen glänzend abgewiesen worden. Dadurch entstand bei den Franzosen schon jetzt eine starke Entmutigung, während die Deutschen sich in einer wegen ihres Erfolges sehr gehobenen Stimmung befanden. Außerdem marschierten deutsche Unterstützungstruppen in Eilmärschen heran, während die Franzosen durch ihre Verluste und deren Rücktransporte sehr geschwächt waren und daher an den nächsten Tagen nicht mehr so stark angreifen konnten, wie heute. Die

Verluste betrugen bei den Württembergern 41 Offiziere, 1127 Mann, bei den Sachsen 30 Offiziere, 785 Mann, bei den Preußen 2 Offiziere, 57 Mann, bei den Franzosen über 3000 Offiziere und Mannschaften.

Während dieser ernsten Kämpfe im Südosten von Paris hatte auch ein kleiner Ausfall im Norden stattgefunden. Unter dem Schutze einer schwimmenden, sowie mehrerer Feldbatterien ging die französische Brigade Hanrion von St. Denis gegen Epinai vor, vertrieben die dort auf Vorposten stehende Kompanie der 71er aus dem Orte und drängten die benachbarten Feldwachen der 31er in der Richtung auf Enghien zurück. Sogar einen Gegenangriff der 71er und 31er wiesen die französischen Marinetruppen, welche hier kämpften, ab, so daß sie Epinai bis nachmittags 3 Uhr in ihrer Gewalt hatten.

Als aber General von Keßler 42 Geschütze den Ort bombardieren und außer 71ern und 31ern auch noch 26er angreifen ließ, da entschied sich der Kampf bald zu Ungunsten der Franzosen. Schleunigst traten sie den Rückzug an und ihre schwimmende Batterie flüchtete, angefüllt mit Verwundeten, nach Paris zurück. Etwa 4 Uhr hatten die Preußen alle vorher von ihnen eingenommenen Stellungen wieder in Besitz. Der Verlust betrug auf jeder Seite etwa 300 Mann. Der vorübergehende kleine Erfolg bei Epinai hatte in Verbindung mit dem Einnehmen von Champigny und Brie seitens der Franzosen eine sehr maßgebende Verwechslung zur Folge. Den Herren in Paris waren natürlich die errungenen Vorteile umgehend gemeldet worden. Diese warteten den Ausgang der noch fortdauernden Kämpfe gar nicht ab, sondern ließen einen Luftballon mit den frohen Botschaften für Gambetta und die Provinzen steigen. Derselbe gelangte in die Hände des ersteren. Nun wurden Karten geholt und studiert. „Champigny und Brie eingenommen.“ Wo sind diese? Aha hier südöstlich Paris. „Epinai besetzt!“ Wo ist dieses? Hier bei Longjumeau, einen Tagemarsch südlich von Paris. Also soweit ist die Armee Ducrot's schon durchgebrochen. Sie steht schon vorwärts Longjumeau bei

Epinai. Auf! Ihr entgegen! — Das wäre ja schön und gut gewesen, allein zum Unglück für die armen Franzosen hatten sie ja nicht Epinai bei Longjumeau, sondern nur Epinai bei St. Denis und zwar nicht auf die Dauer, sondern nur auf einige Stunden besetzt und mit dem Durchbruch der Pariser Armee war es also nichts. Die Herren in Paris hatten eben oberflächlich telegraphiert und Herr Gambetta hatte sich nicht gründlich erkundigt. Einige Tage später — da waren alle klar über ihre verlorenen Vereinigungsaussichten, die Besiegten bei Paris und die Besiegten an der Loire.

IX.

Die zweite Schlacht bei Villiers am 2. Dezember 1870.

Hatten die Franzosen gestern am 30. November ihren Zweck, die deutschen Linien zu durchbrechen, erreicht? Gewiß nicht.

Allein sie standen mit gewaltigen Massen, immerhin noch mit mehr als 120,000 Mann, auf dem linken Marneufer, hielten zwei vorher von den deutschen Vorposten besetzte Orte in ihrer Hand und konnten deshalb kaum den nach Siegesnachrichten durstigen Parisern jetzt schon eingestehen, daß der Ausfall gänzlich mißlungen.

Im Gegenteil! In der ganzen Stadt herrschte ein wahrer Taumel, denn von allen Erzählungen über die stattgehabten großen Kämpfe hörten die oberflächlichen Pariser nichts heraus, als: „Champigny und Brie sind von den Unsern erobert". Natürlich schloß jeder folgegerecht, morgen oder übermorgen kommen Villiers, Coeuilly, Noisy, dann Chennevieres und Malnoue, hierauf Brie-Comte-Robert, Fontainebleau u. s. w. daran, schließlich werden von den tapferen vereinten Armeen der Generale

„Nun ſagt offen", meinte der Franzoſe, „ob Ihr bei den Belagerungstruppen nicht ſchon am Hungertuche nagt".

„Noi", entgegnete ein Soldat. „Wir habet möh zu eſſe als wir wölle."

„Ja aber was bekommt Ihr denn? Wohl nur ſchlechts Brot?"

„Noi. Wir habet gutes Brot und Fleiſch und no möh!"

„Was für Fleiſch habt Ihr denn? Sicher nur Hammel?"

„Noi. Wir hent au Rauchfleiſch von dahoim?"

„Wirklich ſchwäbiſches Rauchfleiſch?" Bei dieſer Frage ſah man ordentlich, wie dem halbverhungerten Herrn das Waſſer im Munde zuſammenlief.

„Ja" fuhr der Soldat fort „ſchweinernes Rauchfleiſch aus Böblinge und Sauerkraut von de Filder".

„Wirklich auch Sauerkraut?" Die Augen des Franzoſen wurden immer größer, denn das war ja ſein Leibgericht.

„Ja wohl, Sauerkraut und Spätzle!"

„Und Spätzle!" Mit einem tiefen Seufzer hatte der Frageſteller dies ausgerufen, denn württembergiſche Mehlſpätzle dünkten ihm wahrſcheinlich wie reines Himmelsmanna. Natürlich hatte ſich in Beziehung auf Sauerkraut und Spätzle der Soldat nur einen Scherz erlaubt, denn ſoweit reichten die Liebesgaben doch nicht. Er machte es aber wieder gut, indem er meinte: „Wollet Ihr au emol Rauchfleiſch mit Sauerkraut und Spätzle eſſe?" O wie leuchtete da das ganze Geſicht des geiſtlichen Herrn. Mit Gewalt zwang er ſich zu einiger Ruhe, als er liſpelte: „Ach ja". Der gute Schwabe lief eiligſt nach Villiers und kam bald darauf wirklich mit einem tüchtigen Stück vortrefflichen Rauchfleiſches zurück. Dies übergab er dem Geiſtlichen und bemerkte dazu in bedauerndem Tone: „S'iſcht mir leid. Dös Sauerkraut un die Spätzle kriege wir heut erſcht um 4 Uhr, weil wir no ſo viel zu arbeite haabe." Der Schlaumeier wußte genau, daß um 4 Uhr der Waffenſtillſtand zu Ende war und ſich dann der Geiſtliche gewiß zurückgezogen hatte. Nun letzterer war ſchon ſelig wegen des ſo lange ent-

behrten Fleisches und dankte wahrhaft gerührt für das in seinen Augen großartige Geschenk. Der hat sicher den Parisern erzählt, daß die Belagerungstruppen nicht Hunger leiden und mehrere Nächte hat er wohl noch von Sauerkraut und Spätzle geträumt.

Nach Beendigung des Waffenstillstandes ging eine stärkere französische Infanterieabteilung von Mont Avron gegen Gagny vor und verdrängte eine sächsische Feldwache. Bald zogen sie sich aber wieder zurück, worauf auch die Sachsen von neuem ihre alte Vorpostenstellung einnahmen.

Als man im Hauptquartier des Kronprinz von Sachsen die Überzeugung gewonnen, daß die Franzosen keinen Angriff mehr beabsichtigten, erteilte dieser schneidige Feldherr wieder einen seines Namens würdigen Befehl: „Der noch immer in bedrohlicher Stellung bei Brie und Champigny stehende Feind ist über die Marne zurückzuwerfen und die von ihm erbauten Brücken sind zu zerstören."

Leider konnte die Ausführung dieses echt soldatischen Auftrages wegen der noch zu großen Entfernung der Reservetruppen nicht sofort geschehen und als letztere herangerückt waren, gestattete die einbrechende Dunkelheit keine weitgehenden Unternehmungen mehr. Auf die diesbezüglichen Meldungen befahl nun der Kronprinz den Angriff für den nächsten Tag. General von Fransecky trug dem Prinzen Georg von Sachsen auf, mit seinem Armeekorps und der ihm unterstellten 1ten württembergischen Brigade in aller Frühe Brie und Champigny zu überfallen und sorgte selbst für die Bereitstellung aller vorhandenen Unterstützungen.

Die sehr kalte, aber mondhelle Nacht verging mit den nötigen Vorbereitungen, und wie befohlen standen die zum Angriff bestimmten Truppen noch vor Tagesanbruch kampfbereit und siegesmutig zur Verfügung ihrer Generale.

Der Angriff auf Brie war den Sachsen, der auf Champigny den Württembergern übertragen worden.

Zu ersterem hatte General von Nehrhoff 2 Bataillone

107er, 1 Bataillon 104er, sowie eine Kompanie XII. Pioniere bestimmt und dem Major von Bosse den Befehl übergeben.

Es war noch sehr dunkel. Wie Gespenster schlichen sich die Sachsen heran. Wiederholt hieß es in halblautem Tone, wenn man einen feindlichen Posten in dem allmählich eintretenden Morgengrauen zu erkennen glaubte: „Nicht schießen!“ Ohne Schuß gelangten auch die 107er bis dicht vor das Dorf.

„Herr Hauptmann, dort läuft ein französischer Posten davon; dort noch einer.“

„Ja, ich sehe es. Jetzt werden wir doch verraten. Marsch, marsch!“

Nun hörte das stille Schleichen auf, die lose umgehängten Feldkessel rasselten, die Seitengewehrscheiden klapperten, Tritte schallten, aber noch wurde nichts vom Feinde bemerkbar. In der Hauptstraße rannte die Kolonne vor.

„Achtung, eine Barrikade!“ Da krachte der erste französische Schuß.

„Hurra, hurra“ lautete die Antwort und mit Hurra ohne zu feuern setzten die Sachsen über die Barrikade hinweg. Jenseits stand eine feindliche Kompanie. Ehe dieselbe wußte, um was es sich eigentlich handelte, war sie umzingelt und: „À bas les armes ou vous êtes perdus!“ Schnell genug warfen nun die völlig Überraschten ihre Waffen weg und ergaben sich als Gefangene. Jetzt ging aber im ganzen Dorfe der Rummel los. Aus allen Häusern knallten die Schüsse der auf so unliebe Art aus dem Morgenschlummer geweckten Franzosen und bald entwickelte sich ein wütendes Ortsgefecht.

Major von Bosse war dem vorausstürmenden Bataillon gefolgt. Ein Gefreiter jagt daher: „Meldung von der 7ten Kompanie. Auf den Weinbergshöhen links vom Dorfe stehen zahlreiche französische Posten. Dort befindet sich ein ganzes feindliches Lager!“

„Gut!“ Er wendet sich zu der ihm folgenden Kolonne zurück.

„Das I. Bataillon gegen die Hänge links ausschwärmen und den Feind aus den Weinbergen verjagen!“

Kaum hatte Hauptmann Franke diesen Befehl verstanden, so kommandierte er sofort nach: „Zur Attacke auf die Höhen hier links vom Dorfe — Gewehr rechts! — Tambour einschlagen! — Fällt das Gewehr! — Marsch, marsch! — Hurra, hurra!“

Das sauste hinauf, als ob man im leichten Sommeranzug auf dem ebenen Turnplatz einen Wettlauf veranstaltet hätte. Im Nu waren die Sachsen zwischen den auch hier vollständig überraschten Franzosen, Kolben und Bajonett beschleunigten sehr den Entschluß der nicht Verwundeten, so rasch als möglich aus so ungemütlicher Gesellschaft zu entkommen und in kurzer Zeit war der Gegner hier vertrieben. 104er stürmten unterdessen den übrigen Teil von Brie, besetzten den Haupteingang und verstärkten die Kämpfer auf der Höhe. Nun war der größte Teil des Dorfes genommen. Nur in den angrenzenden Häusern leisteten die Franzosen noch hartnäckigsten Widerstand.

Bald aber erkannten die letzteren die geringe Zahl der deutschen Angreifer und sandten zuerst die Brigade Courty und dann noch Teile der Division de Bellemare der bei Brie kämpfenden Brigade Daubel zu Hilfe, so daß sich dort eine immer gewaltigere Übermacht gegen die Sachsen entwickelte.

Zur gleichen Zeit wie die Sachsen brachen auch die Württemberger und zwar in 2 Kolonnen auf. Die stärkere unter persönlicher Führung des Generals Baron Reitzenstein wandte sich auf Champigny, eine kleine unter Hauptmann von Lützow auf das la Lande genannte Wäldchen vorwärts Villiers.

„Herr Hauptmann Schickhardt, Sie wenden sich mit den Jägern gegen den linken, Sie Herr Oberst von Rampacher mit Ihrem Regimente gegen den rechten Teil von Champigny. Gott mit Euch meine Herrn und mit Euern Truppen. Vorwärts!“

Still geht's durch den Park von Chennevières vor. Nur hie und da knackt ein dürrer Ast, den ein Jäger in der Dämmerung nicht gesehen und deshalb abgetreten. Man gelangt ohne Anstand an den Westrand, keine französische Patrouille ließ sich sehen. Weiter auf die Büsche dicht vor Champigny.

„Halt, da rührt sich etwas! Dort in jenem Gesträuch liegt ein französischer Posten."

„Herr Leutnant! Soll ich schieße?"

„Nein Aubele, wo denken Sie hin? Daß uns der Knall verraten würde! Die fangen wir lebendig! . 3 Mann schleichen sich dort entlang; ich gehe mit 5 Mann hier im Graben vorwärts und wenn ich leise pfeife, stürzen wir auf die Kerle los. Wenn irgend möglich, nicht feuern! Alles andere einstweilen halten!" In wenigen Minuten hatten der Offizier und seine Leute sich gegen das Gebüsch vorgeschlichen. Es war keine kleine Mühe gewesen. Fast ganz auf dem Leibe kriechend, wälzten sich die Jäger, Indianern gleich, heran. Plötzlich ein leiser Pfiff, wie der Blitz sind alle in der Höhe, stürzen mit vorgehaltenem Bajonett los, schon will der Leutnant den erhobenen Säbel auf das in der Dämmerung undeutlich erkennbare Käppi des nächsten der nichts Ahnenden herunterfausen lassen, da fällt ihm ein Gefreiter in den Arm und ruft: „Herr Leutnant halte Se, halte Se! Dös isch koin Franzos, dös isch der Eberle Michel aus Meckebeuere."

Richtig erhebt sich der vermeintliche Franzose, dreht sich um und meldet vorschriftsmäßig. „Schleuchpatrouille Nummero dreu von der Feldwache des Herrn Leutnants Zimmerle. Champigny ischt no schtark von de Franzose besetzt. Aber Vorposchte hent wir net g'sehe."

„Euch soll doch gleich — da hätte ich mir die Mühe des Vorschleichens sparen können. Gut, Ihr könnt jetzt zu Euerm Regiment zurückkehren, denn hier greift gleich das II. Jägerbataillon an."

Hierauf pfiff er leise, wonach sich die hinten stehen gebliebenen Jäger wieder in Bewegung setzten. Wirklich fand man nirgends feindliche Vorposten. Auch vor den nördlich Champigny liegenden stark besetzten Kalköfen kein einziger Doppelposten; überall der gleiche unbegreifliche Leichtsinn!

Als die Württemberger erkannten, daß sie jetzt in keinem Falle mehr unbemerkt bleiben würden, stürzten sie mit Hurra

in raſchem Anlaufe gegen das Dorf heran. Das war ein unerwarteter Weckruf für die hier liegenden Mobilgarden. Im Nu war das Gitterthor des Parkes erbrochen, Hauptmann von Groll, Leutnant Probſt und ihre Leute erſtiegen die die Straße abſperrende Barrikade, Hauptmann Schweizerbarth drang in die nächſten Häuſer, andere folgten und bald war wie in Brie ſo auch hier der heftigſte Ortskampf in vollem Brande.

Gleichzeitig ſtürmten, von Villiers kommend, die 7er an. Voraus Major von Perglas, Hauptmann Hausmann, Oberſtleutnant von Egloffſtein, Leutnant von Bühler u. ſ. w. ſtürzten ſich die Stuttgarter auf die nächſten Häuſer und wetteiferten mit den Jägern im ſchnellen Vordringen. Die erſten Kompanien Côte d'or-Mobilgarden riſſen aus. Auch die von Ille et Vilaine flohen. Da führt General Mariouſe die 35ten Linien-Infanteriſten heran. Nun kommt der Vormarſch der Württemberger zum Stehen.

Hinter Champigny drängt ſich der Strom der Flüchtigen zurück. Plötzlich jagt General Ducrot mit ſeinem Stabe heran und ſieht dieſe kopfloſe Maſſe. Schnell entſchloſſen, reißt er den Säbel aus der Scheide, den Revolver aus der Halftertaſche, ſprengt mitten in die Ausreißer hinein und ſchreit ſie an: „Lâches que vous êtes! Voulez vous retourner à vos postes!“

Solche und ähnliche Worte, ſowie die energiſchen drohenden Mienen des Generals und ſeiner Begleiter lenken den Strom der Flüchtigen wenigſtens von der Straße ab und machen letztere für die heranmarſchierenden Unterſtützungen frei. 35er, 42er und 113er werfen ſich den Württembergern entgegen und leiſten nun geordneten Widerſtand. 3 Batterien feuern in die Maſſen der Angreifer. Denſelben können nur 2 Geſchütze unter Leutnant Ertle antworten. Jetzt gelingt es auch dem Oberſt Grainey, ſeine Côte d'or-Moblots wieder zu ſammeln und vorzuführen. Eine etwa 3fache Übermacht iſt es, die nun den tapferen Schwaben entgegentritt. Neue Vorſtöße der letzteren unter Oberſt von Rampacher ſollen helfen. Es will aber nicht mehr recht gehen,

denn die Verluste häufen sich von Minute zu Minute. Da läßt der Oberst alle Tambours Sturm schlagen. Das hilft! Mit Hurra stürzt wieder alles vor, mit Hurra wird eine neue Häuserreihe erobert, Hauptmann Röll wirft sich mit seiner Kompanie in die Kalkbrüche hart am Dorfe und gibt Flankenfeuer ab, Hauptmann Beck und Leutnant Stohrer lassen die Zwischenwände der Häuser durchschlagen und gelangen bis zur Hauptstraße, die Hauptleute Hausmann und Benischeck stürmen gegen die Kirche an und dem Leutnant Kallee gelingt es sogar, seine Kompanie bis zur Straße von Campignolle vorzubringen. Nicht umsonst ist dieser tapfere Offizier einer der gewandtesten Turner. Hier beim Überklettern der Mauer gibt sein Beispiel den Leuten die beste praktische Lehre. Bis zur großen, Champigny von Nord nach Süden quer durchschneidenden Hauptstraße waren an verschiedenen Stellen die Württemberger auf diese Weise vorgedrungen. Jetzt müssen sie halten, die gegnerische Übermacht ist zu groß.

Nun entwickelte sich ein langwieriges, für beide Teile sehr verlustreiches Feuergefecht, das mehrere Stunden dauerte. Dort gab es ernste Scenen. Bei den Jägern z. B. standen die beiden Grafen von Taube, die einzigen Sprossen eines alten schwäbischen Geschlechtes. Schwer getroffen sank der Ältere im Park von Champigny in den Schnee. Sein Bruder eilt ihm zu Hilfe und beugt sich über den Gefallenen. Auch ihn trifft das feindliche Blei. Dennoch springt er auf; nur ein trauriger Blick gilt dem totwunden Bruder, dann ruft er feurig „Vorwärts, Jäger, vorwärts!“ In diesem Augenblick durchbohrt ihn ein zweites Geschoß und neben dem älteren färbt der jüngere Bruder mit seinem Herzblut den Schnee. Seine Jäger kann er jetzt nicht mehr führen; nun deckt er mit seinem Körper den Bruder und sorgt rührend für ihn. Beide wurden später in das Schloß La Lande gebracht; nach wenigen Stunden waren beide tot, gestorben für König und Vaterland. Furchtbar wütete der Kampf in Champigny. Bis 9¾ Uhr waren alle Kompaniechefs der Württemberger und die Mehrzahl ihrer Offiziere tot oder verwundet.

Aber Jäger und 7er wichen nicht. Sie wußten, sie mußten halten und sie thaten es.

In der Mitte hatte unterdessen Major Haldenwang mit seinen 1ern den Park von Villiers besetzt. Hauptmann von Lützow ging mit der 7ten und 8ten Kompanie, zu gleicher Zeit, wie der Sturm auf Brie und Champigny begann, gegen das Gehölz von La Lande vor. Dort standen französische 121er, ebenfalls ohne Vorposten. Hinter diesen lagerte die ganze Brigade Paturel.

„Hurra, hurra!" klang es plötzlich vor dem Walde und 400 tapfere Württemberger stürmten daher wie die wilde Jagd; „hurra, hurra!" antwortete das Echo wieder 400fach und fünfmal vermehrte die Angst diesen gefürchteten Schlachtruf in den Ohren der überraschten Franzosen. „Oh ce sont plus de quatre mille prussiens qui nous attaquent!"

Vor solchen, freilich eingebildeten Massen mußten die ersten feindlichen Bataillone natürlich schleunigst weichen. Aber es gab doch brave Offiziere bei ihnen, welchen der Schrecken nicht die ruhige Beobachtungsgabe raubte und die kleine Zahl der Angreifer verbarg. Mit gezücktem Säbel und gespanntem Revolver stellten sich diese ihren kopflos davon laufenden Leuten entgegen und brachten sie auch hinter einem der Verhaue wirklich zum Stehen. Nun brach ein gewaltiges Massenfeuer auf die wenigen Württemberger los. Eines der ersten Opfer war Hauptmann von Lützow, der tapfere Führer dieser kühnen Schar. Dennoch stürmte dieselbe mutig weiter. Nun aber kam der französische General Paturel mit seinen 122ern, tambours battants, heran. Dem übermächtigen Drucke wären die schon sehr zusammengeschmolzenen Württemberger erlegen. Hauptmann Vischer, der dies erkannte, gab den Befehl zum Rückzug. Schritt für Schritt wurde derselbe mit Kolben und Bajonett streitig gemacht. Neue Verluste lassen das kleine Häuflein noch mehr zusammenschmelzen. Das Gehölze muß geräumt werden. Aber schon 200 Meter außerhalb desselben, an dem von Chennevières nach Brie führenden Feldwege hielten die Schwaben wieder und feuerten

so energisch auf ihre Verfolger, daß diese vorzogen, sich unter die deckenden Büsche des Wäldchens zurückzuziehen und dasselbe nicht mehr zu verlassen. Dieser Angriff hatte den Württembergern 3 Offiziere und 155 Mann gekostet.

Die 3 bei Tagesanbruch stattgehabten deutschen Angriffe ergaben nun den Erfolg, daß Brie und die Hälfte von Champigny durch Überraschung zwar genommen waren, allein überall die bedeutende französische Übermacht ein weiteres Vorgehen unmöglich machte. In der Mitte blieben die Versuche gegen das Gehölz von La Lande noch vergeblich.

Wie wenn man in ein Wespennest sticht und dadurch den ganzen Schwarm zum Angriff reizt, so wirkten diese deutschen Vorstöße auf die große französische Armee. Jetzt hatte sie ausgeschlafen; nun konnten ihre Massen zu gewuchtigen Gegenschlägen herangeführt werden.

Immerhin verging noch einige Zeit, bis ihre Infanterieabteilungen gefechtsbereit waren. Dieselbe wurde durch einen gewaltigen Kampf der beiderseitigen Artillerien ausgefüllt. Außerdem zogen auch die Deutschen ihre Unterstützungen heran. Voraus jagten Batterien des II. preußischen Korps und eröffneten neben den württembergischen und sächsischen Kameraden ihr Feuer.

Dann kamen von links Kolbergische Grenadiere und 49er heran; von rechts eilten die sächsischen Schützen No. 108 und das III. Bataillon 107er herbei.

Nunmehr erschien aber auch die ganze französische Division Bellemare auf der Bildfläche. Durch die Mulde südlich Brie sollte sie heraufstoßen, geradenwegs gegen Villiers stürmen, die deutsche Schlachtstellung sprengen, die Besatzung von Brie abschneiden und dadurch den Sieg vorbereiten. Das war nicht schlecht erdacht und auch ganz gut in Scene gesetzt. Aber Prinz Georg von Sachsen erkannte die Absicht und parierte den Schlag, ehe er entschieden treffen konnte. Er schickte nämlich die beiden oben genannten sächsischen Bataillone der 108er und 107er unter Oberst von Tettau der französischen Division entgegen.

Warum jagt Major Schlick, der Schützenkommandeur, plötzlich allein auf den Feind los? Warum das?

Weil er ein braver, tapferer Offizier war, weil er seine Pflicht kannte und wußte, ein falsches Ansetzen seines Bataillons könne den ganzen Angriff mißlingen lassen, weil er zuerst genau sehen wollte, wo, wie stark und in welcher Richtung die Franzosen vorgingen, ehe er seinen Befehl erteilte. Daß dieser Mann mit solcher außerordentlichen Schneid anritt, das war ein Glück. Kaum kam er nämlich an den Rand der Höhe, da erkannte er, daß die Massen der gegnerischen Division nur noch wenige Hundert Schritte von ihm entfernt waren. Es galt nun vor allem, die Höhe vor dem Feinde zu erreichen. Wie der Blitz warf Major Schlick sein Pferd herum und jagte den Seinen entgegen. So laut wie damals schallte selten sein Kommando durch die Luft.

„Auf den Höhenrand! Marsch, marsch! Leute rennt, was Ihr könnt, sonst kommt uns der Feind zuvor!"

Wie diese Sachsen liefen! Das machen ihnen nicht viele nach. Nur noch 100 Meter fehlen bis zum Rand!

„Donnerwetter! Da sind die Rothosen schon! — Bataillon halt!" Er mußte es wiederholen, denn alles war zu sehr im Rennen. „Bataillon halt!" — Nun standen sie da, eine lebende Mauer.

„Legt an — Feuer! — Schnellfeuer!" Hu das prasselte auf die vollständig überraschten Franzosen in einer Entfernung von ungefähr 100 Metern los. Nur etwa 2 Minuten dauert der Geschoßhagel. Dann überschreit mit fast übermenschlicher Anstrengung Major Schlick das Getöse.

„Stopfen! Stopfen! Schützenanlauf — marsch marsch! Hurra, hurra, hurra!"

Eine Wetterwolke sauste auf die sich entwickeln wollenden Franzosen los. Nicht groß, aber schwer und furchtbar mächtig. Einem solchen Anprall konnte die Division Bellemare nicht widerstehen. Hinunter über die Höhe mußten die Wälschen, ob

sie wollten oder nicht, ob sie auch sechsmal so stark waren, als ihre Angreifer. Der Rand blieb den Sachsen.

Freilich hielt der geworfene Feind bald wieder und dehnte sich möglichst aus, um die schwachen Sachsen nun durch Massenfeuer zu erdrücken. Bald waren bei diesen der Kommandeur, sämtliche Hauptleute und die meisten Offiziere tot oder verwundet und sichtlich schmolzen die Kompanien zusammen. Nun gingen Oberst von Hausen mit seinem II. Schützenbataillon und eine Kompanie XIII. Jäger unter Leutnant Klette vor. Das half etwas. Dennoch wurde der Kampf für die doch noch bedeutend schwächeren Sachsen immer mörderischer. Etwa 2—3 französische Bataillone schwenkten hier wieder mit weißen Tüchern und umgekehrten Gewehren. Als aber Oberst von Hausen und Oberstleutnant von Dziembowsky heranritten, um sie zur Übergabe aufzufordern, feuerten die Franzosen von neuem, so daß ersterer nur mit Mühe auf seinem totwunden Pferde zurückkam und letzterer selbst schwer verwundet wurde.

Auch bei diesen neuen Unterstützungen, sowie bei den östlich Brie kämpfenden 107ern traten bald solche Verluste ein, daß man deutlich erkannte, ein längeres Verweilen in dieser Stellung werde den Untergang der braven Bataillone zur Folge haben. In solchen Augenblicken fallen einem Kommandeur leicht die heldenhaften Beispiele aus der Geschichte ein. Von dem Thermopylenkampf bis zur Neuzeit sieht man glänzende Namen im Geiste vorüberziehen und leicht entsteht der Wunsch: „So kannst auch Du deinen Namen auf ewig erhalten, wenn Du einfach den Dingen freien Lauf läßt, nichts thust und zusiehst, wie alle deine Leute und schließlich Du selbst dem feindlichen Blei erliegen. Dann heißt es: „die glorreich Untergegangenen von da und da.“ Das reizt, das kitzelt den Ehrgeiz, das lockt mit zauberischer Macht. So ideal und doch so egoistisch darf aber der deutsche Offizier nicht denken. Über allem, selbst über dem Anspruch auf höchsten Ruhm, steht das Gefühl der Pflicht. Das befiehlt: „Du mußt zurück, denn die Leute, die Dein Befehl rettet, können später wieder verwendet werden und vielleicht

den Sieg erringen. Jetzt wäre es nutzlos, sie zu opfern, denn ihre Aufgabe ist erfüllt und sie nur des Ruhmes wegen dem Untergang zu weihen, dazu hast Du kein Recht."

So mochte vielleicht auch der Oberst von Hausen gedacht haben. Schweren Herzens aber mit festem Entschluß gab er den Befehl zum Rückzug. Der wurde auf deutsche Art, das heißt im Schritt und in bester Ordnung ausgeführt. Zwischen Villiers und Noisy hielten die Braven wieder und kein Franzose wagte es, diesen Helden zu folgen. Natürlich hatte die Besatzung von Brie sich anschließen müssen, sonst wäre sie in dem Dorfe abgeschnitten und gefangen genommen worden.

Auf dem linken Flügel stand es ebenfalls schlimm. Oberst von Rampacher wurde mit seinen Württembergern in Champigny fast erdrückt. Da, gerade zur rechten Zeit, kamen die Kolberger Grenadiere und die 49er heran. Kaum hatten sich die ersteren aus dem Parke von Coeuilly herausgezogen, so setzten sie zum Sturm auf das Gehölz von La Lande an. Rechts das Bataillon von Massenbach, links das Bataillon Tiehsen ging es vor in dem Sturmmarsch, den die Pommern noch von Gravelotte her in den Ohren hatten, dem nichts widerstehen kann, der eben zum Siege führen muß. Tapfer hielten die Franzosen den Stoß aus. Was den Pommern durch das geringe Schützenfeuer während ihres Anlaufes und durch ihre drohende Haltung nicht gelungen war, erreichten sie aber leicht im Kampfe Mann gegen Mann. Schaurig krachten zerschmetterte Franzosenschädel unter den gewuchtigen Kolbenhieben der Kolberger; wie entsetzliche Hünen aus alter Zeit erschienen die langen preußischen Kämpfer vom Strande der Ostsee den kleinen französischen 121ern und 122ern und inbrünstig dankte jeder der letzteren seinem Schöpfer, wenn er sich heil aus dem Wäldchen drücken und noch die Flucht gegen Le Plant antreten konnte.

Jetzt waren auch die 49er da. In diesem Augenblicke wollte eine neue französische Kolonne Champigny nördlich umgehen und dadurch die Besatzung des Ortes zum Rückzug drängen. Sofort ließ Oberstleutnant Laurin das I. Bataillon dagegen

ausschwärmen. Württembergische 7er, 1er und Jäger schlossen sich an. Im ersten Anlauf warfen die Kompanien von Mach und von der Osten den Gegner aus den dortigen Kiesgruben und Steinbrüchen, die Kompanie von Kehler, sowie das Bataillon von Knobloch vertrieben den Feind aus den Weinbergen und schließlich wurde der ganze nordöstlich Champigny liegende Abhang von allem, was rote Hosen trug, gesäubert. Freilich war es nicht ohne schwere Opfer abgegangen. — Das Füsilierbataillon der 49er warf sich in das Dorf selbst und unterstützte dort die Württemberger, welche ihrer Verluste und des eintretenden Munitionsmangels wegen kaum mehr im stande waren, sich zu halten. Die Kompanien Dufay und Gräf gelangten bald in die ersten Reihen. Noch bälder aber verloren sie ihre Offiziere. Thut nichts! Deutsche Soldaten erfüllen ihre Pflicht auch ohne daß sie fortwährend von den Offizieren dazu getrieben werden und die Pommern wußten, warum es sich handelte. Allein die geringe Zahl dieser Unterstützung genügte nicht, die Lage in Champigny dauernd zu verbessern. General von Fransecky aber sah klar. Er ahnte schon im voraus die schwierige Aufgabe der dortigen Kämpfer und hatte der 3ten preußischen Infanteriedivision Befehl zum schleunigen Heranrücken gesendet. Noch bevor diese ankommen konnte, ertönten helle Signale, Geschütze rasselten heran, nun verließen sie die Straße, die Protzen flogen herum, als wären es nur Flederwische und ehe die Franzosen wußten, was los sei, flogen ihnen die Granaten der 3 Batterien des Majors von Eynatten auf die Köpfe. Das unterstützte wieder etwas und doch nicht genug.

Ungefähr um $10^{3}/_{4}$ Uhr stand also die Schlacht wie folgt: Auf dem rechten Flügel führten die Sachsen nach der Räumung von Brie ein hinhaltendes Gefecht gegen die feindlichen Divisionen Bellemare und Mattat; in der Mitte wehrten sich Kolberger Grenadiere und württembergische 1er in hartem Kampfe ihrer Haut gegen die Division de Maussion und bei Champigny erlagen württembergische 7er, II. Jäger und preußische 49er fast dem Drucke der Divisionen Faron und de Malroy. Überall

bewirkte aber das energiſche Eingreifen der preußiſchen, württembergiſchen und ſächſiſchen Batterien, daß die Franzoſen doch keine oder nur ſehr unbedeutende Vorteile errangen. Nun kam aber auch noch ihre aus Creteil herbeigerufene Diviſion de Suſbielle an. Wirklich verloren die Verteidiger von Champigny zum zweitenmale die neben dem Orte liegenden Kiesgruben. Plötzlich erklangen neue ſcharfe Hurra's im Rücken der deutſchen Kämpfer. Das war Hilfe in der Not. Die pommerſchen Jäger Nro. II und die 14er eilten herbei. „Fort jetzt ihr Rothoſen, ſonſt ſeid Ihr verloren!" Viele von ihnen glaubten dies nicht. Sie wurden erſchlagen oder gefangen. Zum drittenmale, nunmehr endgültig, wurden die Kiesgruben erobert. Jetzt gings auch wieder in Champigny vorwärts. Württemberger und Pommern wetteiferten mit einander. Wer keine Zündnadelpatronen mehr hatte, ergriff ein Chaſſepotgewehr eines Toten, ſowie deſſen Munition und ſchoß damit. So wurde der Feind trotz ſeiner Maſſen bis zur großen Hauptſtraße zurückgeworfen.

Nun entſtand überall ein hinhaltendes Gefecht. Bei den Sachſen wartete man vergeblich auf den Hauptſtoß des Gegners. Der hatte beim erſten Verſuche gegen die 108er ſolchen Reſpekt vor der deutſchen Tapferkeit bekommen, daß er von einer Wiederholung des Verſuches nichts wiſſen wollte. Die deutſche Artillerie vertrieb auch in der Mitte dem Gegner alle Angriffsgelüſte. Die letzten derartigen Verſuche waren von der Beſatzung von Villiers, welche durch 42er und 100er eine ſehr willkommene Verſtärkung erhalten, abgewieſen worden. Bis zum Eintritt der Dunkelheit dauerte das Geſchützfeuer fort. Dann wurde es auf der ganzen Linie ſtill. Nur in Champigny hauſte noch der ſchaurige Ortskampf und erſt nach und nach trennten Ermattung, Hunger, Durſt und Munitionsmangel die wütenden Kämpfer. — Der zähe Widerſtand der Deutſchen hatte die Armee Ducrot's vollſtändig entmutigt. Außerdem waren die Banden der Ordnung und Disziplin größtenteils gelöſt und der franzöſiſche Feldherr erkannte ſelbſt: „Mit einem ſolchen Heere iſt kein Erfolg mehr möglich."

Die Deutschen hatten sehr gelitten. Aber ein Gedanke ließ sie stolz das Haupt erheben, nämlich was sie sich geschworen, „kein Franzmann darf durchkommen", war in Erfüllung gegangen, „keinem war der Durchbruch gelungen". Außerdem wußten alle, jetzt befanden sich so viele Unterstützungstruppen teils schon in der Nähe, teils im Anmarsch, daß eine Aussicht eines Erfolges der Franzosen gar nicht mehr erwogen zu werden brauchte. Dann fühlten sie sich gehoben, ja beseligt durch das Bewußtsein, daß, so wie heute, sich immer die deutsche Kameradschaft treu bewähren werde, denn heute hatten ja Preußen, Schwaben und Sachsen sich gegenseitig auf das trefflichste bewiesen „Dir zu helfen, Du deutscher Bruder aus dem Norden, Süden und Osten des Reiches scheut keiner von uns sein Blut und sein Leben."

Die Nacht verging im allgemeinen ruhig. Nur hie und da erinnerte eine schwere Granate aus einem der französischen Werke an den Ernst der Lage.

Am Morgen des 3. Dezembers machten die Franzosen einige schwache Vorstöße, die leicht abgewiesen werden konnten. Die beiderseitigen Artillerien aber feuerten den ganzen Tag fast mit gleicher Heftigkeit wie am 2.

Bei den Franzosen bemerkte man das Zurücknehmen starker Kolonnen über die Marne. Sie hatten also genug. Wirklich führte General Ducrot, überzeugt, daß er einer völligen Auflösung seiner Armee nur durch die Aufgabe des Kampfes entgehen könne, dieselbe nach Paris zurück.

„Es geschieht nur, um Euere Schlagfertigkeit wiederherzustellen und noch zu erhöhen." So erzählte er seinen Leuten und diese glaubten es. General Ducrot hatte ja sein Ehrenwort gegeben, nur als Sieger oder tot zurückzukehren. Da er so ruhig dort vorne gegen Paris ritt, mußte man wohl gesiegt haben.

Deutscherseits störte man den Rückzug nicht und unterließ auch neue Stürme auf den noch nicht eroberten Teil von Champigny und auf Brie. Die reife Frucht mußte ja von selbst

fallen und deshalb wäre es falsch gewesen, noch höhere Verluste zu bewirken.

Außerdem wollte man für die Verwundeten sorgen und den ermatteten Truppen einige Ruhe gönnen.

Auch die Nacht zum 4. Dezember verlief ohne ernste Störung.

Am Morgen des 4. fanden die deutschen Patrouillen zu ihrer freudigen Überraschung Brie, ganz Champigny und die Höhen westlich Villiers vom Feinde geräumt. Natürlich wurden diese Orte sofort wieder von den deutschen Vortruppen besetzt.

Bald erkannte man, daß der Gegner jede Absicht, in südöstlicher Richtung aus Paris auszubrechen, aufgegeben habe. Deshalb wurden die teils ausgeführten, teils befohlenen Truppenverschiebungen wieder aufgehoben und alle Korps traten in ihre alten Verhältnisse zurück.

Am 5. Dezember warf Major von Grävenitz mit 2 Kompanien württembergischer 2er durch einen sehr schneidigen Überfall noch die letzten Reste der französischen Brigade Mariouse aus Le Plant hinaus und damit war das ganze vorher von den Deutschen besetzte Gelände wieder in ihren Händen.

So endete der größte, von den Franzosen in der sicheren Erwartung glücklichen Gelingens unternommene Ausfall. Württemberger, Sachsen und Preußen hatten durch vorzügliche Tapferkeit alle Angriffe der weit überlegenen Massen abgewiesen, der französische Ausfall war gänzlich mißglückt.

Freilich wurde dieser bedeutende Erfolg von den Deutschen mit großen Opfern erkauft. In der Schlacht vom 2. Dezember hatten verloren: Die Preußen 88 Offiziere, 1367 Mann, die Sachsen 51 Offiziere, 1199 Mann und die Württemberger 40 Offiziere, 794 Mann.

Der deutsche Gesamtverlust in den Kämpfen im Südosten von Paris vom 29. November bis 5. Dezember betrug 272 Offiziere und 5482 Mann; der der Franzosen nach ihren eigenen Angaben: 1008 Tote und 5022 Verwundete, unter beiden 414 Offiziere. Dazu kommen noch an 4000 Gefangene.

Den Deutschen wurde aber als einiger Trost über den Verlust so vieler Kameraden außer dem glücklichen Gefühl über den eigenen Sieg noch die Freude zu teil, daß aus dem Süden die Nachricht von der Wiedereinnahme von Orleans und aus dem Norden die von der Festsetzung der I. Armee nach glücklichen Kämpfen an der unteren Somme und Seine einlief.

Mächtig berührten diese Botschaften einen jeden der Belagerer und wie frohes Ahnen zog es durch die Brust:

„Bald fällt auch Paris!“

X.

Vorposten im Winter 1870/71. Die Beschießung.

Kleinzelmännchen und Gnomen hatten die letzten Blätter von den Bäumen geholt. Sie mußten sich warme Lager bauen, denn früh, sehr frühe waren schon große Scharen von Zugvögeln am Himmel erschienen, deren Geschrei die wilden Gänse verriet, welche der eisige Boreas vor seine Wolken spannt, wenn er herunterkommt in die fruchtbaren Gefilde des wärmeren Landes. Dort läßt er mit eisigem Hauch erstarren, was noch lebt und sich nicht schützen kann. Frau Holle kam ihm aber zuvor, schüttelte ihr Linnen aus und weißer Flaum breitete sich deckend über der gefährdeten Erde aus.

„Ja das wäre alles schön und gut, wenn es mich nur nicht so erbärmlich frieren würde. 12 Stunden in solcher Kälte im Laufgraben liegen und ruhig in das verdammte Nest hineinschauen müssen, ist aber auch kein Spaß. Ich beneide unsere Posten. Die können doch hie und da etwas herumtrippeln!“

„Beruhige Dich, Fritz. Bald geht das Schießen los und dann geben sie klein bei.“

„Schießen? Ich glaube gar nicht mehr daran. Weiß.

der Henker, wer an dieser Hinausschieberei des Bombardements Schuld trägt. In Deutschland glaubt man, wenigstens soviel die Zeitungen schreiben, Bismarck wolle nichts davon wissen. Dem ist aber gar nicht so. Von dem Dr. Moritz Busch weiß ich ganz genau, daß der Kanzler immer für das Schießen stimmt. Erst vor kurzem hat derselbe bei Tisch sich offen in diesem Sinne geäußert. „Gebe man mir den Oberbefehl auf 24 Stunden, und ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Ich würde dann bloß einen einzigen Befehl geben: Es wird gefeuert.“ So soll er gesagt haben und das sieht ihm ganz gleich. Unsere Ingenieur- und Artillerie-Generale aber sind zu vorsichtig. Wenn die nicht Munition für ein halbes Jahr und zweimal soviel Kanonen als der Feind zur Stelle haben, so wollen sie gar nicht anfangen zu schießen.“

„So ganz unrecht haben sie nicht. Denke Dir nur, wenn man aus Mangel an Munition aufhören müßte, ehe das Bombardement einen thatsächlichen Erfolg gehabt, so würde der Gegner dadurch nur ermutigt. Die Herbeischaffung des nötigen Materials ist aber wegen des gesprengten Tunnels bei Nanteuil überaus schwer und eine andere Eisenbahn als die über Toul-Nanteuil haben wir ja nicht.“

„Weiß wohl! Allein man muß auch etwas wagen. Vielleicht hätte ein tüchtiges Bombardement von nur 8 Tagen, was man jetzt gewiß ausführen kann, die Pariser veranlaßt, zu Kreuz zu kriechen. Ich will Dir aber sagen, woran die Sache hapert. Es gibt verschiedene hohe Damen, die aus übertriebener Menschenliebe verhüten möchten, daß einige deutsche Granaten in die Stadt selbst fliegen und vielleicht statt eines Soldaten auch einmal einem alten Weibe ein Loch in den Kopf schlagen. Diese Humanistinnen denken natürlich nicht daran, daß an jedem Tag, um den die Belagerung länger dauert, so und soviele unserer braven Kerls erschossen werden oder sich doch bei der Hundekälte auf Vorposten einen Treff für ihr ganzes Leben holen. Ich möchte diesen Schürzen am liebsten wünschen, daß sie einmal 24 Stunden hier in Schnee und Eis im Laufgraben liegen

müßten. Dann verging ihnen die thörichte Schwäche für die verrückten Pariser."

„Du kannst Recht haben. Ja, ja es ist wahr. Weiberröcke sollen nicht in die Politik und in den Kriegsdienst reden dürfen. Davon verstehen sie nichts. Vielleicht ist es auch nur so ein Gerede. Wir wollen sehen, wie es wird und vorläufig eben unsere Schuldigkeit thun und weiterfrieren."

Blieb dem guten, alten Hauptmann auch nichts anderes übrig, denn der Thermometer zeigte 13 Grad unter Null und eine Heizvorrichtung für offene Laufgräben ist noch nicht erfunden. Daß man im allgemeinen über die lange Verzögerung des Bombardements nicht sehr erbaut war, läßt sich nicht leugnen. Schließlich aber dachte man doch: „Moltke wird's schon recht machen".

Das Leben bei den Vorposten war mit Eintritt der kalten Jahreszeit ein ganz eigentümliches geworden. Selten war aber auch ein Winter so frühzeitig und so scharf aufgetreten wie der von 1870/71. Ist doch die Seine seit Erinnern der ältesten Leute nicht so fest zugefroren gewesen als damals, wo wir nicht nur hinüber gehen und reiten, sondern sogar mit Kanonen und Lastwagen fahren konnten. Die erste Sorge galt der warmen Bekleidung unserer Leute, besonders jener, welche an zugigen, besonders kalten Plätzen Posten stehen mußten. Natürlich reichten hierbei die militärischen Ausrüstungsstücke nicht hin und man mußte bei Prüfung des vorschriftsmäßigen Anzuges oft nicht nur ein, sondern sogar beide Augen zudrücken.

Stand da z. B. neben der sogenannten „englischen Villa" bei Pierrefitte, auf welcher ein Gardegrenadier „brûlé par un obus français" vermerkt hatte, eine Gestalt, ein mächtiges Federkissen auf den Rücken gebunden, Filzschuhe über den hohen Stiefeln, eine große weibliche Pelzkappe über den Kopf gezogen und richtete den spähenden Blick unaufhörlich nach dem Feinde. Ritt man heran, so meldete dies fabelhafte Wesen: „Doppelposten Nr. 1 von der Feldwache Nr. 2 des Herrn Leutnant X an der und der Straße."

„Welches Regiment?"

„4tes Garde-Regiment zu Fuß."

Man mußte es wohl glauben, denn sehen konnte man nicht, ob der Mensch wirklich zu diesem Regimente gehöre oder nicht.

Gegenüber den französischen Vorposten war an manchen Stellen, besonders da, wo sich die gleichen Abteilungen längere Zeit gegenüber standen, eine Zeitlang ein ganz freundschaftliches Verhältnis eingetreten.. Z. B. kamen die 31er in der Gegend von Epinai in einen vollständig kameradschaftlichen Verkehr mit den bei St. Denis stehenden französischen Linientruppen. Die Patrouillen sprachen mit einander, die Belagerer tauschten in friedlichster Weise Pariser Zeitungen gegen Liebesgabenwürste, Zigarren und Tabak ein und wiederholt machten französische Soldaten Besuch in Epinai. Dabei wunderten sie sich sehr über die breitschulterigen, stämmigen Thüringer und noch mehr über deren Gleichmut gegen die Kälte. Plötzlich erschien ein scharfer Befehl des Generals Trochu, der diesen Verkehr gründlich untersagte und die Regimenter verlegte. Nun ging die Flintenknallerei wieder an.

Gleichmäßig seit Beginn der Belagerung hatte das französische Granatfeuer fortgedauert. Es wurde dadurch mit der Zeit etwas gefährlicher, daß die sumpfigen Stellen und nassen Wiesen einfroren und nun das Ersticken der Granaten im weichen Erdboden weniger, schließlich gar nicht mehr vorkam und viel mehr Geschosse richtig krepierten. Dennoch blieben noch genug ungesprengt liegen. Bei der unachtsamen Behandlung solcher aufgefundener ganzer Zuckerhüte waren wiederholt Unglücksfälle durch nachträgliches Krepieren vorgekommen. Einmal fielen auf diese Weise 17 Musketiere der 38er einem solchen Ungetüm zum Opfer. Nun kam ein Befehl, daß jede nicht explodierte Granate mit einem kleinen Graben umgeben und mit einem Täfelchen, das die Aufschrift „Vorsicht" trug, versehen werden mußte.

Übrigens ist es staunenswert, wie wenig Schaden dieses fortwährende Granatfeuer der Franzosen doch eigentlich anrichtete.

So ergaben Meldungen, welche beim V. Armeekorps einliefen, daß vom 7. bis zum 13. Dezember aus dem Fort des Mont Valerien und aus der sogenannten Mühlenschanze 547 Granaten gegen die Preußen gefeuert und dadurch nur je 1 Mann der 58er und 59er verwundet worden waren. Berechnet man im Durchschnitt jedes Geschoß nur auf ⅛ Zentner Eisen, so waren 68 Zentner Eisen zu diesen beiden leichten Verwundungen nötig. Bei den Bayern des Generals von Hartmann fielen z. B. vom 17. bis 21. Oktober und 27. bis 30. November etwa 2000 Granaten allein in das Dorf Bagneux und brachten dessen Besatzung nur einen Verlust von 2 Toten und 9 Verwundeten bei.

Allmählich hatten sich die Franzosen daran gewöhnt, von mittags 12 bis 1½ Uhr und von 5 bis 6 Uhr ihre regelmäßigen Schießübungen vorzunehmen. In den anderen Tagesstunden knallten sie nur hie und da zum Zeitvertreib. Das fortwährende Geknatter härtete uns jedoch so ab, daß man sich schließlich gar nichts mehr daraus machte. — So stand z. B. der Füsilier Pochzial der 38er hinter einer Mauer als Posten, als eine solche Granate die Mauer dicht neben ihm durchschlug, so daß er ganz mit Kalk und Steinsplittern überschüttet wurde. „Macht nischt!" meinte er einfach, klopfte sich den Schmutz ab und harrte ruhig auf seinem Posten aus.

Das Notieren der Schüsse bot den Leuten sogar eine Art von Zerstreuung und wurde schließlich zum Ausraten einer Flasche Wein oder ähnlichem benützt.

„Wetten wir, daß der Montrouge heute Nachmittag mindestens 80 Schüsse abgibt!"

„Gut, es gilt die halbe Weinportion von morgen."

So lautete z. B. eine solche Abmachung der Leute und wir Offiziere hatten dies sehr gern, weil solche Wettende dann mit erhöhter Aufmerksamkeit dem Geschäfte des Schußzählens oblagen. Manchmal traf eine Granate aber doch. So zerschlug eine solche eines Tages einem Trainpferd ein Bein.

„Das Tier erschießen und begraben!"

„Zu Befehl, Herr Major!“

Die V. bayerischen Jäger, die die Sache anging, stellten sofort neben der Straße Sceaux-Fontenay ein Grab her. Allein erstens war es sehr kalt, der Boden fest gefroren und deshalb die Arbeit sehr schwer, zweitens konnte jeden Augenblick ein neuer Zuckerhut zum Besuche kommen, was doch bedeutend zur Eile mahnte und drittens war bei den biederen Jägern zufällig kein Mathematikprofessor anwesend, der Vermessungen hätte anstellen können. Von der ausgeschaufelten Erde holten sich die nächsten Jäger schnell den größten Teil zur Deckung ihres Laufgrabens weg.

„Dös Loch wird jo fast ganz durch den Gaul ausg'füllt.“

Ja, ja. So sollte es auch sein. Als das tote Pferd aber hineingezogen worden war, erwies sich das Grab als so klein, daß es wohl den Körper, aber nicht mehr die Beine des auf dem Rücken liegenden Tieres aufnehmen konnte und die noch übrige Erde reichte nur zum Bedecken des Pferderumpfes aus. Nun das schadete nichts, denn bei der riesigen Kälte verwesten ja die Pferdebeine nicht, sondern waren bald fest gefroren. Monatelang ragten nun dort 4 steife Roßbeine aus dem durch den Schnee ganz eben gemachten Boden hervor. Die rückkehrenden Franzosen werden sich nach dem Friedensschluß genug über ein solches seltsames Denkmal gewundert haben.

Ebenso ungemütlich wie auf Posten wurde im Winter das Leben bei den Feldwachen. Sicher waren zwar die Erddeckungen. Weil man aber gerade wegen der Sicherheit die Aus- und Eingänge möglichst klein und eng machte, so herrschte dort unten nahezu keine Ventilation und deshalb auch gerade kein Salongeruch. Immerhin war es während des Winters daselbst noch angenehmer als im Herbste, wo die Nässe das ganze Erdreich erweichte und man in den nicht mehr trocken werdenden Uniformen noch mehr fror als später bei doppelt so viel Graden Kälte. In einzelne Erddeckungen konnte man eiserne Öfen bringen. Dadurch entstand aber oft der Nachteil einer abscheulich rauchigen und von schädlichen Gasen erfüllten Luft. Auch wurden die

Franzoſen durch den aus den Thüren dringenden Qualm aufmerkſam und ſchoſſen nach ſolchen Deckungen eifrig. Dann kam der im Winter lang auf dem Boden liegen bleibende und in die Deckung dringende Pulverdampf hinzu und vermehrte das Unangenehme des Aufenthaltes in der Deckung. Dieſe Zuſtände verſchafften z. B. einer Deckung der X. bayeriſchen Jäger bei Clamart den bezeichnenden Namen „Stinkdarm“.

Ein ſehr empfindlicher Mangel war der von Beleuchtungskörpern. Von Lampen natürlich keine Rede. Aber auch die Lichter wurden immer ſeltener. Da kam der Jäger Glasl des V. bayeriſchen Jäger-Bataillons auf eine geiſtreiche Idee. Eines ſchönen Tages fand nämlich ein Leutnant im Quartier von Glasl und deſſen Kameraden eine wahre Illumination.

„Ja Leute, wie habt Ihr denn das angefangen?“

„Seh'gn's nur her, Herr Leitnant. Dös ſan Schampes-(Champagner)-Glaſl'n. In die ha'm m'r unt'n an Stopsl einizwängt und durch den Stopsl afdrahti Schürl'n zog'n. Nocher wird vun der Schaffupp'n z'Mittag d'Fett'n a'g'ſchöpft und einigoß'n und die G'ſchicht brennt ganz ſchö!“

Es war wirklich ſo. Auf dieſe Art leiſtete der verehrte Hammel doch noch einen anderen Dienſt, als nur den Appetit zu verderben.

Eine ganz beſondere Abwechslung bot immer das Erſcheinen eines tiefgehenden Luftballons. Oft genug gab man ſich der Hoffnung hin, ein ſolcher werde wegen Undichtigkeit der Ballonwände Gas verloren haben und ſchon im Bereich der deutſchen Truppen zum Sinken kommen. Meiſt wurde die Freude aber zu Waſſer, d. h. zu Luft, denn die Ballonreiſenden warfen beim Erſcheinen der Deutſchen ſchnell Ballaſt aus und verſchwanden buchſtäblich in den Wolken. So ſah eine Patrouille der Garde Eliſabether einen Ballon bei Le Bourget niedergehen und mit einer franzöſiſchen Patrouille in Verbindung treten.

„Drauf Grenadiere. Den müſſen wir haben. Gefreiter Mertens mit 4 Mann die feindliche Patrouille verjagen; die anderen mir nach und auf den Ballon achten.“

Sorgsam schlichen sich die Grenadiere heran. Nun kamen sie an ein freies Feld und wurden von den Franzosen gesehen. Deren Patrouille riß sofort aus. Der Ballon aber auch. Seine Besatzung warf nämlich schnell einen Sack mit Sand aus und erhob sich dann stolz in die Höhe. Es nützte nichts, daß die Grenadiere nachfeuerten, die Entfernung war zu weit, um zu treffen. Die Elisabether ärgerten sich nun natürlich nicht schlecht. Die französischen Luftschifffahrer aber machten wahrscheinlich eine lange Nase herunter und riefen vielleicht dazu: „Mon Laisser-passer? Tiens le v'la!"

So geht's im Kriege. Einmal hat der den Schaden und jener den Spott, ein andermal umgekehrt. Nun wir konnten einen so kleinen Mißerfolg leicht verschmerzen.

Ernstere Abwechslung verschaffte das Erwischen eines Spions. Es wäre falsch zu leugnen, daß von beiden Seiten Kundschafter unterhalten wurden. Das gehört bei Belagerung einer so großen Festung eben auch zum Kriegsgebrauch. Freilich nützt der Umstand, daß sie notwendig sind, den betreffenden nicht viel. Wenn sie gefangen werden, geht es ihnen an den Kragen. So versuchten z. B. von Argenteuil her zweimal Einwohner dieses Städtchens sich nach Paris zu schleichen, um den Belagerten Nachrichten zu bringen. Der erste wurde ertappt. Er trug 2 Anzüge und hatte einen Begleitschein des Tags zuvor wegen verdächtigen Benehmens verhafteten Maires jenes Städtchens bei sich. Er wurde standrechtlich von den 31ern erschossen. Den anderen erschoß sofort ein Posten des gleichen Regiments, als er die Linie durchschleichen wollte.

Das schwierigste Manöver für unsere Kundschafter war immer das Passieren der feindlichen Vorposten. Dabei ereignete sich einmal nachstehende Geschichte. Mit einem der preußischen Vorpostenkommandeure begab sich ein Mann, der einen Bündel unter dem Arm trug, in ein in der vordersten Linie gelegenes Haus. Bald darauf sprang aus demselben ein französischer Franktireur heraus, schlich sich einige Zeit in den Büschen an der Seine herum und lief, als er von den preußischen Posten

gesehen wurde, so schnell er konnte, gegen die französische Stellung zurück. Die Preußen schossen auf ihn, aber merkwürdiger Weise entkam er unverletzt und freudigst wurde der kühne Vaterlandsverteidiger von den dort gerade auf Vorposten stehenden Nationalgardisten empfangen. Es war einer der besten deutschen Kundschafter.

Schön ist die Verwendung solcher Leute nicht. Aber sie muß sein und darum ist sie durch das Völkerrecht genehmigt und bei allen Heeren im Gebrauch. Es handelt sich ja hier auch nur um geschickte Täuschung des Feindes durch Leute, denen von vornherein ihr Los im Falle einer Entdeckung klar ist. Ganz anders verhält es sich mit dem Vertrauensbruch, den sich eine ganze Reihe von französischen Offizieren zu Schulden kommen ließ. Dieselben gaben ihr Ehrenwort, das Höchste, was der Offizier als Beteuerung geben kann, und verpflichteten sich hierdurch, teils in diesem Kriege weder gegen Deutschland zu dienen noch etwas zum Nachteile Deutschlands zu thun, teils aber auch nicht aus den deutschen Orten, welche ihnen als Gefangenen zugewiesen waren, zu entfliehen. Dennoch entflohen allein aus dem Gebiete des damaligen norddeutschen Bundes bis Mitte Januar 1871 108 solcher dunkler Ehrenmänner. Verschiedene z. B. der in Weiberkleidern aus Altona entfliehende Leutnant Marchesau und ein aus Graudenz nach Rußland ausreißender Oberst wurden wieder gefaßt. Unter diesen Ehrlosen befanden sich Offiziere aller Grade, auch Generale wie Ducrot, Thibaudin und Barral. Das Charakteristischste über die Anschauung der französischen Regierung in Beziehung auf Offiziersehre war aber, daß sie solche Wortlose ohne Scheu wieder anstellte, wie den ersten jener Generale in Paris, den letzten bei der Loire-Armee und die übrigen französischen Offiziere ließen dies anstandslos geschehen. Thibaudin wurde später sogar Kriegsminister. War es ein Wunder, daß wir uns schließlich daran gewöhnten, nicht mehr in jedem französischen Offizier einen Mann von Ehre zu sehen? Zahlen wie die obige (108) geben ein Recht zu zweifeln.

In den rückwärtigen Quartieren suchte man sich so viel

als möglich für die auf Vorposten ausgestandene Kälte zu entschädigen. Man richtete sich so behaglich als möglich ein und allmählich begannen sogar die lebhaftesten Optimisten doch Vorkehrungen für die Zukunft zu treffen. Sie merkten eben, so schnell, als sie geglaubt, ging es mit Paris doch nicht. Nun erging es jenen Abteilungen gut, bei denen einige Pessimisten in maßgebenden Stellungen rechtzeitig an die Zukunft gedacht hatten. Wie war anfangs beim II. bayerischen Korps der Generalstabshauptmann Gierl geneckt worden, weil er im Oktober Holzvorräte für den Winter sammeln und andere scheinbar nicht nötige Vorkehrungen treffen ließ. Als aber Schnee und Eis auf den Fluren und wir immer noch vor Paris statt in der Stadt lagen, erkannte jeder, daß dieser Mann kein Schwarzseher, wie er im Herbste hieß, sondern ein recht tüchtiger Hellseher gewesen war und mancher dankte ihm nun herzlich für seine Fürsorge.

Weit zurück wurden allmählich eiserne Öfen requiriert und zu den Einschließungstruppen vorgebracht. Recht angenehm erwies sich dabei ein in Chatillon vorgefundenes Ofenmagazin. Im Sommer und Herbst hatten unsere Leute viele der kleinen Eisenöfen desselben benützt, um schlechte Witze damit zu machen, z. B. scheinbare Batterien gegen die Forts zu errichten. Wie freuten sich da die Leute, wenn eine französische Granate in eine solche Pseudobatterie einschlug! Allmählich aber holte man, die immer kostbarer werdenden Öfen wieder in die Häuser und Erddeckungen, wo sie praktische Verwendung fanden.

Recht angenehm erwies sich um diese Zeit das Eintreffen der Liebesgabentransporte. — Liebesgabenzigarren! Hm, hm!!

Aber Liebesgabenwäsche! Bravo! Bravissimo! Bald konnte jeder Soldat mit wollener Leibwäsche und Fußbekleidung ausgerüstet werden. Das erwies sich als ausgezeichnet und viele glückliche Dankesrufe belohnten die wohlthätigen Sender für ihre freudigst aufgenommenen Gaben. Dabei entwickelte die Feldpost eine alle Erwartungen übertreffende Leistungsfähigkeit. Nein, diese Haufen von Poststücken, welche um die Weihnachts-

zeit bei den Truppen um Paris einliefen! Die mußte man sehen, um sich einen Begriff von der Thätigkeit der braven Feldpost zu machen. Wer sie aber sah, der rief oder dachte sicher in seinem Innern: „Alle Achtung vor solchen Leistungen und vor dem Manne, der eine so tüchtige Anstalt geschaffen!“

Neben den reichen Sendungen von Wollwäsche halfen die fortwährenden Funde vorzüglichen Weines und auch ähnliche Gaben aus der Heimat die Strapazen des Winters zu ertragen. Es ist kaum glaublich, welche Mengen der besten Weinsorten immer wieder von schlauen Suchern in den Schlössern und Dörfern um Paris aufgefunden wurden. Selbst noch während des Waffenstillstandes versiegten diese Quellen nicht. Unter anderem half da einmal in einem Orte, welcher — ich glaube — von den Sachsen besetzt war, der Besitzer selbst, seinen Vorrat zu verraten. Er war nach der Übergabe von Paris erschienen und nahm sein freilich sehr verändertes Haus in Augenschein. Der ihn führende Soldat bemerkte, daß der „Mussiö“ einem der leeren Kellerräume eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, eine Wand sorgsam betrachtete und dann vergnügt lächelte. Nun kehrte der Franzose nach Paris zurück. Sofort machte sich der biedere Sachse mit einigen Kameraden an das Suchen, fand, daß die Mauer hohl klang und entdeckte dahinter ein neues großes Weinlager. Bis der Friede geschlossen wurde, war der Wein gründlich ausgetrunken. In dem Keller aber wurde eine in französische Uniform gekleidete Strohpuppe sorgsamst vermauert. Was wohl der „Mussiö“ gedacht hat, als er seinen Schatz heben wollte?

Anders erging es den bayerischen V. Jägern und den preußischen Wallbüchsenschützen beim Laufgrabenanlegen in Chatillon. Plötzlich stieß einer der letzteren auf einen Hohlraum.

„Bayer, komm man ran und hilf mich sehen, was da drinnen ist.“

„Dös wer'n m'r glei hob'n. M'r steig'n holt abi!“

Thatens auch und fanden 3 große volle Weinfässer und etwa 60 Flaschen Madeira, Cognac u. s. w.

„Hurra! Das ist ein prächtiger Fund!“ Er war bald gehoben. Nun redliche Teilung. 10 Flaschen dem Schützenoffizier, 50 den Jägeroffizieren, 1 Faß den Schützen, 2 den Jägern. Die Kompanie der letztern wird, weil gerade dienstfrei, versammelt. Jeder zweite Mann tritt mit dem Feldkessel vor. Nun wird angezapft. Das geht schnell und erwartungsvoll schaut jeder auf den Hahnen.

„Erster Mann herantreten! Unterhalten!“ Es geschieht. Der Unteroffizier öffnet den Hahnen.

„Zum Henker, was ist denn das? Da kommt ja nichts heraus!“

„Der Wein wird wohl eingefroren sein!“

„Heraus mit dem Hahnen und nachsehen!“ Der Befehl wird ausgeführt. Ein Unteroffizier langt mit dem Finger durch das Loch und bringt ihn mit einer gelblichen Masse behaftet wieder heraus.

„Was ist denn das?“

„Öl, Herr Hauptmann!“

„Was? Öl?“

„Zu Befehl! Halb gefrorenes Provenceröl!“

„Gut! Die Mannschaft kann abtreten, denn das Weinfassen findet jetzt nicht statt. Die Korporalschaftsführer zu mir!“

Lachend und über das Mißgeschick scherzend, ziehen die Leute ab. Es ging ihnen aber nicht ganz so schlecht, denn der Hauptmann gab genug Kognakflaschen seinen Unteroffizieren zur Verteilung an die Mannschaft. Die gehoffte Weinzulage für die nächste Woche unterblieb aber. Dafür wurden Haare, Stiefel, Gewehre u. s. w. von da an gründlich mit feinem Provenceröl eingeschmiert.

In mehreren Orten der Einschließungstruppen hatten sich sogar einzelne Kaufleute und Wirte aus Deutschland angesiedelt. So bestanden bei den Garden verschiedene Kneipen, in denen schlaue Berliner vorzügliche Geschäfte machten; in Sceaux stand an einem Hause mit großen Buchstaben angeschrieben: „Angelo

Sabbadini aus München", während es innen Zigarren, Tabak ꝛc. gab u. s. w.

Allmählich kam der Weihnachtsabend heran. Ob die Franzosen wenigstens in der heiligen Christwoche Ruhe hielten? Es schien nicht der Fall zu sein. Denn auf der ganzen Nordfront unternahmen sie am 21. Dezember lebhafte Ausfälle gegen das IV. Korps, die Garden und die Sachsen. Am ernstesten wurde der Kampf wieder in Le Bourget, gegen welches die Franzosen nach und nach 17 Bataillone entwickelten. Der gewaltige Angriff traf die Garde-Elisabeth-Grenadiere zuerst allein. Später eilten ihnen Garde-Schützen, Kaiser Franz- und Kaiser Alexander-Grenadiere zu Hilfe und in hartem Ortsgefechte gelang es, die schon im Dorfe eingedrungenen Marine-Füsiliere des Fregatten-Kapitäns Lamothe-Tenet wieder hinaus zu werfen. Auch seitwärts des Ortes wiesen die 1ten und 3ten Garden zu Fuß, die Garde-Füsiliere und Jäger, lebhaft unterstützt durch ihre Batterien alle Angriffe der weit überlegenen Franzosen ab. Letztere verzichteten nun auf das beabsichtigte weitere Vorgehen gegen den Morée-Bach. Die Trauben war eben zu sauer.

Der Verlust des Gardekorps betrug 14 Offiziere und 442 Mann, wovon die Königin-Elisabeth-Grenadiere allein 11 Offiziere und 246 Mann trafen.

Die Franzosen hatten 360 Gefangene und 983 Tote und Verwundete eingebüßt.

Leichter war es dem IV. und XII. Korps gelungen, die gegen sie gerichteten Scheinangriffe abzuweisen. Nur die XIII. Jäger mußten sich bei Ville Evrart tüchtig wehren. Sie erhielten kameradschaftlichste Hilfe durch einige württembergische Belagerungs-Batterien, die soeben fertig geworden waren.

Am 22. blieben noch starke französische Massen zwischen den Forts stehen und zwangen dadurch auch die deutschen Truppen zu erhöhter Bereitschaft.

Am 23. aber verschwanden sie und daraus schöpfte man deutscherseits die Hoffnung den heiligen Abend so ziemlich ungestört verleben zu können. Nun wurden überall so umfang-

reiche Vorkehrungen wie nur möglich getroffen. An Tannenbäumchen und Geschenken fehlte es nicht. Erstere lieferten die nahen Parks und Waldungen, letztere brachte die brave Feldpost in Massen aus der Heimat oder man kaufte sie in Versailles, Longjumeau, St. Germain, Claye, Lagny und anderen größeren Orten, die weiter rückwärts lagen.

Der ersehnte Abend kam heran. Glücklich die Abteilungen, welche ihren Erholungstag hatten oder doch nur auf Bereitschaft standen. Sie konnten in aller Ruhe das Fest feiern, das für jeden Deutschen doch das schönste des ganzen Jahres ist und auf welches sich Kinder und Erwachsene gleichmäßig freuen, die einen, weil sie Geschenke empfangen, die andern, weil sie solche geben dürfen.

Aber auch die Vorposten begingen den Abend so glänzend als möglich. Kaum eine Erddeckung gab es, in der nicht ein Baum mit hellen Lichtchen glänzte. Die Gaben lagen hier freilich nicht ausgebreitet. Dazu waren der Ort zu eng und der Dienst zu streng. Die Hauptfeier wurde doch auf ruhigere Stunden nach der Ablösung verschoben.

Wohl jeder Deutsche dachte in dieser Nacht besonders lebhaft an die Heimat. Das gewährt eine ganz eigene Art von Glück. Je unbehaglicher die Gegenwart, desto schöner erscheint die Vergangenheit, desto glänzender nehmen sich die Luftschlösser aus, welche die heute besonders rege Phantasie uns vorzaubert. Da wird man weich, und selbst dem auf den Schlachtfeldern hart gewordenen Kriegern ziehen sehnsuchtsvolle, oft wehmütige Gedanken durch den Kopf. Hie und da rollt einem bärtigen Landwehrmann eine Thräne in den Bart. Er hat wohl gerade an Frau und Kinder gedacht, denen heute, zum erstenmale an diesem Feste, der Gatte und Vater fehlt. Der steht hier im Feindesland, friert elend auf seinem Posten in Schnee und Eis und — „ach, was soll ich da den Kopf hängen lassen! Ich thue meine Pflicht und König und Vaterland gehen eben vor Weib und Kind!“

Im Bürgermeisterhause zu Chatillon gings lustig zu.

Dort hatten sich die Jäger der Hauptleute Hell und Leeb versammelt. Ein fertig geputzter Baum war von Bagneux gebracht worden. Daran hingen lauter Papiercylinder. „Sonderbarer Schmuck!"

„Ging nicht anders! — Meine Herren, es war in Versailles nicht ein einziges Geschenk mehr aufzutreiben. Da habe ich zur Aushilfe Wallbüchsenpatronen als Schmuck an den Baum gehängt."

„Ei, sieh einer den Döring an. Ist doch ein ganz verfluchter Kerl!"

Man muß sich eben zu helfen wissen. Nun, der Christabend ohne Geschenke aber mit reichlicher Bowle war auch recht heiter, denn die Franzosen nahmen die hellere Beleuchtung nicht übel und warfen keinen Zuckerhut unter die lustige Gesellschaft, obwohl sie es mit Leichtigkeit gekonnt hätten.

Anders erging es bei den Garden. Dort mußten der Leutnant Bauer und 6 Grenadiere das Vertrauen, daß den Franzosen der Christabend heilig sein werde, mit dem Tode büßen.

Auch bei den 51ern hatte ein Posten vergessen, daß er vor dem Feinde stand. Er war ein Schlesier und hing mit einer fast abgöttischen Liebe an seinem guten Mütterchen, das nach des Vaters Tode den wilden Knaben allein aufgezogen. Wie sehnte er sich heute nach Hause! Glänzend geht es zwar in der bescheidenen Hütte eines Webers auch am Christabend nicht zu. Aber es ist doch etwas Besonderes. An dem kleinen, nicht sehr stattlich geschmückten Bäumchen freuen sich die jüngeren Geschwister gerade so, wie die Kinder der Reichen an ihren großen und glänzenden; oft sogar noch mehr. Und dann das gute Essen! Hering und Pellkartoffel. Am heiligen Abend muß man ja Fisch essen; das ist man so von jeher gewöhnt. „Nun wird die Hulda — das ist die älteste Schwester — die dampfende Schüssel auftragen, die jüngeren — was ist denn dort los?" Er schaut scharf nach einem halb mit Schnee bedeckten Busche, in dem er ein besonderes Blitzen bemerkt zu haben glaubt.

Nichts rührt sich. „Wird wohl ein Eiszapfen gewesen sein, der sich bewegte und im Mondschein auffallend glänzte! Ja die Kinder! Diese Freude! Aber das gute Mutterchen! Die weint; ich weiß es gewiß. Die denkt an mich und sorgt sich um mich. Das erste Weihnachten ohne ihren ältesten Sohn! Könnt' ich nur 5 Minuten bei ihr sein, damit sie sieht, daß es mir gut geht. Dann wollt ich schon wieder Posten stehen und — Donnerwetter, da rührt sich doch etwas. — Halt! Wer da?" Keine Antwort. Der Füsilier erhebt langsam das Gewehr in den Anschlag und zielt nach dem Busche, dessen Zweige jetzt deutlich schwanken. Plötzlich sprüht dort eine Feuergarbe heraus; es kracht und leblos sinkt der brave 51er in den Schnee. Das feindliche Geschoß hat ihm die Stirne durchschlagen. Der auf den Schuß herbeigeeilte in der Nähe stehende Postenkamerad findet eine Leiche. — „C'est la guerre!"

Im allgemeinen kam aber doch am Christabend sowie an den beiden Feiertagen nichts Besonderes bei Paris vor. Die deutschen Truppen erhielten jedoch als schönes Weihnachtsgeschenk die Nachricht vom Siege des Generals von Göben am 23. und 24. Dezember an der Hallue über die französische Nord-Armee.

Der 27. Dezember brachte allen Deutschen der Belagerungsarmee eine große Überraschung. Der Morgen war nicht sehr schön, aber die Kälte hatte nachgelassen und der Barometer zeigte nur noch 7 Grad unter Null. (Am Christabend 12 Grad.)

Leichter Schneefall verhinderte bis etwa $^3/_4$8 Uhr morgens eine weite Aussicht.

Nun wurde es klar.

Plötzlich, Punkt 8 Uhr, ging im Osten von Paris vorwärts des Mont Avron ein kolossales Gekrache los.

„Ach zum Kuckuck, jetzt fallen die schon wieder aus! Nun werden wir wohl gleich alarmiert werden."

Man horchte und suchte von günstigen Stellen aus ostwärts zu schauen. Kein Alarm kam. Das Krachen nahm aber zu.

Da sprengte ein Ordonnanzoffizier heran.

„Na? Geht's los?“

„Jawohl, aber bei uns.“

„Wieso denn?“

„Aber hören Sie denn nicht! Das Bombardement hat begonnen.“

„Was? Das Bombardement? Also das sind die unsern, die so schießen?“

„Natürlich, Herr Hauptmann.“

„Oh, das ist ja herrlich! Das muß ich gleich meinen Leuten verkünden. Kompanie angetreten! Hier außerhalb der Erddeckung!“

Die Leute kamen und meinten fast alle, sie müßten Nachbartruppen irgendwo zu Hilfe eilen.

„Kinder, hört nur, das Bombardement hat begonnen. Das sind deutsche Geschütze, die so krachen!“

Diese Freude bei den Mannschaften, welche die soeben gehörte Nachricht hervorrief! Die Leute tanzten und jubelten, als ob sie nicht hier vor den feindlichen Forts, jedem Schusse ausgesetzt, sondern weit rückwärts in völliger Sicherheit sich befänden. Aber auch die Franzosen mußten vollständig überrascht sein, denn sie schossen hier gar nicht heraus. Wahrscheinlich schauten auch sie alle nach dem Mont Avron, wo 76 deutsche Belagerungsgeschütze Schlag auf Schlag eine Granate nach der andern in die dortigen Befestigungen jagten, so daß die Verteidiger bald erkannten: „Dagegen kommen wir nicht mehr auf.“

An den nächsten Tagen gings auch im Süden, Norden und Westen los und unaufhörlich flogen jetzt die gewaltigen Zuckerhüte auch hinein, statt wie bisher nur heraus. Durch diese Eröffnung des Bombardements war es, als ob ein unheimlicher Bann gebrochen wäre, als ob man neu auflebte. Die deutschen Truppen hatten eben in kurzer Zeit ihr offensives Element, ihren Angriffsgeist, den die lange passive Verteidigung etwas eingeschläfert, wieder erhalten. Nun war jeder guten

Mutes; nun mußte es mit Paris und dann mit dem ganzen Krieg bald zu Ende gehen.

Und die Franzosen! Die trauten anfangs gar nicht ihren Augen und Ohren. Zuerst meinten sie, man mache deutscherseits nur einen Einschüchterungsversuch. Dagegen wollten sie sich wehren und feuerten deshalb lagenweise aus ihren Werken heraus. Die Sachsen nannten dies „Bouquetschießen". Bald aber erkannten die Herren in den Forts, daß es bitterer Ernst sei und sie den kürzeren ziehen würden. Eine Granate nach der anderen schlug ein. Nun wurden die Ränder der Brustwehren abgekämmt, dann durchbohrte so ein dickes Ding die Mauern der Innenkasernen, jetzt zerschmetterte ein anderes eine Lafette und zuletzt sanken brave Kanoniere schwer getroffen rechts und links ihres zerschlagenen Geschützes nieder. Ein Stück nach dem anderen schwieg und in der Nacht vom 28. zum 29. Dezember räumten die letzten übrig gebliebenen Franzosen den ganzen Mont Avron und alle seine Werke. Siegesfroh betraten sächsische Patrouillen jetzt die verlassenen Schanzen, welche so oft Tod und Verderben gegen sie gespieen. Nun gings auf die Forts Nogent, Rosny, Noisy und alle anderen los. Den meisten Vorteil von der Beschießung hatten die Infanterievorposten. Diese konnten wieder frei aufatmen, denn die französischen Geschütze kamen nun gar nicht mehr dazu, sich mit ihnen zu beschäftigen. Sie mußten sich ihrer Haut gegen die Belagerungsbatterien wehren. Mit den feindlichen Infanteristen wurden aber unsere Leute leicht fertig.

Es war für letztere eine sehr interessante Unterhaltung, die Flugbahnen der über sie hinwegsausenden Ungetüme zu beobachten. Natürlich fehlte es an schlechten Witzen nicht. So sang man den zweiten Vers des alten Volksliedes „Kommt ein Vogel geflogen" bei den Bayern, wenn gerade eine Granate über eine Feldwache hinwegpfiff, wie folgt: „Flieg nur weiter lieber Vogel, schlag' a Loch ei'm in Kopf un zerreiß' no' an ander'n, so an sakrisch'n Tropf!" An anderen ähnlichen, liebenswürdigen Begleitwünschen fehlte es auch nicht und besonders

die abfeuernden Artilleristen gaben fast jedem Geschoß einen solchen Auftrag mit auf die Reise. Nachts sahen die am dunklen Himmelsgewölbe sich deutlich abhebenden Feuerlinien der Geschütze prächtig aus und immer mehr sammelten sich bei guter Gelegenheit aufmerksame Zuschauer.

Schließlich wurde nach Paris selbst geschossen. Die ersten Einschläge von Granaten in der Stadt bereiteten ein wahres Entsetzen unter der Bevölkerung. Monatelang hatte man ja den guten Parisern weiß gemacht, so weit könnten die Deutschen gar nicht schießen. Nun schlugen ihre Geschosse beim Mont Parnasse, beim Pantheon, im inneren Viertel um den Val de Grace, um das Palais du Luxembourg, in der Rue d'Ulm, auf dem Boulevard d'Enfer u. s. w. ein. Bald wurden die Rufe: „Gare l'obus", „Gare la bombe" in der ganzen Stadt gehörte Schreckensrufe. In kurzer Zeit aber erholten sich die Pariser mit dem ihnen eigenen und in solchen Lagen vortrefflichen Leichtsinn von ihrer Überraschung und suchten auch dem Bombardement heitere Seiten abzugewinnen. Ging gerade ein recht behäbiges Bürgerpaar über eine besonders schmutzige Stelle des Weges, so schrie ihm gewiß ein Spaßvogel „Gare la bombe" zu und im Nu lagen die beiden auf dem Boden. Erhoben sie sich dann wieder und zwar über und über befleckt, so brauchten sie für den Spott nicht zu sorgen.

Immerhin war der Verlust an Personen, den deutsche Granaten in Paris verursachten, ein ziemlich bedeutender. Man verheimlichte ihn aber möglichst, um nicht die auch unter der scherzhaften Maske doch herrschende Aufregung zu vermehren.

Bei uns hatte das Bombardement der Stadt nur hie und da einen kleinen Nachteil. Unsere Geschütze waren für so weite Flugbahnen nicht eingerichtet und konnten letztere nur durch bedeutende Überladung und die außerordentliche Elevation von 33—35° erreicht werden. Dabei wurden aber manche Rohre sehr stark beschädigt und verbogen. Allein der inspizierende Artilleriegeneral, dem die Batteriechefs die Sache meldeten, hatte vollkommen Recht, als er erwiderte: „Das is man ejal. Nach Paris

wird rinjeſchoſſen und die Franzoſen zahlen och noch die Jeſchütze. Juten Morjen!"

Im ganzen deutſchen Vaterlande freute ſich aber jedermann geradeſo wie wir, als man vernahm, Paris wird beſchoſſen, denn gegönnt hat es den großſprecheriſchen Franzoſen jeder und, hätten wir das Bombardement unterlaſſen, ſo hätte keiner von ihnen geſagt, „wir handelten ſo aus Menſchenliebe". Sie würden alle behauptet haben, wir ſeien überhaupt nicht im ſtande geweſen, bis in die Stadt zu ſchießen. Nun wiſſen ſie, daß wir es konnten.

XI.

Das neue Jahr. Die Kaiſerproklamation. Die Schlacht am Mont Valerien am 19. Januar 1871.

Ununterbrochen dauerte das deutſche Bombardement fort. Es beſtätigte ſich hier das alte Sprichwort „Was lang währt, wird gut" in vollſtem Maße. Überall war ja für den Erſatz der Munition in ſo überreicher Art vorgeſorgt worden, daß das Feuer keinen Augenblick wegen Munitionsmangel eingeſtellt werden mußte. Nach der Einnahme des Mont Avron wurden die dort entbehrlichen Geſchütze zur Beſchießung des Marnethals verwendet. Zugleich begann auf der Nordſeite von Paris das Bombardement der Werke bei Bondy und Le Bourget.

Die Franzoſen erkannten bald, daß vorläufig mit ihren Ausfällen kein Erfolg mehr zu erringen ſei. Deshalb verſuchten ſie es nun mit einer Art von Ingenieur-Gegenangriff, d. h. ſie bemühten ſich, durch allmählich gegen die deutſchen Einſchließungswerke vorgetriebene Gegenwerke erſtere zu ſprengen. Es war freilich ein vergebliches Mühen, allein es bewies doch, daß die Pariſer nichts unverſucht ließen, die Einſchließung zu durchbrechen.

Bei den Deutschen schritt man mit unaufhaltsamer Ausdauer und Thatkraft zur immer weiteren Ausdehnung der schweren Batterien. Bis zum 4. Januar verzögerte sich aber die Armierung der schon beinahe fertig angelegten Batterien, weil die Einführung und Einbauung der Geschütze bei der auf 14° gestiegenen Kälte zu schwierig war. Auf der Südostfront der Belagerer hatten sich einige Änderungen dadurch ergeben, daß das II. preußische Armeekorps aus dem Verbande der Einschließungstruppen gezogen wurde und dafür das I. bayerische Armeekorps seine Stelle einnahm. Ersteres gelangte gegen die neu aufgetretene Armee Bourbakis zur Verwendung. Letzteres Korps, dessen vollständige Vernichtung alle französischen Berichte so pomphaft verkündet, hatte sich schon jetzt wieder soweit ergänzt, daß es am 5. Januar mit 17,500 Mann und 108 Geschützen in die Einschließungslinie einrückte und 3 Wochen später über 22,500 Mann zählte.

Anfangs Januar nahm das französische Feuer da, wo die deutschen Geschütze noch nicht hinreichten, immer mehr zu. Es schien als ob die Belagerten, nachdem ihre letzte Hoffnung auf Ersatz von außen geschwunden war, noch mit ihrer ganzen Munition aufräumen wollten.

Auch die Infanterievorposten hatten sich infolge der französischen Angriffsarbeiten mehr genähert, so daß beiderseits viel mehr Truppen als vorher in erster Linie verwendet werden mußten. Auf Seite der Franzosen wurden jetzt auch Nationalgarden und Franktireurs zum Vorpostendienste herangezogen, deren Ausbildung eine mehr wie ungenügende war. Daß bei diesen wirklich klassische Scenen vorkamen, konnte nicht ausbleiben. Fuhr da z. B. am 1. Januar 1871 früh 6½ Uhr bei einer Feldwache der 8ten Kompanie 46er eine geschlossene Pariser Droschke an, deren Kutscher höchlichst erstaunt war, als ihm plötzlich ein strammes deutsches „Halt" entgegenschallte und gleich darauf 2 schlesische Musketiere ihm mit vorgehaltenen Gewehren bedeuteten, er solle von seinem Bocke herunterklettern. Natürlich folgte er der gut verständlichen Aufforderung und

öffnete nun vorsichtig die Wagenthüre. Drinnen erkannte man in der Dämmerung einen ruhig schlafenden, französischen Offizier, der gemütlich weiter schnarchte.

„He, Mussiö, aussteigen!"

Es dauerte lange, bis sich das feine Herrchen ermannte, begriff, um was es sich handelte und dann wie ein begossener Pudel aus der Droschke herauskrabbelte. Auf der Feldwache, wohin der Gefangene gebracht wurde, ergab sich, daß „Monsieur le capitaine" die Sylvesternacht in einer lustigen Gesellschaft bei „madame Jolibert, rue de la chaussée d'Antin" zugebracht, etwas viel gekneipt und dann einem Droschkenkutscher den Auftrag gegeben hatte, ihn zu seiner auf Vorposten bei Rueil stehenden Kompanie zu bringen. Als der Chef seine Anwesenheit bei den Vorposten für unnötig angesehen und sich in die Stadt gedrückt hatte, hielten seine Leute das Postenstehen auch für unnötig, zogen sich in eine Kantine zurück, bezechten sich, verschliefen den ganzen Dienst und an dieser Stelle der Verteidigungslinie entstand eine Lücke. Durch diese war der Kutscher unaufgehalten hindurch gefahren und hatte seinen Kapitän auf obige Art an die Preußen abgeliefert. Letztere behielten den Offizier und das Pferd, schickten den Kutscher aber wieder zurück. Der Gefangene wußte sich bald zu trösten, denn in Deutschland erging es ihm jedenfalls besser als in Paris und nach dem Kriege konnte er vielleicht noch das Ehrenlegionskreuz erhalten, wenn er erzählte, daß er bei einer in der Sylvesternacht unternommenen Patrouille in einen Hinterhalt der Preußen gefallen und nach verzweifelter, heldenmütiger Gegenwehr zum Gefangenen gemacht worden sei.

Besser als die Verwendung so unzuverlässiger Elemente bewährte sich für die Franzosen die Einstellung ihrer neuen Geschütze. Der Mangel an Kanonen hatte wieder die Opferwilligkeit der Pariser auf eine harte, aber von ihnen gut bestandene Probe gestellt. In erster Linie hieß es Geld beschaffen. Das geschah teils durch freiwillige große Gaben und Erträgnisse von Sammlungen, teils durch die Ergebnisse von Theatervorstellungen,

teils durch Staatsbeiträge. Die Kosten waren also gesichert. Nun hatte der Oberst Reffye 1867 ein neues, bis 1870 nicht beachtetes Hinterladergeschütz erfunden. An dieses erinnerte man sich jetzt und ließ es in Hunderten von Stücken herstellen. Die Reffye-Kanonen haben uns viel zu schaffen gemacht. Weiter waren noch vor der Belagerung außergewöhnlich große Kanonen als eine Art von Sehenswürdigkeit, einzelne schon zur Ausstellung von 1867 nach Paris gebracht worden. Diese gelangten nun ebenfalls in den Forts zur Verwendung und erreichten bald eine Art von Volkstümlichkeit, weil man ihre dumpfen Schläge gut von den helleren der kleineren Geschütze unterscheiden konnte. Die berühmteste dieser Kanonen war die „Belle Joséphine" auf dem Mont Valérien. Wie viele schlechte Witze wurden damals über sie gemacht! „Oh, oh c'est Joséphine qui crache!" oder „Voilà Joséphine qui soupire!" ꝛc. ꝛc. Später als man die Umänderung aller an die Kaiserzeit erinnernden Namen vornahm, wurde „La belle Josephine" in „La Valérie" umgetauft. Aber auch als Republikanerin konnte sie dem deutschen Freier, der sie während des Krieges den Bullerjan genannt hatte, nicht widerstehen; sie ergab sich seinem Werben, wurde eine gute Deutsche und bildet jetzt eine Zierde des Kastanienwäldchens bei der Hauptwache in Berlin. Es schien also, wie wenn zu Beginn des neuen Jahres die Streitmittel von Paris gewachsen seien. Dagegen tauchten aber auch täglich neue deutsche Belagerungsbatterien auf und beteiligten sich an dem Kampfe.

Am Abend des 3. Januar erhielten die gegen die Südfront von Paris stehenden deutschen Vorposten plötzlich den Befehl, weiter vorwärts, bis an den Saum von Bellevue, Meudon, Fleury, Clamart und an den Fuß der Höhen von Chatillon zu rücken.

„Na was ist denn da los? Erwartet man etwa wieder einen Ausfall, dem man vorbeugen will?"

„Nein. Es handelt sich um Einführung der Belagerungsgeschütze in die Batterien."

„So, so! Nun das kann eine recht unangenehme Nacht

werden, denn so ohne weiteres lassen sich die Franzosen das doch nicht gefallen."

„Vorausgesetzt, daß sie etwas davon merken."

„Sie werden doch wohl! Eine 15-Centimeter-Ringkanone ist doch kein Fußschemel, den man leise irgend wohin trägt und geräuschlos niederstellt."

„Gewiß nicht, denn von einem solchen Riesengeschütz wiegt das Rohr allein 61 und die Lafette 35 Zentner, das ganze Ding also 96 Zentner. Ohne verräterischen Lärm wird es da nicht abgehen, besonders wo der Boden so fest gefroren ist."

Der ältere Herr bemerkte lachend: „Aha, Sie haben die Kriegsschulkenntnisse noch nicht verschwitzt. Nun wir wollen sehen, was es gibt. Jetzt Adieu und gute Wacht!"

„Gleichfalls! Adieu!"

Die beiden Offiziere trennten sich und begaben sich auf ihre Posten. Mit doppelter Aufmerksamkeit horchten sie die ganze Nacht hindurch auf jedes Geräusch. Vorne bei den Franzosen ließ sich gar nichts Auffälliges vernehmen. Nicht einmal zahlreichere Patrouillen als gewöhnlich wurden gemeldet. Von rückwärts drangen hie und da einzelne dumpfe Schläge, wie wenn Balken in die Erde gerammt würden, durch die Nacht, aber so schwach, daß man sie nur vernahm, wenn man das Ohr auf die Erde legte. Sonst war nichts hörbar. Der eine der beiden oben erwähnten Offiziere ärgerte sich darüber genug. „Die ganze Geschichte wird wieder verschoben worden sein", meinte er mißmutig, „und wir dürfen noch eine Nacht auf diesen vorgeschobenen Posten uns Füße und Nasen erfrieren."

Es kam aber besser als er gefürchtet, denn bei Tagesanbruch trafen nicht nur der Befehl, wieder die rückwärtigen eigentlichen Vorpostenstellungen zu beziehen, sondern auch Ablösungstruppen ein. Natürlich erkundigte sich der Leutnant sofort nach dem Grunde der Verschiebung.

„Welche Verschiebung meinen Sie denn Herr Kamerad?"

„Nun, die der Armierung der Belagerungsbatterien!"

„Die ist ja heute Nacht geschehen."

„Sie scherzen wohl! Wir haben ja nichts davon gehört."

„Ist aber auch nicht notwendig. Die Einführung der Geschütze geschah in solcher Ruhe, daß auch die nahe bei den Batterien in Bereitschaft stehenden Truppen fast nichts vernahmen. 98 schwere Geschütze sind heute Nacht in die Batterien gebracht worden."

„Ei, das nenne ich geschickt gemacht. Die Franzosen haben auch gar nichts gemerkt, denn sie verhielten sich die ganze Nacht hindurch vollkommen ruhig."

„Nun heute Vormittag, wenn sich der Morgennebel gelegt hat, werden sie deutlich genug erfahren, was für scharfe Gäste sich bei uns festgesetzt haben."

Wirklich war keine der so sehr schwierigen Arbeiten auf der ganzen Südfront vom Gegner belästigt worden. Leider konnte wegen des anhaltenden Nebels am 4. Januar noch nicht mit dem Schießen begonnen werden. Am 5. früh 8½ Uhr aber ging's los. Die jedenfalls nicht wenig überraschten Franzosen wehrten sich, so gut sie konnten. Allein schon um 2 Uhr Nachmittags mußte das Fort Issy sein Feuer einstellen. Auch die anderen Forts wurden an diesem und in den nächsten Tagen immer mehr niedergekämpft. Bald schwiegen sie fast ganz und dies ermöglichte es, die deutsche Vorpostenstellung überhaupt näher an Paris heran zu schieben.

Nach der Überwältigung der Forts nahm man den Kampf gegen die Geschütze der Hauptumfassung der Stadt auf. Derselbe war wegen der großen Entfernung schwieriger. Aber auch hier konnte man bald bemerken, welche entsetzliche Verwüstungen die deutschen Granaten anrichteten. Es hatte sich in wenigen Tagen die ganz bedeutende Überlegenheit der deutschen Artillerie über die französische zweifellos erwiesen. Obwohl letztere mit mehr als der doppelten Geschützzahl in den Kampf getreten war, erlag sie doch in verhältnismäßig kurzer Zeit der besseren Schießfertigkeit ihres Gegners.

Nun konnte auch das Bombardement der Stadt selbst

systematischer vorgenommen werden und wurden zu diesem Zwecke täglich etwa 300 bis 400 Granaten verwendet.

Während auf solche Art die Verteidigung von Paris sichtlich ihrem Ende entgegenging, von den in den Provinzen kämpfenden deutschen Armeen neue Siegesnachrichten, vor allem über die Niederwerfung der französischen Loire-Armee bei Le Mans, einliefen und dadurch die Erlangung eines ehrenvollen Friedens in sicherer Aussicht stand, bereitete sich zu Hause in der deutschen Heimat ein Werk vor, das die großartigen Erfolge der deutschen Soldaten würdig krönen und unserem geliebten Vaterlande die erste Stelle unter den europäischen Staaten einräumen sollte.

Die gemeinsamen Thaten und Errungenschaften ihrer Truppen hatten in den deutschen Stämmen immer lebhafter, immer lauter das Verlangen nach einer noch innigeren Vereinigung, als es nach 1866 geschehen, wach gerufen. Der Kanzler des norddeutschen Bundes gab dem Drängen der Völker nach und schloß mit den süddeutschen Staaten neue Bündnisverträge ab. Dadurch war zwar das Verhältnis besonders zwischen den Regierungen von Nord- und Süddeutschland ein festeres und innigeres geworden, allein es fehlte noch die Krönung des Gebäudes. Wieder, wie vor dem Kriege bei der Frage, ob der Bündnisfall gegeben, war es König Ludwig II. von Bayern, der durch einen edlen Entschluß die Unklarheit und Schwierigkeit der Lage beseitigte.

In der zur Erinnerung an die Siege der Befreiungskriege von 1814 und 15 errichteten Befreiungshalle bei Kelheim an der Donau hatte der Großvater dieses Königs, Ludwig I., in Marmor die Worte eingraben lassen:

„Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt!"

Dies trug sein Enkel voll im Herzen. Er wußte, daß nur durch Einigkeit Deutschland mächtig sein könnte, daß allein die Einigkeit auch in diesem Kriege uns zu so gewaltigen Siegen verholfen und daß die Zukunft unseres Vater-

landes nur dann gewährleistet sei, wenn es uns gelänge, einig zu bleiben.

Deshalb verzichtete dieser Fürst freiwillig auf einen Teil seiner Souveränität und schlug den andern deutschen Monarchen vor, ihren hohen Verbündeten, den König von Preußen, zu bewegen, mit der Übernahme der Bundespräsidialrechte über ganz Deutschland auch den alten, im Jahre 1806 beseitigten, in der Sehnsucht des deutschen Volkes aber fortlebenden Titel eines deutschen Kaisers anzunehmen. Dies hatte eine Verzichtleistung auf manche Rechte seitens der bisher vollständig souveränen Fürsten zur Folge und dennoch regte König Ludwig von Bayern eine solche Umgestaltung der Verhältnisse an und dennoch gaben sämtliche deutschen Herrscher ihre Zustimmung, Alles zum Nutzen und Frommen unseres ganzen großen Vaterlandes, zum

Heile von All-Deutschland.

Begeistert stimmten die Völker ihren Fürsten zu. Die Debatten über die neuen Verträge wurden anfangs Dezember 1870 in Berlin leicht erledigt und am 18. Dezember traf in Versailles eine aus 30 Abgeordneten bestehende Deputation beim König von Preußen ein, um ihm eine Adresse zu überreichen, wodurch ihn, „vereint mit den Fürsten Deutschlands" der norddeutsche Reichstag bat, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen.

Scharf krachten vom Mont Valérien her feindliche Schüsse, als der Präsident Simson, der Führer der Deputation die Adresse überreichte und mit bewegten Worten um die Annahme bat und scharf dröhnten die schweren Geschütze von Vanves und Issy, als Seine Majestät der König bescheiden erwiderte, er nehme an, wenn die Fürsten einig seien und die Nation zustimme.

Kanonendonner war die Musik beim Schaffen des neuen deutschen Reiches. Nicht durch geschäftsmäßige Abmachungen und Verträge, sondern durch Blut und Eisen, nicht durch Vereinbarungen mit fremden Herrschern und Diplomaten, sondern durch den freien Willen der deutschen Fürsten und Völker und

allein durch uns selbst, in harter ernster Zeit, ist unser neues Reich entstanden. Solch ein Bau hält, will's Gott. Die Kaiserproklamation wurde bis zu dem für die Geschichte Preußens und des hohenzollernschen Hauses so bedeutsamen 18. Januar verschoben. Dann, am Jahrestage der Krönung des ersten Königs von Preußen fand sie auf echt militärische Art statt. Die Fahnen und Standarten der um Paris stehenden Truppen wurden nach Versailles gebracht. Nur vom Gardekorps kamen nicht alle, nämlich allein die des 1ten Garde-Regiments zu Fuß weil man dort stündlich einem großen Ausfall entgegensah. Dann trafen Deputationen der Truppen selbst ein. Da standen Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger u. s. w. bunt durcheinander, die Feldzeichen der verschiedensten deutschen Stämme umgaben Preußens König als Beweis, daß das ganze deutsche Volk in Waffen sich um den deutschen Kaiser scharte, als Ausdruck für die volle Einigkeit aller Stämme des großen Vaterlandes. In dem prächtigen Spiegelsaal des Schlosses war eine Estrade errichtet. Auf diese bat nun der König die sämtlichen anwesenden Fürsten zu treten. Dann folgte er selbst und nahm seinen Platz vor seinen Verbündeten und deren fürstlichen Vertretern. Das hatte eine tiefe Bedeutung. Der König wollte sich als Kaiser nicht über die deutschen Fürsten stellen, nicht als Vasallen der Kaiserkrone sollten sie angesehen werden, sondern er beabsichtigte auszudrücken, daß er nur als der erste vor seinen ebenbürtigen nationalen Verbündeten zu stehen entschlossen sei, als Schirmherr des deutschen Rechts und als Oberfeldherr der einigen deutschen Heere.

Nun hielt der König nachstehende Ansprache:

„Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen!

In Gemeinschaft mit der Gesamtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der von des Königs von Bayern Majestät an Mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reichs die Deutsche Kaiserkrone für mich und meine Nachfolger an der Krone Preußen zu übernehmen. Ich habe Ihnen, Durchlauchtigste Fürsten, und

Meinen anderen hohen Bundesgenossen bereits schriftlich Meinen Dank für das mir kund gegebene Vertrauen und Meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe ich gefaßt in der Hoffnung, daß es Mir unter Gottes Beistande gelingen werde, die mit der Kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich Meinen Entschluß durch eine heute von Mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung Ich meinen Kanzler auffordere."

Mit lauter, deutlicher Stimme las hierauf Graf Bismarck:

„Proklamation an das Deutsche Volk!

Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden wir hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der Deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in Deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem Deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frank-

reichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Mächtig hatten die gehörten Worte alle Anwesenden ergriffen. Nun trat der Großherzog von Baden vor und brachte das erste Hoch aus

„auf den deutschen Kaiser".

Das brauste durch den alten französischen Königssaal mit einer Macht, daß die Scheiben klirrten, draußen donnerten Kanonen, deutsche Kanonen dazwischen, daß der Feind hinter seinen fast zerschmetterten Wällen zitterte wie Espenlaub, und die Brust der hier versammelten deutschen Männer durchwogte es in höchster Begeisterung, in gewaltigster Rührung. Sie dünkten sich wie neu geboren; ein bisher ungekanntes wonniges Gefühl erfüllte sie, das stolze Bewußtsein, dem mächtigsten, dem ersten Volke Europas anzugehören, Deutsche zu sein und Zeuge gewesen zu sein beim wichtigsten Akte unseres Jahrhunderts, beim Neuerstehen des deutschen Reiches, beim Wiederauftreten des deutschen Kaisers.

Noch am gleichen Tage verkündete Seine Majestät das Geschehene durch folgenden Armeebefehl den Truppen:

„Mit dem heutigen für Mich und Mein Haus denkwürdigen Tage nehme ich im Einverständnis mit allen deutschen Fürsten und unter Zustimmung aller deutschen Völker neben der von Mir durch Gottes Gnade ererbten Stellung des Königs von Preußen auch die eines deutschen Kaisers an.

Euere Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kriege, für welche ich Euch wiederholt meine vollste Anerkennung aussprach, hat das Werk der inneren Einigung Deutschlands beschleunigt, ein Erfolg, den Ihr mit Einsetzung Eueres Blutes und Eueres Lebens erkämpft habt.

Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und

siegreich macht; erhaltet Euch diesen Sinn, dann wird das Vaterland immer, wie heute, mit Stolz auf Euch blicken und Ihr werdet immer sein starker Arm sein."

Nun war der langgehegte Traum des deutschen Volkes zur Wahrheit geworden und gewiß mit berechtigtem Stolze durften besonders wir Soldaten auf diese Thatsache blicken, denn den Schlußstein zu dem mächtigen Werke hatten doch wir durch unsere Siege gelegt.

Noch einmal flackerte vor Paris die Kriegsfackel wild auf und zwar schon am nächsten Tage.

In der belagerten Stadt hatten sich nämlich die Zustände im Laufe des Januars wesentlich verschlimmert. Die Nahrungsmittel wurden so selten, daß die Besatzung einen Teil ihrer Pferde und Mehlvorräte für die am Hungertuche nagenden Bewohner abgeben mußte. Dazu mangelte es an Brennmaterialien, besonders an Kohlen, so daß die Gasbeleuchtung aufgehört hatte und an ihre Stelle das Petroleum trat. Sämtliche Lebensmittel erlangten fast unerschwingliche Preise und zu diesen Bedrängnissen kam noch die Gefährdung durch die deutschen Granaten.

Gerne hätte jetzt schon die Regierung Übergabsverhandlungen angeknüpft. Allein nun rächte sich das Phrasenwesen, wodurch man der einsichtslosen Menge die Mär von der Unüberwindlichkeit der Stadt eingeimpft hatte.

Die Ausfallarmee war durch Gefechtsverluste, Desertionen, Frost und Krankheiten um ein Drittel ihrer Stärke vermindert worden und die Generale sahen ein, daß alle Bemühungen nutzlos wären. Dennoch drängten viele Regierungsmitglieder von neuem nach großen Ausfallunternehmungen, nicht weil sie einen schließlichen Erfolg erhofften, sondern nur aus Angst vor der öffentlichen Meinung und aus Furcht vor dem zu jeder Gewaltthat bereiten Pöbel der Vorstädte. Diesen berührten ja die Nahrungssorgen am wenigsten. Die Stadt mußte ihn ernähren, sonst würde er durch Plünderungen sich schon selbst erhalten und jedenfalls entsetzliches Unheil anstellen. Die Kommune bestätigte bald darauf diese Sorge.

General Trochu gab dem heftigen Drängen nach und beschloß, noch einen großen Ausfall zu versuchen. Derselbe wurde für den 19. Januar festgesetzt und sollte mit 3 starken Kolonnen, deren rechte General Ducrot, die mittlere General de Bellemare und die linke General Vinoy befehligten, stattfinden. Die Oberleitung über alle etwa 90,000 Mann starken Truppen behielt sich General Trochu selbst vor. Ein großer Teil dieser Armee, nämlich 42,000 Mann, bestand aus mobilisierten Nationalgarden.

Am Morgen des 19. lag dichter Nebel über dem ganzen Gelände zwischen der Westumfassung von Paris, Versailles und St. Germain. Seit längerer Zeit schon sprachen Kundschaftsnachrichten und verschiedene Anzeichen dafür, daß ein größerer Ausfall wahrscheinlich in dieser Richtung zu gewärtigen sei. Gerade heute erwartete man denselben aber nicht, weil sich die Forts auffällig ruhig verhielten, während sie bei den vergangenen Ausfällen stets vorher ihre Stimme laut genug erschallen ließen.

Die Franzosen machten es dieses Mal nämlich schlau, indem sie die Unübersichtlichkeit der Gegend wegen des Nebels benützen wollten, um überraschend die preußischen Vorposten zu überfallen. Das wäre auch wahrscheinlich recht gut gelungen, wenn statt des Generals Trochu und seines Stabes vielleicht General von Moltke die Sache angeordnet und deutsche Generale und Truppen sie ausgeführt hätten. Es stimmte nämlich bei den Herrn Franzosen möglichst schlecht. In den Anordnungen für das Heranmarschieren hatte man vergessen, die Reihenfolge des Übergangs über die beiden einzigen verwendbaren Brücken bei Asnières und Neuilly zu befehlen. Dadurch entstanden solche Unordnungen, daß die Truppen Ducrots statt um 6 Uhr früh bei Rueil bereit zu stehen, um 6½ Uhr mit ihrer Spitze erst bei Nanterre eintrafen. Der Gouverneur und Oberbefehlshaber Trochu kam statt um 6 Uhr erst um 7 Uhr auf den Mont Valérien und gab das Angriffszeichen, also eine Stunde zu spät. Nun waren aber statt der 3 Kolonnen nur die linke zum Vorgehen bereit. Diese griff auch wirklich an. Jetzt liefen die Meldungen der anderen über ihre Marschverzögerungen bei Trochu

ein. Der hätte gerne daraufhin die linke noch zurückgerufen. Das ging aber nicht mehr, denn dieselbe befand sich schon im hitzigsten Gefecht. Kurz es herrschte sowohl bei den Befehlshabern als auch bei den Truppen, unter denen sich die Nationalgarden mehr durch ihre Zügellosigkeit als durch ihre Tapferkeit hervorthaten, ein gehöriges Durcheinander. In dasselbe kam ein einheitlicher Zug erst dann, als es sich am Abend nach der Schlacht darum handelte, sobald als möglich dem preußischen Feuer zu entfliehen und sicheren Schutz hinter der Umfassung von Paris zu suchen. Dahin flohen nämlich alle gleich schnell, Linie, Mobilgarden und Nationalgarden. Die letzteren betrugen sich auch hier am schlechtesten.

Bei den Preußen des V. Korps hatten größtenteils die täglichen Ablösungen ohne besondere Neuigkeiten stattgefunden. Vorwärts St. Cloud und in der Montretout-Schanze standen V. Jäger, links neben ihnen 58er auf Vorposten. Noch früh 8¼ Uhr lauteten alle Meldungen: „Dichter Nebel. Vom Feinde nichts neues.“ Wie immer krochen in den Büschen vor der Front verschiedene recht neugierige Patrouillen herum, darunter auch die des Leutnants von Hartung von den 59ern.

Plötzlich hält der Leutnant, legt sein Ohr auf die durch den Regen etwas aufgethaute Erde und lauscht.

„Herrgott, da kommen ja ganze Massen heran. Hören Sie nichts, Standke?“

„B'fehl'n, Herr Leutnant. Müssen mehrere Bataillone sein.“ —

Plötzlich reißt ein Windstoß eine weite Lücke durch den Nebel und ein großes Stück des Geländes liegt offen vor dem Offizier und seinen 4 Musketieren.

„Donnerwetter! Dort seht hin! Zwei, vier, sechs, sieben, acht Bataillone! Nur noch 400 Meter entfernt. Zurück, was Ihr laufen könnt und meldet: Angriff von wenigstens 8 Bataillonen, Feind dicht vor unserer Front. Standke, auf die Feldwache 2 bei Garches, Musketier Balamouczyk auf die Feldwache 3 bei der Bergerie, Gryglewski zum Pikett bei der „lustigen

Erbswurst", Einjähriger Maiwald in die Montretout-Schanze. Kinder rennt, was Ihr könnt, es gilt das Leben. Fort!"

Wie jagten nun diese Musketiere dahin! Das waren flüchtige Gazellen! Pautz flog Gryglewski über eine nicht gesehene Wurzel der Länge nach hin. Aus der aufgeschlagenen Nase schoß das Blut. Thut nichts. Im Nu war der Mann in der Höhe und jagt weiter. Sein Helm steckt irgendwo im Schnee oder Schmutz. Den läßt der Musketier ruhig liegen, er hat zum Suchen keine Zeit. Und erst der Leutnant von Hartung! Der flog mehr, als daß er lief. Wo er bei preußischen Posten und Patrouillen vorbeisauste, schrie er nur schnell denselben zu: „8 Bataillone greifen uns an! Weiter melden!" Ohne sich dabei aufzuhalten, hetzte er fort bis zu seinem Obersten. Derselbe hört ihn an, schreibt die Meldung auf, läßt sogleich einen Dragoner zum Brigade-, einen zum Divisions-General jagen, dieser schickt ihn wieder weiter und bald darauf steht der Mann mit schäumendem Pferde vor dem kommandierenden General des V. Korps, Excellenz von Kirchbach, und überreicht die schriftliche Meldung des Obersten Eyl, bei der noch beigefügt stand, daß das Vorposten-Detachement alarmiert sei. Als noch mehr ähnliche Meldungen einliefen, wurde sofort das ganze V. Korps alarmiert und der Kronprinz von Preußen beorderte für alle Fälle 6 Bataillone Garde-Landwehr, sowie eine kombinierte bayerische Brigade als Reserve nach Versailles. Dafür wurde das VI. Korps angewiesen, gegebenen Falles das II. bayerische Korps zu unterstützen.

Bei den Vortruppen stand unterdessen das Gefecht schon in vollem Gange. 15 französische Bataillone der Divisionen Beaufort und Courty gingen gegen die Montretout-Schanze und gegen St. Cloud vor, ohne sich durch einen Kanonenschuß verraten zu lassen. Dennoch erreichten — Dank ihren Patrouillenmeldungen — alle preußischen Vortruppen noch ihre vorgeschriebenen Stellungen und sogar die ersten Unterstützungen langten, mit Ausnahme von 3 Jägerkompanien, rechtzeitig in den vordersten Linien an. In die erwähnte Schanze hatten sich

rasch zwei Offizierpatrouillen geworfen und Oberstleutnant von Klaß schickte den Leutnant von Kauffungen mit etwa 80 Mann der 58er als Verstärkung dorthin. Gegen diese schwache Besatzung brach der erste Sturm der französischen Massen los. Leutnant von Kauffungen, Leutnant von Döring, die Unteroffiziere Fischer, Säckel, Gude und ihre Leute schreckte aber die endlose Übermacht nicht. Mit zähester Tapferkeit schlugen sie alle, noch so schneidig unternommenen Angriffe der Franzosen auf die auf einer Seite fast offene Schanze ab. Selbst als der Gegner, nachdem das Infanteriefeuer seine Absicht doch verriet, nunmehr mit schwerem und Feldgeschütz die Schanze beschoß, wichen diese Helden noch nicht zurück. Es gelang ihnen sogar, die feindliche Feldbatterie zum Abfahren zu zwingen. Bis 10 Uhr behauptete sich die kleine Schar gegen eine ganze französische Brigade. Endlich, als sie fast vollständig umgangen war, befahl Leutnant von Kauffungen den Rückzug. Schwer genug war es, sich mit Kolben und Bajonett durchzuhauen. Allein es gelang den Braven, Offiziere und Unteroffiziere voraus, größtenteils durchzukommen und nur wenige fielen, meistens verwundet, in feindliche Gefangenschaft.

Unterdessen war auch in Garches das Feuer losgegangen. Die ersten schwachen Posten mußten dort dem feindlichen Stoße weichen. Nun kam Hauptmann von Bünau mit seiner Kompanie V. Jäger daher.

„Werft die Kerls hinaus, daß ihnen die Wiederkehr für immer vergeht! Marsch, marsch, hurra!"

Bei solcher Eile hatten die Jäger gar keine Zeit zum Feuern. Für die Franzosen dagegen war es bald höchste Zeit zu verduften, denn wer sich nicht sehr beeilte, erlag den Hirschfängern der Grünröcke und den Bajonetten der noch hinzukommenden 59er.

In der Mitte der preußischen Stellung, in der Bergerie, hatte sich noch rechtzeitig Hauptmann von Schwemler mit der 1ten Kompanie V. Jäger festsetzen können. Obwohl fünf französische Bataillone dagegen anstürmten, brachten sie das kleine

Häuflein doch nicht hinaus. Der Hauptmann leitete eben zu kaltblütig und entschloffen die Verteidigung und seine Jäger schoffen zu gut und sicher.

Auch die 58er waren in Montretout in den Kampf getreten und bald hieß es für die in St. Cloud eingedrungenen französischen Mobilgarden „Stopp" und für die vor Garches stehenden sogar „Marsch zurück". Als weitere 58er sich auch nach St. Cloud wandten, gelang es überdies, den Bahnhof wieder zu erobern. Im nördlichen Teil des Städtchens währte aber der Häuserkampf mit gleicher Hartnäckigkeit fort. Es waren Bretagner, welche sich hier so brav hielten.

Während dieser Zeit trafen auch die Batterien des V. Korps ein und entwickelten bald eine solche Überlegenheit über die feindlichen, daß man schon gegen Mittag auf dem rechten deutschen Flügel und in der Mitte der Schlacht ohne jede Besorgnis wegen eines etwaigen Erfolges der Franzosen sein durfte.

Gegen den linken Flügel des V. Korps gingen die Divisionen des Generals Ducrot vor, Im Parke von Buzanval stießen sie bald auf die sie ruhig erwartenden 50er, während links derselben, bei La Malmaison 37er den französischen Massen einen recht heißen Empfang bereiteten. Es gelang zwar dem übermächtigen Angreifer die äußere Mauer des Parkes von Buzanval zu überschreiten und sogar noch verschiedene Stellen der inneren zu durchdringen. Nun stürzte sich aber Hauptmann von Boguslawski mit 2 Kompanien 50er auf sie und warf sie wieder glänzend zurück.

Als weitere 50er und 37er auf diesem Teile des Schlachtfeldes eintrafen, ferner hier ebenfalls die Batterien des V. Korps, unterstützt von 2 Gardelandwehrbatterien und 4 Batterien des IV. Korps zur Thätigkeit gelangten, verwandelte sich auch auf diesem linken Flügel der Kampf bald in ein stehendes Feuergefecht. Ein gegen 2 Uhr unternommener erneuter Angriff der Franzosen gegen den linken Flügel und die Mitte der Preußen wurde, trotzdem er unerschrocken ausgeführt war, mit leichter Mühe abgewiesen und damit erlahmte hier die Angriffskraft der

Franzosen. Ein Vorgehen der 37er, um La Malmaison wieder ganz in Besitz zu nehmen, hatte einen fluchtartigen Rückzug der dort stehenden Nationalgarden zur Folge.

Hartnäckiger war der Kampf rechts davon bei der 9ten preußischen Division, obgleich die Franzosen sich von etwa 2 Uhr an auch hier nur auf die Abwehr beschränkten. Um diese Zeit befahl der Divisionskommandeur, General von Sandrat, den Gegenangriff. Vorzüglich gingen die 59er des Majors Cumme vor. Allein der Feinde waren zu viele und nach schweren Verlusten mußte dieser Vorstoß als gescheitert angesehen werden. Neben dem letzteren Versuche machte Oberst von Köthen mit seinen Königsgrenadieren einen ähnlichen. Der ergab besseren Erfolg und ermöglichte vor allem das Zurückwerfen der mit neuen Verstärkungen vorgegangenen feindlichen Brigade Fournès. Die außerdem hier eingreifenden 47er bewirkten bald, daß der Kampf sich entschieden für die Preußen günstig gestaltete. Noch weiter rechts gelangen verschiedene andere Vorstöße der Königsgrenadiere, 59er und V. Jäger und alle diese Abteilungen faßten im Vorgelände festen Fuß. Dagegen scheiterte der von je einer Kompanie 59er, V. Jäger, 88er und 2 Kompanien 58er unternommene Versuch der Wiedereroberung der Montretout-Schanze an dem rasenden Schnellfeuer der 2 Bataillone starken feindlichen Besatzung.

Gegen Abend waren nunmehr die Franzosen fast überall wieder zurückgeworfen worden und an verschiedenen Stellen befanden sich preußische Abteilungen sogar im Vorgelände vor ihrer ursprünglichen Linie. Nur der Park von Buzanval, der nördliche Teil von St. Cloud und die erwähnte Schanze befanden sich noch in den Händen des Feindes. Der Besitz der letzteren hatte für die ganze Stellung einen großen Wert.

„Dieser Posten ist entweder heute abend oder morgen in der Früh unter allen Umständen zu nehmen!"

Dieser Befehl von Excellenz von Kirchbach war deutlich genug. General von Sandrat beschloß seine sofortige Ausführung und erteilte dem General von Bothmer die betreffenden Befehle.

Am Abend nach dem Kampfe waren die 46er wieder in ihre Kantonnements abgerückt.

„Der Teufel hol die ganze Geschichte. 10 Stunden im Regen und Schnee als Reserve herumstehen und keinen Schuß abgeben dürfen, das ist doch zu ärgerlich."

„Hilft eben nichts. Unsere Vortruppen waren zu tapfer. Darum hat man die Reserve nicht mehr gebraucht. Na mach' Dich jetzt wenigstens so gut als möglich trocken und sieh, daß Du etwas zu essen findest. Gute Nacht Hans!"

„Gute Nacht Erwin! Schlaf wohl!"

Kaum waren die beiden Hauptleute in ihre Quartiere getreten, da scholl schmetternd der Alarmruf durchs Ort.

„Oho, was ist denn los?" Jauchzend stürzt der Bursche des Offiziers in dessen Zimmer.

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, wir gehen doch noch vor. Es geht wieder los." Gleich darauf trat der Feldwebel dem sofort auf die Straße eilenden Kompaniechef entgegen: „Das Regiment ist dem General von Sandrat zur Verfügung gestellt und soll die Montretout-Schanze stürmen."

„Bravo, Feldwebel, das ist ja ausgezeichnet. Steht die Kompanie schon?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Die Leute jubeln alle und rufen fortwährend: Hurra, es gibt Arbeit."

„Ja, ja, es sind brave Burschen, unsere Niederschlesier. Hoffen wir, daß nicht viele ihre Tapferkeit mit dem Tode bezahlen müssen."

In einer ganz unglaublich kurzen Zeit war das Regiment bereit und marschierte 9¾ Uhr abends in stockdunkler Nacht ab in ein ihm unbekanntes, morastiges Gelände. Das störte nicht. Nun meldeten sich V. Jäger beim Oberst von Eberhardt und wurden den Kompanien als Führer zugeteilt.

„Meine Herren, wir kommen jetzt in die Nähe des Feindes. Halten Sie auf Ruhe! Kein Schuß fällt! Vorwärts!"

Lautlos bringt die Kolonne vor. 88er und 58er schließen sich an.

„Haltez-la! Qui vive!“

Keine Antwort. Stumm schiebt sich eine dunkle Masse heran. Der französische Posten schießt darauf und brennt dann durch, so schnell er kann.

Neue feindliche Schüsse fallen. Keine Antwort. Nur halblaute Stimmen kommandieren „Vorwärts, vorwärts!“

„Da ist die Schanze!“

„6te Kompanie über die Mauer!“ Ohne Widerstand steigen die 46er über die Mauer, 88er und 58er über die Seitenböschungen in das Werk. „Der Feind hat die Schanze geräumt.“

„Halt, dort brennt ein Licht!“

Im Nu dringen die 46er in den bombensichern Raum des Reduits. Da finden sie 1 französischen Offizier und etwa 30 Mann teils schlafend, teils Kaffee kochend. Sofort sind denselben die Gewehre entrissen und sie selbst zu Gefangenen gemacht. Nun wurde die eroberte Schanze regelrecht mit Posten besetzt.

Nicht so leicht war es der rechten Kolonne des Majors Schulz mit den 47ern gelungen, St. Cloud wieder zu nehmen. In einzelnen Häusern hielten sich die Franzosen mit zähester Tapferkeit. Wegen der Dunkelheit der Nacht beschränkte man sich vorläufig darauf, sie fest zu umschließen.

Am anderen Morgen wartete man allgemein auf eine Wiederholung des französischen Angriffs, allein vergeblich. General Trochu hatte genug, denn erstens waren seine Verluste vom gestrigen Tage sehr empfindlich, indem sie 189 Offiziere und 3881 Mann betrugen, und zweitens war die Haltung der Nationalgarden eine so unbotmäßige, daß man klar einsah, diese Bande konnte nicht mehr gegen den Feind geführt werden. Deshalb wurde der Befehl zum Rückzug erteilt und letzterer in einer mehr wie fragwürdigen Ordnung ausgeführt. Die in St. Cloud eingeschlossenen armen Bretagner Mobilgarden wurden ganz vergessen und auch am 20. trotz ihrer Zeichen nicht berücksichtigt. Sie mußten sich dann in der Stärke von 18 Offizieren und 329 Mann ergeben, als man preußischerseits 2 Kanonen gegen die von ihnen besetzten Häuser auffuhr.

Das war der Ausgang dieses letzten großen Ausfalls der Pariser, der dem V. Korps noch zu einem bedeutenden Siege verhalf. Denselben hatte es mit einem Verluste von 40 Offizieren und 570 Mann erkauft.

Am 19. Januar ließ sich schon deutlich ein Verfall der französischen Armee erkennen. Trotz der anfangs brav ausgeführten Angriffe schlugen sich selbst die Linientruppen nicht mehr mit der zähen Ausdauer, wie z. B. noch am 30. November und 2. Dezember und die Nationalgarden erwiesen sich als vollständig unbrauchbar. Es ging eben nicht nur mit den physischen, sondern auch mit den moralischen Kräften der Belagerten zu Ende und mit Sicherheit ließ sich nunmehr der baldige Fall von Paris voraussehen.

XII.

Die Übergabe der Stadt. An der Demarkationslinie. Der Einzug in Paris. Der Friede und die Räumung Frankreichs.

Nach dem blutigen Schlußakt am Mont Valérien betrieb man deutscherseits mit neuem Eifer die Ausdehnung des Bombardements, welches nunmehr auch auf die Nordseite von Paris erstreckt wurde. Bis zum 21. Januar waren 48, bis zum 26. 80 Belagerungsgeschütze gegen die französischen Werke bei St. Denis in Thätigkeit. Trotzdem die Belagerten mit 143 schweren gezogenen Kanonen dagegen auftreten konnten, waren sie nach etwa 2 Tagen im wesentlichen doch überwältigt. Es genügt eben nicht, gute Geschütze zu gießen, sondern man muß auch tüchtige Offiziere und Mannschaften zu ihrer Verwendung anstellen und daran fehlte es den Franzosen im Vergleich mit ihren Gegnern gründ-

lich. Darin beruhte die Überlegenheit der der Zahl nach so schwachen deutschen Belagerungsartillerie.

Am 26. abends waren die Werke vor und bei St. Denis so zusammengeschossen, daß von einer ernstlichen Verteidigung derselben gegen einen Infanterieangriff keine Rede mehr sein konnte. Die deutschen Granaten der nunmehr vorgerückten Belagerungsbatterien erreichten jetzt mit leichter Mühe die Stadt St. Denis und erregten dort ein solches Entsetzen, daß die Bevölkerung in Massen nach Paris floh und auch dort Angst und Schrecken verbreitete.

Ähnlich sah es im Süden von Paris aus. Vanves, Issy und fast alle Zwischenbatterien der Franzosen waren vollständig zerschossen. Auch im Osten war das feindliche Geschützfeuer ganz zum Schweigen gebracht.

So sah es also mit den meisten Forts der belagerten Stadt aus. Deren vollständige Einnahme war nur noch eine Frage von wenigen Tagen.

In Paris selbst ging es toll zu. Je mehr sich die Belagerung ihrem Ende näherte, je drohender das Gespenst einer Hungersnot auftauchte, je erfolgloser sich die Ausfälle gegen die Deutschen erwiesen, desto unbotmäßiger wurden die unteren Volksmassen, desto deutlicher trat die Schreckensgestalt der Kommune in den Vordergrund, desto schwieriger wurde die Lage der gewiß nicht auf Rosen gebetteten Mitglieder der Regierung. Wiederholt rächte sich das so reich angewendete Phrasentum. Auch der Gouverneur Trochu hatte sich durch dasselbe lächerlich gemacht.

„Rassurez-vous: le gouverneur de Paris ne capitulera pas.“ Dem Tode, wie ein alter Römer, hatte er sich aber auch nicht geweiht; wenigstens war es deutschen Granaten durchaus unmöglich, bei der einzigen Gelegenheit, wo er außerhalb Paris auftrat, am 19. Januar, ihn zu treffen, weil er von dem durch unsere Geschütze nicht erreichbaren Mont Valérien nicht herunterging. Nun, er fand wenigstens einen Ausweg, indem er von der Stelle des Gouverneurs zurücktrat und man einfach dieselbe

ganz eingehen ließ. Da jetzt kein Gouverneur mehr vorhanden war, konnte auch keiner kapitulieren. Probatum est.

Damit war aber Paris nicht geholfen. Als man die Maires der Stadt zusammenrief und ihnen von der Übergabe sprach, wehrten sich die kommunistisch Gesinnten unter ihnen und verlangten wieder einen Massenausfall. Nun frug man die Generale, dann die Stabsoffiziere, schließlich sogar die Kapitains um ihre Ansicht über ein solches Unternehmen. Alle älteren Offiziere sagten: „unmöglich". Einige jüngere sprachen noch von Mitteln und Wegen, wie man die Einschließungstruppen durchbrechen könne. Als man sie hierauf frug, was dann mit der vielleicht durchgekommenen Armee ohne Munition und Lebensmittel geschehen würde, antworteten sie: „Sie wird vernichtet werden". Jetzt erkannten alle Einsichtsvollen die Unmöglichkeit weiterer Ausfälle an.

Furchtbar drohend wiesen jetzt die täglichen Berichte auf das entsetzliche Wort „Hungersnot" hin. Am 24. waren die Bestände der Stadt zu Ende. Man lebte jetzt von den an die Bevölkerung ausgeteilten Vorräten der Besatzung. Aber wie! Die tägliche Portion für den Kopf betrug an Brot 300 Gramm, an Pferdefleisch 30 Gramm. Die Sterblichkeit hatte sich schon jetzt verdreifacht. Noch einige Tage konnte man auf diese Weise das Leben der 2 Millionen in Paris zusammengedrängten Menschen hinfristen. Was dann? Das wären keine Helden, sondern Verbrecher gewesen, die sich den Folgen eines noch weiter getriebenen Widerstandes verschlossen hätten. Die Regierung in Paris sah dies auch ein, am 23. Januar begannen die Verhandlungen mit den Deutschen wegen der schleunigsten Verpflegung der Stadt, am 26. abends 12 Uhr wurden auf gemeinsame Verabredung hin die Feindseligkeiten eingestellt und alle Zufuhren freigegeben. Dafür mußten sämtliche Forts, einschließlich des Mont Valérien, den Deutschen übergeben und die Stadtumfassung entwaffnet werden, Paris hatte also kapituliert.

Am 28. Januar kam ein für ganz Frankreich, mit Ausnahme der Departements Doubs, Jura und Côte d'Or, sowie

der Festung Belfort geltender Waffenstillstand zur Annahme und wurden die Bedingungen wegen der vollständigen Übergabe von Paris geregelt. Demgemäß ergab sich die gesamte Besatzungs-Armee als kriegsgefangen. Deren Abführung unterließ man aber einstweilen noch. Dagegen hatten Linientruppen, Mobilgarden und Marinetruppen, mit Ausnahme von 12,000 Mann, welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung bestimmt waren, sofort die Waffen abzuliefern. Graf Bismarck wollte im Interesse der Pariser auch die Entwaffnung der Nationalgarde verlangen. Die französische Regierung verweigerte dies in kurzsichtigem Eigensinn. Uns konnte es gleichgültig sein. Also ließ man diesen verrohten Massen ihre Gewehre und die Folge davon waren die das ganze Menschengeschlecht entwürdigenden Greuelscenen der Kommune.

Bei den Einschließungstruppen verbreitete sich die frohe Kunde erst allmählich im Laufe des 27. und bei den Vorposten sogar erst am Vormittag des 28. Januars.

Bei Bagneux standen in der Nacht vom 27. zum 28. Januar Altbayern der 7ten Brigade auf Vorposten. Gegen Morgen waren von den Feldwachkommandanten die täglichen Patrouillen abgeschickt und dann nach rückwärts die Meldungen „Nichts Neues“ entsendet worden. In der Erddeckung vor der Nordfront von Bagneux, nur 900 Meter von den Franzosen entfernt, lagen die 60 Mann der dortigen Feldwache eigentlich doch recht miserabel. Deshalb wohl befand sich der Gefreite Moosbitscher nicht in rosiger Stimmung.

„Eatzt derft's scho bal' aus sein“, meinte er ärgerlich.

„Söll moin' i a, aba so a vierzeh' Täg wird's scho no dauern. Un d' Forts müss'n m'r a no stürme“, bemerkte ein anderer.

„Wann dös wohr is und 's kummt no zum Sturm a, nocher d'rschlog'n m'r 's aba alli die Sakra, die verfl.....! — Na, wos is denn do los?“

Plötzlich wurde außen die Stimme des zum Melden ab-

geschickt gewesenen Gefreiten Enzhuber hörbar. Derselbe rief — nein er brüllte wie ein Wahnsinniger in einem fort:

„Rrraus! Rrrrrauauaus!"

„Der Kerl is übig'schnappt!"

„Unteroffizier Haller, sehen Sie doch nach, was dem Menschen fehlt und bringen Sie ihn zur Ruhe!"

„Zum Beföll, Herr Leitnant!"

Der Unteroffizier kroch aus der Deckung, schritt auf den ankommenden Gefreiten zu und donnerte ihm entgegen:

„Halts Maul, Kerl! Bist ebb'r b'soff'n?"

„Nix b'soffn, aba damisch vor Freid. Der Krieg is aus, Paris hat kapituliert."

„Wos sog'st? Kapituliert hot's? Is a g'wiß wohr?"

„Natirli is wohr. I' bring' ja 'n Beföll zum Einrucka!"

Da konnte sich der Unteroffizier auch nicht mehr helfen. Er vergaß ganz die Vorgesetztenwürde, warf sein Gewehr in die Höhe, fing es wieder auf und rief genau so, wie er es zu Hause in der Jachenau, in dem herrlichen Hochalpenthal, gewöhnt war: „Ju, Juuh! Juhe! Hurra! Hurra! Juchz!"

„Na, eatzt is der a verruckt!"

Der Leutnant aber teilte nicht diese Ansicht eines Mannes, denn er ahnte die Wahrheit, sprang aus der Deckung und rief hastig: „Was gibts denn?"

Der Gefreite und der Unteroffizier antworteten gleichzeitig: „Paris hat kapituliert, Herr Leutnant!"

Der erstere fügte noch bei: „Die Feldwache hat nach Sceaux ins Quartier abzurücken!"

Auch den Leutnant überwältigte die Gewalt dieser Worte. Er konnte nicht anders, er mußte aus vollem Herzen rufen: „Hurra, hurra, hurra!" Dann sprang er an die Deckung und an dem Klange seiner Stimme vernahm die Mannschaft, daß keine Täuschung mehr möglich sei:

„Heraus Leute! Paris hat kapituliert! Mit dem Herumliegen in den schmutzigen Erddeckungen ist es vorbei. Bald wird es Frieden geben!"

So schnell waren die munteren Burschen sonst nur bei Ausfällen aus ihrer Deckung gekrochen. Nun wurde gejubelt, gesprungen, getanzt; man wünschte sich Glück, man machte Scherze und Possen, man küßte sich; kurz die Leute waren wie von der Tarantel gestochen, aber alles aus Freude und Glück über ihren endlichen Sieg und das Aufhören der doch sehr empfindlichen Entbehrungen und Mühsalen. Von Herzen konnte man ihnen auch ihre tollen Freudensäußerungen gönnen, denn was sie in der 132tägigen Einschließung alles durchgemacht, war nicht wenig.

Gleicher Jubel herrschte überall und wo man an diesem Tage hinkam, ging das frohe Treiben wieder von neuem an. Bald zeigten sich die ersten Folgen der Übergabe. Truppenweise kamen unbewaffnete Soldaten aus der französischen Vorpostenlinie und unterhielten sich mit den Deutschen. Meistens baten die armen Kerls: „Brud — nix Brud?“ Gerne teilten unsere Leute mit den hungernden Kameraden der nun nicht mehr feindlichen Armee die Vorräte ihrer Brotbeutel.

Schließlich artete das Herankommen der Franzosen aber so aus, daß man sie auf ernste Art abweisen mußte. Am 29. früh 10 Uhr erhielt der Oberleutnant Leeb der bayerischen V. Jäger den Befehl, mit einer Patrouille in das Fort Vanves zu gehen, um nach den Offizieren zu fragen, die den Kapitulationsbestimmungen gemäß das Fort zu übergeben hatten, aber noch nicht zur Stelle waren. Die letzten Worte des Generals von Hartmann lauteten: „Sehen Sie sich die Straßen genau an, ob keine Torpedos gelegt sind und man gefahrlos hinein reiten kann.“ Dieser Zusatz dämpfte etwas den Enthusiasmus des Offiziers. Er zögerte aber trotzdem keine Sekunde.

„Zur Feier der Übergabe von Paris in die Luft fliegen! Scheußlich wäre es! Aber — ach was! Es wird schon gehen! Drauf los!“

Nach wenigen Hundert Schritten befanden sich der Leutnant und seine Patrouille vor der französischen Stellung. Kein Torpedo wurde bemerkt. Da stand ein Offizier. Den militärischen Gruß des Bayern erwiderte der Franzose nicht.

„Gut denn! Reden wir kurz und bündig.“ Ziemlich scharf klang nun die Frage des Deutschen: „Où est le chemin dans le Fort Vanves?“

„La première route à gauche!“

„Merçi beaucoup!“

Der Leutnant und seine Patrouille folgten der bezeichneten Richtung. Überall zerstreute Gruppen von französischen Soldaten: „Ah! Des Prussiens.“

Überrascht staunten die Rothosen ihre Überwinder an. Ein Posten präsentierte sogar in seiner Bestürzung, wurde aber nachher gehörig von seinen Kameraden verhöhnt. Die Leute benahmen sich vielfach schlecht, sogar unwürdig, indem sie wiederholt ausspien und beleidigende Worte riefen. Vor dem Fort stand eine geschlossene Kompanie. Das war gegen die Bestimmungen, denn die Werke sollten schon geräumt sein. Auch hier betrugen sich die Soldaten keineswegs ihrer Lage angemessen. Der Kapitän steuerte ihnen nicht, gab aber dem Oberleutnant Leeb auf sein Ersuchen einen Leutnant als Begleiter mit. Dieser benahm sich sehr gut, trat auf die linke Seite des Bayern und führte ihn mit freundlichsten Worten durch die Menge. Dieselbe, meist aus Mobilgarden bestehend, zeigte sich fortwährend ungeberdig und undiszipliniert. Nur eine Abteilung Marinesoldaten machte eine rühmliche Ausnahme. Tiefe Betrübnis in den Gesichtern standen diese schönen breitschulterigen Männer da. Kein Wort kam beim Anblick der Deutschen über ihre Lippen, keine Miene verzog sich. Die Überzeugung eines vornehmen Ignoriertwerdens seitens dieser braven Gegner prägte sich dem Oberleutnant Leeb und seinen Leuten als dauernde Erinnerung ein. Das Betragen der übrigen Franzosen aber zwang den sehr brav und schneidig auftretenden französischen Leutnant, wiederholt mit Gewalt verschiedene ausartende Kerls zur Seite zu schieben. Öfters wurde er dafür mit Worten, einmal sogar durch Drohung mit einem Kolbenhieb beleidigt. Dennoch gelang es teils seinen Bemühungen, teils dem ernsten, bestimmten Auftreten der Bayern, in das Fort und zu dem

Kommandanten desselben zu gelangen. Das Innere des Werkes bot den Anblick der entsetzlichsten Verwüstung und Unordnung. In einer Vertiefung bemerkte man mehrere Gräber. „Voilà les résultats de votre artillerie", meinte der Führer. Im Hofraum sah man zerschossene Laffetten, dann die Ruinen der Innenbauten und überall Schutt und Schmutz. Plötzlich öffnete der französische Leutnant eine Thüre. Es war die Kantine, in der sich der Kommandant und die meisten Offiziere gerade beim Frühstück befanden. Die machten nicht wenig verdutzte Gesichter beim Erblicken des unerwarteten Gastes. Die Marketenderin goß in der Überraschung den Cognac, den sie gerade einschenken wollte, über den Tisch, die Unterhaltung hörte auf und alles harrte der Dinge, die da kommen sollten. Nun konnte Oberleutnant Leeb um so leichter seinen Auftrag ausführen, als der Kommandant sich sehr höflich und entgegenkommend erwies und als Elsässer außerdem die Unterredung deutsch führte, wodurch unliebe Einmischungen vermieden wurden. Man erfuhr hier auch, daß nur solche Torpedos gelegt seien, die vom Fort aus auf elektrischem Wege gezündet werden konnten, also jetzt gefahrlos waren.

Nach kurzer Zeit kam der bayerische Offizier mit seiner Patrouille, infolge des Einschreitens des französischen Kommandanten nunmehr unbehelligt zurück und erstattete seine Meldung. Er war der erste Deutsche im Forts Vanves gewesen.

Während des Waffenstillstandes wurde um ganz Paris herum eine sogenannte Demarkationslinie bestimmt, welche kein Franzose ohne einen von den Mairien in Paris gestempelten Paß überschreiten durfte. Um diese Linie besser zu erkennen, hatte man sie — Hohn des Schicksals — durch einen Draht bezeichnet, der nun einen neuen eisernen, freilich sehr dünnen Ring um die ganze Stadt bildete. Hinter demselben standen und ritten die deutschen Posten und wiesen rücksichtslos jeden zurück, der auf anderen als auf den dazu bestimmten Hauptstraßen Paris verlassen wollte. Hier aber standen die deutschen wachhabenden Offiziere, ließen sich die Päße vorzeigen und ent-

schieden dann, wer passieren durfte, wer nicht. Dabei gab es die lustigsten Scenen, bei denen besonders wir jüngere Offiziere natürlich uns auch manchen schlechten Witz erlaubten. Kam da einmal zu mir, als ich an der Route de Charenton den Wachdienst versah, ein reizendes Mädchen in Begleitung eines ganz gut aussehenden Herrn.

„Le laisser passer, s'il vous plait."

„Le voilà, mon Lieutenant." Ich wunderte mich schon, warum das niedliche Mädchen und nicht der ältere Herr den Sprecher machte. Richtig da merkte ich schon den Grund.

„Aber, ma belle, das ist ja nur ein Paß für Sie und nicht auch für Ihren Begleiter."

„Oh das thut nichts; ich werde doch meinen Onkel mitnehmen dürfen."

„Ohne Paß? Nein."

Nun legte sie sich aufs Bitten und Betteln und kokettierte so entzückend mit den schönen Augen, daß es mir ganz warm ums Herz wurde. Allein im Dienst hat man kein Herz und ich blieb fest bei meinem Nein.

Schließlich lachte sie darüber und meinte ganz naiv: „Nun gut, Onkelchen, da kehrst Du eben nach Paris zurück und holst Dir einen Paß. Ich warte hier in Charenton. Morgen um diese Zeit kannst Du wieder da sein. Quartier wird es hier schon geben. Vielleicht helfen Sie mir, ein solches zu finden, Herr Leutnant?" Das hatte ich nicht erwartet. Allein es war das Vernünftigste und dabei blieb es auch.

Die Pariser betrachteten bald den Ausflug an die Demarkationslinie als eine Art von Sport. Die feinste Welt bis herunter zu wirklich verkommenen Geschöpfen erschien an der Drahtlinie nur „pour voir les prussiens". Außerdem entwickelte sich hier bald ein sehr reger Tauschhandel. Wir ließen uns aus Paris Bijouteriewaren, Kleider, Luxusgegenstände, Sekt und alles, was zum Vergnügen dient, kommen und zahlten dafür anfangs mit „Brot, Würsten ꝛc.", später freilich mit Gold und zwar mit recht viel. Daran lag uns aber nichts, denn wir

bekamen ja außer unseren Kriegsgehältern täglich — man lese und staune — täglich 15 Francs Zulage.

Neben diesem bunten, lustigen, oft auch wirklich tollen Treiben an der Demarkationslinie, fanden aber auch einerseits die Wiederversorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln, anderseits die Auslieferung der Waffen ꝛc. statt und täglich passierten lange Züge auf den Bahnen und Landstraßen unsere Linien. Abgeliefert wurden von den Parisern: 602 Feldgeschütze, 177,000 Gewehre, 1200 Munitionswagen, 1362 Festungsgeschütze, 1680 Festungslaffetten, 860 Protzen und eine ganz außerordentliche Menge von Munition.

Während des Waffenstillstandes dauerten die Operationen in den ausgeschlossenen Departements fort und führten zum Übertritt der französischen Ost-Armee in die Schweiz und zur Einnahme von Belfort.

Nun endlich hatten die Franzosen genug. Zuerst wurde der Waffenstillstand um 5 Tage verlängert und dann am 26. Februar der Abschluß der Friedenspräliminarien zu stande gebracht.

Eine der für die bisherigen Belagerungstruppen wichtigsten Bestimmungen war die, daß je 30,000 Mann deutsche Truppen ihren Einzug in den schönsten Teil von Paris, durch den Arc de Triomphe über die Champs Elysées bis zu den Tuilerien, halten sollten. Wegen der Beschleunigung des Austausches der Ratifikationsurkunden gelangten nur die 30,000 Mann der ersten Staffel zu diesem ewig denkwürdigen, unvergeßlichen Triumphzuge. Ich selbst war einer der wenigen vom Glücke Begünstigten, die einen dieser Tage mitmachten, und zwar nur deshalb, weil ich als Verwundeter und Rekonvaleszent noch wenig Dienst that, von meiner Truppe abkommen konnte und deshalb mit Kameraden nach Paris reiten durfte.

Nach Paris! Noch jetzt pocht das Herz lebhafter, wenn ich daran denke, wie wir an jenem Morgen uns in fieberhafter Erregung befanden. Unsere Pferde flogen, dem Drucke der Schenkel nachgebend, nur so dahin. Nun lagen das Dorf und

Bois de Boulogne hinter uns, der hohe Triumphbogen tauchte auf und plötzlich standen wir auf den weiten, prächtigen Champs Elysées.

Das war ein Anblick! Rechts und links der breiten Straße, vor dem Bogen auf der Place de l'Etoile standen geladene preußische Kanonen und schauten mit ihren Mündungen hinunter gegen die Tuileries. Wehe, wenn irgend jemand aus der vieltausendköpfigen Menge es gewagt hätte, gegen die deutschen Truppen feindselig auftreten zu wollen! Die letzteren hatten unter den freilich noch nicht belaubten Bäumen ihre Gewehre zusammengestellt und bewegten sich jetzt bunt auf der Straße durcheinander, während sie nachts in den angrenzenden Häusern untergebracht gewesen waren. Auf der Place de la Concorde lagerten verschiedene schon versammelte Abteilungen, während andere noch in den Gärten der Tuileries unter Führung von Offizieren umhergingen. Vormittags 10 Uhr begann der Rückmarsch. Wie das wogte und blitzte von deutschen Uniformen und deutschen Bajonetten hier mitten im schönsten Teile der feindlichen, endlich bezwungenen Hauptstadt! Sämtliche Truppen marschierten durch den beim Einzug in kindischer Art verbarrikadiert gewesenen Arc de Triomphe. Ein Triumph war es wirklich, als wir unter seinem gewaltigen Bogen „Hurra" riefen und nicht mitempfinden, aber verstehen kann der Leser die Gefühle, die uns damals ergriffen, uns, die Bezwinger von Paris, die Sieger über das mächtige Frankreich.

Wie über diese glückliche erste Staffel am 1. März, so hatte Seine Majestät der Kaiser am 3. März auch über die zweite eine Parade auf dem Longchamp im Bois de Boulogne abgehalten. Tags zuvor erhielt die Kaiserin Augusta folgende Depesche ihres hohen Gemahls:

„Soeben habe ich den Friedensschluß ratifiziert, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist. Soweit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleich-

lichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank. gez. Wilhelm."

In einer so bescheidenen, sich selbst nicht im geringsten hervorhebenden Art äußerte sich Kaiser Wilhelm über die gewaltigen Erfolge dieses großen Krieges. Überhaupt ist in keiner seiner Depeschen, Ansprachen und Proklamationen jemals von seinen eigenen Leistungen die Rede. Immer spricht aus denselben nur der Dank an Gott, die Armee und das ganze deutsche Volk heraus. So denken, sprechen und handeln konnte eben nur ein wirklich großer Mann.

Durch den Friedensvertrag verpflichtete sich Frankreich einen Teil von Lothringen mit Metz, sowie das Elsaß mit Ausschluß der Festung Belfort an Deutschland abzutreten und eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Francs zu zahlen. Von dieser Summe mußten 1 Milliarde noch im Jahre 1871, die übrigen im Laufe der nächsten drei Jahre bezahlt werden.

Dies waren die materiellen Folgen unserer Siege, welche wir durch einen Verlust von im ganzen:

5254 Offizieren und 122,613 Mann, worunter
1700 Offiziere und 26,896 Mann tot

erkauft haben.

Am 15. März nahm Seine Majestät in dem von Nancy aus datierten Armeebefehl*) Abschied von seinen Truppen und kehrte nach Deutschland zurück. Von den letzteren waren das Gelände zwischen Seine und Loire, sowie das ganze linke Seineufer schon geräumt worden. Der weitere Heimmarsch sollte angetreten werden. Da gab es noch einmal einen Aufenthalt. In Paris hatte die Kommune die Oberhand erlangt. Herr Thiers zog am 18. März die letzten noch verlässigen Truppen

*) Siehe Band IV Seite 229.

der französischen Besatzung von Paris nach Versailles und nun herrschte dort eine zügellose Schreckensgewalt, ganz ähnlich wie in den schauderhaftesten Tagen der Jakobinerzeit. Nachdem von jenen fanatisierten Massen alle Tollheiten zu erwarten standen, außerdem eine Niederlage der französischen Regierung in dem nun ausbrechenden Bürgerkriege die Abmachungen wegen des Friedens in Frage gestellt hätte, so mußten die deutschen Armeekorps noch einmal Kehrt machen und, die Waffen in der Hand, abwarten, wie der französische Bruderkampf enden werde. Die Truppen konzentrierten sich dicht auf dem noch besetzten Teile des alten Einschließungsgeländes, armierten von neuem die Forts im Osten, Nordosten und Norden von Paris und harrten Gewehr bei Fuß der kommenden Dinge. Unsere Posten standen dicht an und später, um sie vor verlorenen Kugeln beider Gegner zu sichern, in dem Graben der Hauptumfassung und wir Offiziere hatten uns in allen die Stadtmauer überragenden Häusern gedeckte Beobachtungsposten errichtet. Von diesen sahen wir, wie von den Orchesterlogen eines Theaters aus, Greuelscenen, welche selbst uns durch den Krieg und seine Schrecken hart gewordene Feldsoldaten mit Entsetzen, Ekel und Abscheu erfüllten.

Noch jetzt erfaßt mich bei der Erinnerung ein Schauer, wenn ich an die von einem Hause der Rue de la Voute du Cours aus von mir beobachtete Scene des Abschlachtens zweier Soldaten der Versailler durch 8 bis 10 Kommunards zurückdenke. Dort sahen wir nicht nur scheußlichere Kampfesbilder, als wir sie je in Bazeilles und den Vorstädten von Orleans erlebt, sondern wir waren auch die ersten und nächsten Zeugen, wie Pariser in tierischer Wut ihre eigenen Prachtbauten und Kunststätten dem Feuer übergaben, nur aus wahnsinnigem Verlangen zu zerstören und zu vernichten. Endlich am 28. Mai nach 8tägigem, mörderischen Straßen- und Barrikadenkampfe war von den Versailler-Truppen der Aufstand in Blut erstickt worden. Die Massenhinrichtungen dauerten noch länger fort. Dies berührte uns aber nicht mehr, denn mit dem Siege der französischen Regierung war der Grund eines längeren Ver-

bleibens der Deutschen bei Paris hinfällig geworden. Der Rückmarsch in die Heimat begann von neuem und erlitt nun keine Unterbrechung mehr.

Bald befanden sich die meisten Truppen wieder auf deutschem Boden, im Vaterlande, zu Hause.

Die 4te, 6te und 19te preußische Division aber, sowie die 2te bayerische, zu welch' letzterer auch ich gehörte, blieben noch bis zur vollendeten Zahlung der Kriegsentschädigung in Frankreich und kehrten erst im Herbste 1873 nach Deutschland zurück.

Schlußwort.

Das war der Krieg von 1870/71.

Wer hätte es damals am 18. Juli 1870, als König Wilhelm in der Antwort auf die Berliner Adresse sagte: „Ich habe diesen Krieg nicht zu verantworten. Gott weiß es, Ich trage keine Schuld. Eine Herausforderung war an Mich gerichtet; Ich mußte sie zurückweisen", geahnt, wie furchtbar sich diese Herausforderung an ihrem Urheber rächen werde! Wir Offiziere wußten zwar, daß, wie der König bei der gleichen Gelegenheit bemerkte, die Armee, das Instrument scharf und schneidig sei; allein solche Erfolge, solche Siege hat nicht einmal der sanguinischste von uns zu hoffen gewagt.

Sie kamen und vor allem: „Gott die Ehre!"

Allein die Armee ist berechtigt, mit Stolz zu sagen, sie habe, was menschenmöglich war, beigetragen, diese Siege zu verdienen. Sie sind nicht Unwürdigen umsonst in den Schooß gefallen. In ernster, harter Friedensarbeit wurde eben das Instrument, die Armee, scharf geschliffen, und das ist das hohe, gewaltige Verdienst Seiner Majestät des Kaisers Wilhelms I. gewesen. In erster Linie ist es der Geist, den er in das Heer gepflanzt hat, welcher uns den Sieg sozusagen garantierte. Wo gibt es ein Offizierkorps, das mit gleicher, unvertilgbarer Treue

für Thron und Vaterland einsteht, das von solchem Pflichtgefühl erfüllt ist und das mit gleichem Eifer sich geistig und praktisch so ausbildet wie das deutsche? Wo gibt es eine Mannschaft, die mit nur annähernd dem Gehorsam ihren Führern folgt, die mit ähnlicher Tapferkeit sich schlägt, die mit solcher Ausdauer die härtesten Strapazen und Mühsale ohne Murren und Grollen so erträgt wie die deutsche?

Was uns der Sieg an materiellen Vorteilen brachte, ist schön. Weit schöner aber sind unsere politischen Errungenschaften. Der letzte Mißton zwischen den einst sich feindlich gegenüberstehenden Bruderstämmen ist verschwunden. Stolz sagt jeder, stand seine Wiege an der Spree, am Meere, an den Alpen, an der Grenze oder im Innern des weiten Vaterlandes: „Ich bin ein Deutscher."

Das ist der größte Sieg, den wir erfochten: „Wir sind und bleiben einig, ein großes mächtiges Volk von Brüdern."

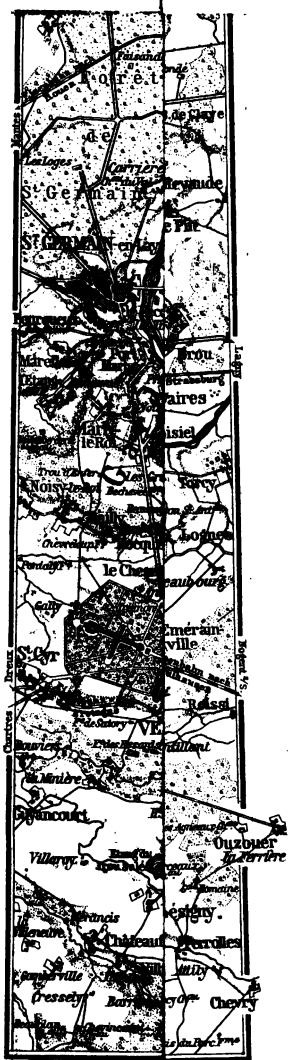
Und wie ganz anders stehen wir jetzt in der Welt da, als vor 1870! Scheu mußten wir damals nach Westen und nach Osten den Blick werfen, wenn es sich nur irgendwie um eine internationale Sache handelte.

Und nun! Wie horcht man jetzt nach den Pulsschlägen des Herzens von Europa — Deutschlands! Wie richtet man von allen Enden der Erde her den Blick sorgsam auf dieses Land und wie scheut sich jeder den vom Kaiser und seiner Regierung erhaltenen Frieden zu brechen aus Angst vor dem deutschen Heere.

„Wir Deutsche fürchten Gott; sonst niemand auf der Welt!" So sprach unser großer Kanzler! So ist es!

Das danken wir dem Kriege von 1870/71.

367789


Forêt
de
Les Loges
Carrière
St Germain
Reynude
St GERMAIN-en-Laye
Brou
Laguy
Noisy-le-Roi
Forcy
Lognes
le Chesnay
Emérainville
St Cyr
Dreux
Rossi
Ouzouer
la Ferrière
Villaroy
Chevry
Geograph. Anstalt von
Debes, Leipzig.
Deutsch

DC
293
K7
V.7

Call no.
DC
[illegible]3
K7
v. 7

Accession no.
367789